Frankfurter Zeitgemaesse Broschuren

PSamp 250.1.2

No 3470

Digitized by Google

Digitized by Google

Frankfurter
zeitgemäße Broschüren.

Herausgegeben

von

Dr. Johann Michael Raich.

Neue Folge.

Band XVI.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger, (P. Kreuer).
1895.

Digitized by Google

PGerm 250.1.2

COLLEGE LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Heft 1	Wasserburg, Ph., Die fünf Wunden Europas	1
„ 2	Zimmermann, A., S. J., Die vermeintlichen Segnungen der schottischen Reformation	33
„ 3	Hart, Johann, Die Schule im socialdemokratischen Zukunftsstaate. Nach socialdemokratischen Schriften dargestellt.	69
„ 4	Wasserburg, Ph., Der Niedergang der romanischen Völker.	109
„ 5	Weber, Dr, Heinrich. Die Klosterfuppe	137
„ 6	Hoffstetten, Frz. Alfr., Maria in der deutschen Dichtung des Mittelalters.	173
„ 7	Huppert, Dr. Philipp, Preußischer Ministerialerlaß betreffend die Lebensversicherungsgesellschaften. Reflexionen vom Standpunkte der Volkswirtschaft und der Moral	208
„ 8	Dael von Köth-Wanscheid, Freiherr, Dr. jur., Zur Agrorfrage. In wieweit trägt der deutsche Bauernstand selbst die Schuld an seinem Rückgang?	250
„ 9	Opitz, Herrmann, Superintendent a. D., Heinrich VIII. und Thomas Morus. Eine kirchen-politische Skizze	277
„ 10	von Detten, Georg, Landgerichtsrath zu Paderborn, Die Abtei Corvey, eine Cultur- und Bildungsstätte des Mittelalters	316
„ 11	de Waal, A., Rector des Nationalhospizes von Campo santo, Fünfundzwanzig Jahre in Rom 1870—1895. Ein Bild des katholischen Lebens in der deutschen Colonie.	339
„ 12	Kaufmann, Dr. Franz, Andreas Müller. Ein Altmeister der Düsseldorfer religiösen Malerschule	370

Digitized by Google

Die fünf Wunden Europas.

von

Philipp Wasserburg.

Bevor Gott den Menschen schuf, pflanzte er einen Garten und in diesen Garten hinein setzte er den Menschen, die Krone der irdischen Schöpfung. Er begabte sein Geschöpf nicht nur mit der Fähigkeit glücklich zu sein, sondern sich auch seines Glückes bewußt zu werden.

Er wollte darum, daß sein Geschöpf glücklich sei. Nicht erst im Himmel, den der Mensch sich durch seine frei gewollte Unterordnung unter Gottes Gebot verdienen, und der ihm dann ein Glück höherer Ordnung gewähren sollte, sondern schon auf Erden. Darum setzte er ihn in einen Garten, nicht in eine Wüste, nicht in eine Einöde. Die herrlichste Natur lag um ihn ausgebreitet, die köstlichsten Früchte reiften seiner Hand entgegen, Noth und Sorgen, Krankheit und Tod waren ihm ferne, nichts konnte sein Dasein trüben. Eins nur forderte der Schöpfer: daß das Geschöpf seinem Willen unterthan sei. Er forderte etwas, was er gar nicht zu fordern brauchte. Er hatte die Allmacht, das Geschöpf seinem Willen zu unterwerfen. Er hatte das Recht, nicht in der einen oder andern Sache, sondern in Allem und Jedem Gehorsam zu fordern, denn er war der Schöpfer, der Mensch nur sein Geschöpf. Es stand ihm frei, zu vernichten, was er geschaffen, er konnte anderes schaffen, als er geschaffen. Der Mensch stand ebenso, wie die ganze übrige Schöpfung, rechtlich und thatsächlich vollständig in der Willkür des Schöpfers.

Er hat das nicht gewollt. Die sittliche Majestät Gottes heischte auch von der irdischen Schöpfung eine sittliche Huldigung. Der Gehorsam des Menschen sollte kein erzwungener sein; er sollte nicht der Nothwendigkeit folgen, sondern in frei gefaßtem Entschlusse sollte er seinem Schöpfer seine Unterwerfung bezeugen, und dieser frei gefaßte Entschluß hätte dieser Unterwerfung einen sittlichen

Digitized by Google

Charakter verliehen, welcher der ganzen unbeseelten, ausschließlich den von Gott gegebenen Gesetzen folgenden Natur abging. Wie erhaben und überwältigend immer das Zeugniß ist, welches das ganze Weltall von der Größe, Allmacht und Weisheit des Schöpfers ablegt — der Huldigung, welche in dem geringsten Acte der Unterwerfung eines sittlich freien Wesens liegt, kommt es nicht gleich.

Und der Mensch hatte drei Gründe, von welchen jeder für sich betrachtet, tausendmal hätte hinreichend sein sollen, die geforderte Huldigung darzubringen.

Der erste dieser Gründe ist der Dank, den er seinem Schöpfer schuldete. Hatte er ihn ja doch aus dem Nichts hervorgerufen, mit den herrlichsten Gaben ausgerüstet, an die Spitze der ganzen irdischen Schöpfung gestellt, ihn in Glück und Überfluß gesetzt und ihm noch viel Höheres vorbehalten. Die Dankbarkeit mußte ihn allein verpflichten, jegliches Gebot zu achten, das ihm von solcher Seite zugekommen.

Aber nicht minder sagte ihm das die Klugheit. Er mußte sich sagen, daß der Schöpfer, der ihn aus dem Nichts hervorgerufen und ebenso wieder in das Nichts zurücksinken lassen konnte, ihm nichts befehlen würde, was nicht zu seinem eignen Nutzen gereichte. War er ein lebendiger Beweis der Güte Gottes, so war die ganze Natur, ihn inbegriffen, ein Beweis der göttlichen Weisheit, der sich ihm aufdrängen mußte. Wenn aber ein allgütiges und allweises Wesen eine Anordnung trifft, so sagt uns der einfachste Verstand, daß wir nichts klügeres thun können, als uns dieser Anordnung zu unterwerfen, und dies selbst in dem Falle, wo wir sie nicht verstehen, denn es gehört wahrhaftig keine große Gescheidigkeit dazu, sich klar zu machen, daß wir vieles nicht verstehen, und den Schluß zu ziehen, daß, wenn das Unverstandene von Gott kommt, es gut sein muß, während, wenn es von anderer Seite kommt, auch schlimm sein kann und darum eine gewisse Zurückhaltung geboten erscheint. Wenn also Gott und die Schlange in irgendwelchem Punkte das Gegentheil sagen, so gebietet nicht bloß die Dankbarkeit, sondern auch die Klugheit, daß wir Gott gehorchen und nicht der Schlange.

Der dritte Grund, der den Menschen hätte abhalten sollen, das göttliche Gebot zu übertreten, war die Todesdrohung, welche dem Gebote für den Fall der Uebertretung beigefügt war. Die Furcht vor Strafe ist zwar ein Beweggrund, der an sittlicher Höhe den beiden ersten nicht gleich kommt. Aber man sollte doch denken,

Digitized by Google

daß ein Mensch in paradiesisch-glücklichem Zustande alles vermeidet, was diesem Glücke ein Ende macht, und sollte auch durch die doch immerhin unverbürgte Verheißung höheren Glückes sich nicht hinreißen lassen, ein sicheres Glück, dessen er sich erfreut, in die Schanze zu schlagen. Auch im Paradiese gilt der Satz, daß ein Sperling in der Hand mehr werth ist, als die Taube auf dem Dache, und kommen noch die beiden obigen Gründe dazu, so stehen wir geradezu vor einem Abgrunde von Undankbarkeit und Thorheit, wenn wir die Uebertretung des göttlichen Gebotes uns vorstellen.

Aber der Mensch hat sich in diesen Abgrund gestürzt und von diesem Augenblicke an zog das ganze Heer der Plagen über das Menschengeschlecht. Wohl blieb ihm die Herrschaft über die irdische Natur, aber sie wurde eine störrische Untergebene. Im Schweiße des Angesichtes muß der Mensch der Erde die Früchte entreißen, deren er zu seiner Erhaltung bedarf. Und wie die Jahre zunehmen, nehmen die Kräfte ab. Bis zur Erschöpfung hat der Mensch zu arbeiten, um schließlich einem Heere von Krankheiten und dem Tode zu verfallen.

Und diese bis zur Erschöpfung gehende erzwungene Mühsal wäre noch das geringste Uebel gewesen. Es kamen andere Uebel einer höheren Gattung. Nicht nur mit der vernunftlosen Natur hatte der Mensch zu ringen, sei es zur Vertheidigung seines Lebens, sei es zur Erhaltung dessen, was er sich geschaffen, sei es zur Gewinnung dessen, was er an Lebensmitteln bedurfte, auch der Mensch trat dem Menschen gegenüber, ja er wurde bald sein furchtbarster Gegner. Man sollte es nicht für möglich halten, und wir würden verwundert die Köpfe schütteln über die Thorheit der Marsbewohner, wenn wir von ihnen Kunde bekämen, daß sie ihre Vernunft nicht nur dazu gebrauchen, sich zusammen zu gesellen, um die vernunftlose Natur zu ihrem Nutzen auszubeuten, sondern auch dazu, sich gegenseitig das Leben sauer und bitter zu machen, sich gegenseitig auszubeuten und zu verfolgen, ja sogar sich das Lebenslicht einander auszublasen: und alle diese Liebenswürdigkeiten nicht nur einer dem andern, sondern auch sich selber zu erweisen.

Und doch trägt sich dies alles nicht auf dem Mars zu, sondern auf der Erde. Wir sind es selbst, über deren Thorheit wir die Köpfe zu schütteln hätten; wir, deren Ahnen sich gegen Gott aufgelehnt, um zu werden, wie Gott, und die wir jetzt selbst auf dem am höchsten cultivirten Erdtheil so heruntergekommen sind, daß wir

Digitized by Google

würdig wären, ein Gegenstand unseres eignen höchsten Erbarmens zu sein. Dabei tragen sich immer mehr Leute mit der wunderlichen Einbildung, sie seien wie Gott, und das vermehrt immer noch die Größe unseres Unheils.

I.

Jeder Mensch hat von Natur aus den Trieb in sich zu genießen. Dieser Trieb kann also nichts Böses sein, denn sonst wäre etwas Böses aus der Hand Gottes hervorgegangen und das ist undenkbar. Die Genüsse selbst, welche der Mensch erstrebt, sind unendlich verschieden und richten sich ganz nach subjectivem Geschmacke. Dem Einen ist etwas ein Genuß, was dem Andern vollständig gleichgiltig ist, was einem Dritten geradezu Ekel erregt. Auch in anderer Weise lassen sich die Genüsse classificiren, sie sind geistig, sie sind sinnlich. Es gibt Genüsse des Verstandes, es gibt Genüsse des Gemüthes; es gibt Genüsse, an welchen der ganze Körper theilnimmt, es gibt Genüsse, die einzelnen Sinnen schmeicheln; an alle dem ist nichts Böses, so lange wir eingedenk bleiben, daß Gott Maß und Ziel eines jeden Dinges bestimmt hat, und so lange wir mit unseren Genüssen in den Grenzen und Schranken uns bewegen, die seine Weisheit zu ziehen beliebt hat. So lange das der Fall ist, ist der Genuß ein Mittel der Cultur, ein Mittel der Erhebung, ein Mittel der Erholung für Geist und Körper. Sobald wir über diese Schranken hinausgehen, sobald der Genuß anfängt, Ziel und Zweck unseres Lebens zu sein, sobald der Trieb zu genießen mit einem Worte in Genußsucht ausartet, gehört er zu den Quellen unserer gegenwärtigen unheilvollen Zustände. Die Genußsucht ist eine jener fünf entsetzlichen Wunden, aus denen Europa blutet — entsetzlich nach zwei Richtungen: einmal nach den erschlaffenden Wirkungen auf den Genußsüchtigen selbst, der dadurch angespornt wird, stets neue stärkere Reize zu suchen, und der damit einem frühen Siechthum verfällt. Wenn wir die furchtbare Zunahme der Selbstmorde betrachten, wie viele derselben sind auf Rechnung der Genußsucht zu setzen!

In viel höherem Maße ist aber die Genußsucht entsetzlich in ihren Wirkungen, die sie auf Andere hervorbringt. Es ist doch eine

Digitized by Google

sehr natürliche Sache, daß der Genußsüchtige Himmel und Erde in Bewegung setzt, um die Mittel herbeizuschaffen, deren er zur Befriedigung seiner Genußsucht bedarf. Das ungeregelte Streben nach Besitz hat überhaupt nur zwei Quellen: Habsucht und Genußsucht, d. h. es beabsichtigt entweder Besitz auf Besitz aufzuhäufen, oder Besitz aufzuhäufen, um denselben in Genüsse umzusetzen. In beiden Fällen kommt der Besitzer nicht dazu sich seines Besitzes zu erfreuen. Der Habsüchtige mag bis am Halse im Golde sitzen, so dünkt er sich doch arm, er hat nie genug; denn wenn er glaubte, genug zu haben, so würde er nicht mehr habsüchtig sein, und der Genußsüchtige erlangt nur Besitz, um ihn wieder zwischen seinen Händen verschwinden zu sehen. Dabei ist die Genußsucht mit der Habsucht eng verschwistert, ja man könnte sagen, sie seien Avers und Revers derselben Medaille. Um der Genußsucht fröhnen zu können, wird der Mensch habsüchtig, und diese Habsucht raubt ihm noch den letzten Rest von Genüssen, den ihm die Genußsucht übrig gelassen hat.

Welche Folgen muß das immer für andere haben? Gott hat gewollt, daß die Menschen nicht alle mit gleichen Fähigkeiten auf die Welt kommen. Körper und Geist sind verschieden ausgerüstet. Es ist nicht blos Erziehung und Lebensweise, welche diese Verschiedenheit begründen; dieselben tragen zwar vieles dazu bei. Aber wir sehen, daß schöngestaltete und krüppelhafte Kinder auf die Welt kommen, wir begegnen Kindern mit hohen und mit geringen geistigen Fähigkeiten, und dies zwar in derselben Familie, von denselben Eltern, unter derselben Lebensweise. Ja wir sehen schon bei Kindern derselben Familie und bei gleichem Bildungsgang und gleicher Bildungsgelegenheit die verschiedensten Talente sich entwickeln. Während vielleicht der eine Sohn ohne Mühe verschiedene Sprachen bewältigt, und trotz aller Mühe die Lehrsätze über die Congruenz der Dreiecke sich nicht klar machen kann, ist sein Bruder ein Mathematiker comme il faut, kann sich aber nicht in den Geist einer fremden Sprache denken. Die gleiche Verschiedenheit finden wir in den Neigungen, in den Temperamenten, in der Körperkraft, im freien Gebrauch der Glieder, im Sehvermögen, in hundert anderen Dingen, alles bei gleicher Pflege, gleicher Erziehung, gleicher Lebensweise.

Versetzen wir uns nun in den Kampf des Lebens, so wird der besser Ausgerüstete den minder gut Ausgerüsteten überflügeln. Er wird den Löwenantheil der Güter an sich reißen, und diese zu seinem Nutzen, zur Befriedigung seiner Wünsche ausbeuten. Er

Digitized by Google

wird die Andern in Abhängigkeit von sich bringen, und dann auch noch die Kräfte dieser für sich ausbeuten.

Wir stehen hier vor einem anscheinenden Räthsel der göttlichen Gerechtigkeit. Ist ein solcher Zustand gerecht? Im letzten Grunde hat ja Gott nicht die Pflicht, jedem ein bestimmtes und gleiches Maß von Kräften zu geben. Wir sind die Geschöpfe seines freien Willens, und ob er uns viel oder wenig gibt, alles, was wir besitzen, ist ein Geschenk seiner Gnade. Aber für einen vollkommenen Geist paßt diese Art Gerechtigkeit, welche sich einfach mit dem Begriffe einer brutalen Macht identificirt, nicht. Unser Gerechtigkeitsgefühl sträubt sich dagegen. Und auch nicht mit Unrecht.

Aber unsere Vernunft zieht daraus den durch die Offenbarung bestätigten Schluß, daß es mit dem Leben nicht zu Ende sein kann, daß dem Tode vielmehr ein anderes Leben folgen muß, in welchem alle Ungleichheiten dieses Lebens ihre Ausgleichung in der einen oder andern Weise finden müssen. Und indem Gott damit das Gefühl der Unsterblichkeit unaustilgbar in die Seele eines jeglichen Menschen, auf welcher Culturstufe er auch stehen mag, gepflanzt hat, gab er uns ein Geschenk, vor dessen Größe alle Ungleichheiten der Erde nichtig erscheinen. Wir wissen, daß das nur die kurze Zeit von der Geburt bis zum Tode dauert, und daß dann jede Entbehrung, jedes Verkürztsein seine vollständige Ausgleichung in dem höheren Grade des Lohnes oder in dem geringeren Grade der Strafe findet. Die göttliche Gerechtigkeit bleibt durch die Ungleichheit der Güter dieser Welt darum vollständig unangetastet.

Aber damit hat sich Gott nicht begnügt. Er hat schon auf Erden einen großen Moderator dieser Ungleichheiten in die Brust eines jeden gesenkt: das Gewissen. Ich *kann*, wenn ich besser ausgerüstet bin, meinen Nebenmenschen ausbeuten, ich *kann* mich mit den größeren Mitteln in allen Lüsten wälzen, *aber ich darf nicht*. Gott hat mir vorgeschrieben, daß ich meine höheren Gaben in den Dienst des Minderbegabten zu stellen habe, daß ich schon auf Erden diese Ausgleichung mit allen mir verliehenen Kräften bewirken soll, welche er sich in der Ewigkeit vorbehalten hat, wenn ich seinem Willen auf Erden nicht nachkomme. Welche furchtbare Verantwortung! Diese Ausgleichung, welche Gott den Menschen auf Erden übertragen, und sich im jenseitigen Leben zu vervollständigen vorbehalten hat, stellt die Gerechtigkeit Gottes gänzlich außer Frage.

Ist dies aber der Fall, dann erscheint die Ungleichheit in der

Digitized by Google

Vertheilung der irdischen Güter als eine Anordnung, die abermals von der Weisheit und Güte des Schöpfers Zeugniß ablegt. Der Ungläubige freilich kann das nicht begreifen. Er begreift auch nicht den Zweck des Menschen. Ja er begreift nicht, daß der Mensch überhaupt einen Zweck hat. Er begreift nur die Thatsache, daß wir einmal da sind. Warum wir da sind??? Ja, warum? Diese Frage, zu welcher der menschliche Geist mit elementarem Ungestüm sich drängt, existirt für den Ungläubigen überhaupt nicht, denn die letzte Antwort auf jedes „Warum?", es mag ein Gegenstand sein, welcher es wolle, man mag sich in den weitläufigsten Windungen ergehen — die letzte Antwort lautet immer: „weil es Gott so gefallen hat." Und der Begriff „Gott" ist ja dem Ungläubigen unverständlich.

Wir aber fragen warum? Und wir erhalten die Antwort, daß der Werth des Lebens nicht in den äußeren Lebensumständen liegt, sondern sich auf die Ewigkeit bezieht. Wenn wir uns auf Erden den Himmel erkämpfen, so haben wir den Zweck unseres Daseins erreicht, ob wir in Glanz und Pracht, oder in Noth und Elend gelebt haben. Diesen Zweck zu erreichen, dazu dient aber eben — außer anderem — auch die Ungleichheit der Güter. Die Tugenden des Armen sind andere als die Tugenden des Reichen; und Gott gibt Gelegenheit zur Uebung aller Tugenden. Wie sollte jemand die Tugend der Barmherzigkeit, der Aufopferung für andere, der Freigebigkeit üben, wenn niemand derselben bedarf? Die Ungleichheit besteht, damit wir das eben ausgleichen, und uns dadurch Verdienste erwerben, die uns den Himmel sichern.

Leider wird das aber nur sehr wenig verstanden und aufgefaßt. Gewiß hat sich jeder schon auf dem so nahe liegenden Gedanken ertappt, wenn er an Stelle Adam's gewesen, so hätte er nicht die Thorheit begangen, auf die schönen Worte der Schlange hineinzufallen. Und wir sind alle Adam, und wenn unsere Leidenschaft ins Spiel kommt, sind wir schon alle auf die schönen Worte dieser Schlange hineingefallen. Und ganz besonders ist dies der Fall in Bezug auf die ungleiche Vertheilung der Güter.

II.

Die Genußsucht, welche wir bereits oben als eine der Wunden Europas geschildert, weckt namentlich in denen, welche von dem gütigen Schöpfer mit größeren Gaben ausgerüstet sind, das Streben

Digitized by Google

sich Güter zu erwerben, um mit deren Hilfe sich alle Genüsse verschaffen zu können. Der in den Banden der Leidenschaft liegende Mensch setzt sich leichten Sinnes über die Ehrbarkeit der Wege, die er dazu einschlägt, hinweg, wenn sie nur zum Ziele zu führen scheinen; und diese Güter dienen aufs neue dazu, sich solche in erhöhtem Maße zu erwerben, und je mehr er deren für sich erwirbt, desto mehr entzieht er den andern, desto mehr erlangt er die Macht, andere auszubeuten und sie als Mittel für seine selbstsüchtigen Zwecke zu verwenden. Das ist heute in ein förmliches System gebracht, welches unter dem Namen Capitalismus unser ganzes gesellschaftliches Leben beherrscht. Das ganze Sinnen und Trachten läuft darauf hinaus, Capital anzuhäufen und dasselbe theils zum Genuß, theils zur weiteren Anhäufung zu benutzen, dann wirft sich Capital auf Capital, das größere sucht das kleinere aufzusaugen, und so geht dieser Prozeß immer weiter; der Mittelstand beginnt zu verschwinden, auf der einen Seite schaaren sich die großen Vermögen zu immer höheren Haufen zusammen, auf der andern Seite ergreift die Armuth immer größere Massen. Der eine Krupp, der im vorigen Jahre sein Einkommen auf etwas über 6 Millionen bezifferte, beziffert es in diesem Jahre auf 7 Millionen; sein Einkommen — nicht sein Vermögen — hat in einem Jahre um fast eine Million zugenommen. Wo will das hinaus?

Wie das Streben nach irdischen Gütern eine seiner Hauptquellen in der Genußsucht hat, so wird wieder umgekehrt der Besitz großer irdischer Güter zu einer intensiven Steigerung der Genußsucht beitragen. Wenn der Mensch einen Wechsel zwischen Mühe und Genuß herbeiführt, so ist das seiner Natur ganz entsprechend; ja es ist ihm nothwendig. Der Mensch kann weder fortdauernd arbeiten, noch fortdauernd genießen, beides ruinirt ihn. Er bedarf zu seiner Erhaltung des Wechsels des einen und des andern. Aber die Genußsucht muß davon wohl unterschieden werden. Das Wort „Sucht" bedeutet etwas krankhaftes, etwas, was mit Leidenschaft auf Kosten anderer Dinge erstrebt wird. Ein von Genußsucht ergriffener Mensch genießt noch nicht eigentlich, sondern er sucht, er strebt mit leidenschaftlicher Gier darnach, sein Leben in Genüssen hinzubringen; er will dem Genusse fröhnen unter allen Umständen, darum die Gier nach den Mitteln des Genusses, je mehr er hat, desto mehr genießt er.

Aber der Genuß stumpft ab; was dem Menschen zuerst eine

Digitized by Google

Lust war, das wird ihm durch häufige Wiederholung eine Gewohnheit, es reizt ihn nicht mehr; er verlangt neue Reize, immerwährende Reize, stets sich steigernde Reize, und darum verlangt er immer mehr Mittel, immer reichere Mittel, immer weitere Bezugsquellen, immer größere Kreise für seine Ausbeutung.

Und das geht so in Infinitum. Je mehr Einer auf Genuß erpicht ist, desto größere Geldmittel braucht er, und je größere Geldmittel er erlangt, desto raffinirteren Genüssen gibt er sich hin. Das währt so lange, bis ein Krach, sei es auf der Börse, sei es auf dem Handelsmarkte, sei es aus einem Revolver, unter dem Fluche der Betrogenen und Ausgebeuteten, dem ein jähes Ende bereitet.

III.

Aber diese Genußsucht, sammt dem aus ihr folgendem Capitalismus haben auch eine Kehrseite der Medaille. Die Entwickelung des Capitalismus setzt Leute voraus, welche mit größerer geistiger Energie und größerem Scharfsinn als die Masse ausgerüstet sind. Ist einmal der Reichthum in wenigen Händen, so ist das allerdings nicht mehr nothwendig, das Geld arbeitet dann von selbst weiter, und man kann sich in der Person eines Directors oder Geschäftsführers diese geistige Energie, sowie alle technischen Fähigkeiten einfach kaufen, wenn man erstere von Natur nicht besitzt, und zu faul oder zu dumm war, sich letztere zu erwerben. Der Geldsack ersetzt vollständig alle persönlichen Eigenschaften und Talente des Menschen.

Diejenigen nun, welche den fraglichen Geldsack nicht besitzen, sehen sich der Ausbeutung preisgegeben. Im Anfange war das ein Kampf zwischen mehr und minderbegabten Menschen, und da mußten sich die letzteren wohl oder übel in ihre Ausbeutung fügen. Wie aber allmählig der Geldsack an die Stelle der Begabung trat, ist das auch allmählig ein Kampf zwischen Reich und Arm geworden. Die Vereinigung von Intelligenz und Besitz ist ein Märchen, es ist eine Draperie des Besitzes, welche ihm einen Anspruch auf Bevorzugung in der Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten gewähren soll. Allerdings hat der Besitzende den ungeheuren Vorzug, daß ihm die Mittel zur Ausbildung aller seiner geistigen Gaben zu Gebote stehen. Diesen Vorzug hat der Arme nicht, wenn ihm

Digitized by Google

auch durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände ausnahmsweise einmal die Mittel zufallen können.

Aber das Gefühl ausgebeutet zu werden, und zwar maßlos ausgebeutet zu werden, das hat die Masse, und dies Gefühl mußte einen sich progressiv steigenden Groll in ihr erregen, der allerdings so lange stumpf und wehrlos ist, als sie nicht über geistige Capacitäten verfügt, welche ihr die Ungerechtigkeit des Uebels zeigen und mit Mitteln zur Abhilfe bei der Hand sind. Ob diese Mittel wirklich zum Ziele führen, das wäre eine andere Frage, welche aber derjenige zu bejahen sehr geneigt ist, der unter den Uebeln schwer leidet.

Wir machen's ja alle so. Wenn wir krank sind, gebrauchen wir die Mittel, die der Arzt anordnet, im Vertrauen, daß sie zum Ziele führen; aber wir beurtheilen das nicht, wir vermögen das nicht, wir haben nicht die Fähigkeit dazu. Wie mit der physischen Krankheit, so geht es auch ähnlich mit der sozialen Krankheit. Das ist vielmehr Sache des Vertrauens, als einer klaren Erkenntniß. Aus der Masse der Ausgebeuteten schwingen sich Einzelne, mit hervorragenden Geistesgaben ausgerüstet, zu Führern auf, und die Masse vertraut ihnen. Sie haben die nöthige Beredtsamkeit, das Uebel zu schildern, welches die Masse bedrückt, und die Mittel anzupreisen, durch welche Abhilfe geschehen könnte. Das Uebel versteht die Masse; die Consequenzen der Mittel vermag sie nicht zu übersehen. Da sie aber die Schilderung der Uebel als richtig erkennt, so vertraut sie auch auf die Richtigkeit der vorgeschlagenen Mittel. Wir sehen heute diesen Prozeß in einer geradezu furchtbaren Entwickelung vor unseren Augen. Die Sozialdemokratie ist der Rückschlag des Capitalismus auf die Masse der Unbemittelten.

Das ist auch gar nicht anders möglich. Alle wollen sich wohl sein lassen, und die Einen thun es auf Kosten der Andern. Den Ersteren erscheint natürlich diese Einrichtung ganz vortrefflich. Sie schwärmen für dieselbe und wollen sie um jeden Preis erhalten. Sie mögen im übrigen gesinnt sein, wie sie wollen, aber jeden vergöttern sie, der eine starke Hand hat, und diese dazu herleiht, diese Einrichtung aufrecht zu erhalten. Da nun weiter der moderne Staat ganz auf dieser Einrichtung fußt, so sind sie heut zu Tage — daß Gott erbarm! — die staatserhaltenden Kräfte. Mit keinem Worte wird ein größerer Humbug getrieben, als mit dem Worte „staatserhaltend." Man denkt dabei sofort an einen

Digitized by Google

ruhigen wohlwollenden Bürger, der treu zu seinem Fürsten und dessen hoher Regierung steht, der das aufdringliche Quäruliren unruhiger Köpfe haßt und vor nichts einen größeren Horror hat, als vor einer Aenderung der heutigen Verhältnisse, die gar nicht so schlecht seien, als sie vom Plebs gemacht würden. Der letztere sei mit gar nichts zufrieden, und müsse von der Obrigkeit mit eiserner Hand niedergehalten werden, damit er die allgemeine Ordnung nicht störe. Rauben, stehlen und theilen, das sei seine eigentliche Devise!

Diesen Gedankengang durchläuft die Seele unwillkürlich bei der Vorstellung eines „Staatserhaltenden." Aber was besagt denn eigentlich das Wort? Nehmen wir den „Staat" als philosophischen Begriff, dann sind mit Ausnahme der Anarchisten alle Leute staatserhaltend. Wer glaubt denn, daß eine menschliche Gesellschaft ohne Staat bestehen kann? Wo freie vernünftige, gesellschaftlich veranlagte Wesen in Gemeinschaft leben, da muß irgend welche Organisation vorhanden sein, welche das gegenseitige Verhalten regelt, und die nothwendige Kraft besitzt, denjenigen, welcher sich an diese Regelung nicht kehren will, in die ihm gebührenden Schranken zurückzuweisen. Darüber sind alle Parteien einig, sowohl diejenigen, welche sich „staatserhaltend" nennen, wie auch diejenigen, welche diese als „staatsumstürzend" bezeichnen. Die Nothwendigkeit des Staates bekennen die Ultraconservativen und die Sozialdemokraten. Nur wie der Staat aussehen soll, darüber gehen die Ansichten auseinander. Nur die Anarchisten behaupten — wenigstens nach dem Begriffe ihrer Parteibezeichnung — daß ein Zusammenleben von Menschen auch ohne Staat bestehen könne; ob sie sich über den Sinn dieser Parteibezeichnung klar sind, und ob sich ihre Ueberzeugung mit derselben deckt, das lasse ich mit sechs Fragezeichen dahingestellt. Mir scheint, daß das vollständig verworrene Köpfe sind, die aus den Reihen der Sozialdemokraten hervorgegangen, und meinen, es müsse irgend etwas blutiges, gräßliches geschehen, um der Gesellschaft die Unhaltbarkeit der heutigen Zustände vorzudemonstriren, Fanatiker, die den Zusammenhang von Ursache und Wirkung verloren haben, und überhaupt keine klare Vorstellung von dem besitzen, was ist, was werden soll, und was werden kann. Es ist mir noch nirgendwo ein anarchistisches Programm aufgestoßen, und das Vereinzelte, was man über ihre Absichten hört, beschränkt sich lediglich auf das Niederreißen, nicht aber auf die dann eintretende anderweite Gestaltung. Ich halte die Anarchisten einfach für

Digitized by Google

Verrückte, deren Wahnsinn übrigens im höchsten Grade gemeingefährlich ist, und dies zwar in des Wortes vollster Bedeutung.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem Gedankengang zurück, um an den Satz anzuknüpfen, daß, wenn man das Wort „Staat" als philosophischen Begriff nimmt, allen Parteien ohne Ausnahme das Prädicat „staatserhaltend" zukommt. Es folgt aber daraus, daß man bei der Bezeichnung „staatserhaltend" das Wort „Staat" nicht als philosophischen Begriff behandelt, sondern darunter versteht den Staat, so wie er heute ist, so wie er sich historisch entwickelt hat, und da müssen wir nun gestehen, daß sich mit Ausnahme des glücklich zu Grabe getragenen Cartells wenig Leute finden werden, welchen der Titel „staatserhaltend" zukommt. Die Cartellparteien, ja, die wollen den Staat, so wie er ist, erhalten. Die haben ihn auch geschaffen, die haben ihn so entwickelt, denen ist er auf den Leib zugeschnitten, sie finden ihr materielles und ideelles — sit venia verbo — Interesse dabei. Sie haben sich die Macht zu erringen gewußt, haben die Verhältnisse, die sie vorfanden, nach ihren Zwecken umgestaltet, sie befinden sich ganz wohl dabei; und erklären nun jeden für einen Staatsfeind, der an ihrem Staate rüttelt. Nein, so haben wir nicht gewettet! Es ist eine etwas anmaßliche Forderung, daß das Rad der Zeit und der geschichtlichen Entwickelung in dem Augenblicke still stehen soll, in welchem gerade die Ostelbier und Fabrikpascha's en vogue sind. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich dem gegenüber eine immer wachsende Reaction erheben würde und diese Reaction ist die Sozialdemokratie.

Es dürften sich wohl manche über die Behauptung erstaunen, daß die Sozialdemokratie eine reactionäre Partei sei; die Sozialdemokraten selber, die sich für eine revolutionäre Partei erklären, nicht am wenigsten. Es gehört eben zu den noch nicht genug gewürdigten Mißständen unserer Zeit, daß die Worte eine Bedeutung annehmen, die ihnen ursprünglich nicht zukommt, und daß man dann dasselbe Wort in beiden Bedeutungen neben einander gebraucht. Das hat schon zu manchen und theilweise verhängnißvollen Mißverständnissen geführt. Die Ausführung dieses Gedankens würde uns zu weit abführen, und unsere Leser werden uns verstehen, wenn wir sagen, der Sozialismus ist die Reaction der Gesellschaftsmassen gegen den Capitalismus, oder wie er in politischem Costüme sich nennt, den Liberalismus. Capitalismus und Liberalismus sind

Digitized by Google

nämlich keineswegs Brüder, sondern sie sind ganz dieselbe Person nur in verschiedenem Habitus. In sozialer Kappe heißt der Bursche Capitalismus, in politischer Kappe, Liberalismus, und wenn er barhäuptig ist, dann erblicken wir den nackten Egoismus. Sein Wahlspruch ist: alles für mich! Was gehen mich die Andern an, die mögen für sich selber sorgen! Die Masse der Ausgebeuteten antwortet mit dem Rufe: Alles für das Ganze, und das sorgt dann für Alle. Wir glauben kaum, daß man die Sozialdemokratie in eine bündigere Formel kleiden kann.

Wenn man beide Formeln mit einander vergleicht, wer möchte da nicht, vom rein menschlichen und sittlichen Standpunkte aus, im ersten Augenblicke sich für die letztere entscheiden? Sehen wir aber einigermaßen näher zu, dann ergibt sich, daß sie ebenso grundfalsch wie die erstere. Das Heilmittel ist um kein Haar besser, als die Krankheit.

Der Capitalismus betrachtet den Menschen nur als Individuum, als losgelöst von der Gesellschaft. Wenn es ihm, dem Individuum gut geht, dann ist alles, wie es sein soll, und wehe dem, der seine — womöglich gottesschänderische Hand an die Aenderung der Verhältnisse legt. Aber der Mensch ist nicht blos Individuum, er steht in der Gesellschaft drin, und der Staat, die organisirte Gesellschaft, kann seinem Zweck nicht dadurch nachstreben, daß er auf das Wohl eines Individuums, oder einer Anzahl von Individuen sein Augenmerk richtet. Soweit die Regelung der Verhältnisse von ihm abhängt, muß er das Wohl des Ganzen berücksichtigen; wenn auch in Folge davon die Lage eines Einzelnen oder einer Klasse nicht so günstig sich gestaltet, als sie sich bei seiner ausschließlichen Berücksichtigung gestalten würde.

Die Sozialdemokratie thut das Umgekehrte. Sie betrachtet den Menschen nur als Gesellschaft. Sie läßt die ganze Individualität in der Gesellschaft aufgehen. Und das ist ebenso falsch. Der Mensch ist nicht blos ein gesellschaftliches Wesen, sondern er ist auch ein Individuum. Er will auch Licht und Luft zur Entfaltung seiner Persönlichkeit. Die Freiheit des Handelns entspricht seiner innersten Natur, und findet nur darin ihre natürliche Schranke, wo sie beginnt, dieselbe Freiheit andern zu verkürzen. Diese richtige Mitte aufzufinden, diese Schranken zu errichten, für ihre Beachtung Sorge zu tragen, das ist die eigentliche Aufgabe des Staates.

Das ist nun allerdings ein Ideal, das nie erreicht worden

Digitized by Google

ist, und wohl auch nie völlig erreicht werden wird. Aber es gibt uns die Richtung an, nach welcher der Staat zu streben hat. Es zeigt uns, wie weit der Staat von dem richtigen Wege abgekommen ist: auf der einen Seite der Capitalismus, die soziale Vermummung des nacktesten Egoismus, der die Gewalt in der Hand hat, auf der andern Seite als Rückschlag die Sozialdemokratie, die nackteste Vernichtung des Individuums mit seiner berechtigten freien Willensbestimmung, welche nach der Gewalt strebt; beide zu dem Zwecke, den Becher des Genusses bis auf die Hefe zu leeren, da haben wir drei offene Wunden, aus welchen die heutige Gesellschaft blutet.

Und dazu kommt gleich noch eine vierte. Wir haben auf der einen Seite den ausbeutenden Capitalismus kennen gelernt, welchem auf der andern Seite die Partei der Ausgebeuteten unter dem Banner des Sozialdemokratie gegenübersteht. Der Natur der Sache nach ist die geringere Zahl auf Seite der Ausbeuter, die Masse auf Seiten der Ausgebeuteten. Sonst würde sich die Ausbeutung kaum lohnen.

Wenn nun die finanzielle Kraft bei den Ausbeutern liegt, so liegt die physische Kraft bei der ausgebeuteten Masse, und die letztere braucht sich nur der an ihr vollzogenen Ausbeutung und dieser physischen Kraft bewußt zu werden, so schlägt sie die Ausbeuter nieder und theilt die gemachte Beute unter sich.

Dies Bewußtsein breitet sich nun aber in der Sozialdemokratie und durch dieselbe aus. Man hat diese Bewegung anfangs sehr gering geschätzt. Theils war die Ausbeutung nicht so hochgradig entwickelt, wie heute — und mit jedem neuen Fortschritt in der Technik entwickelt sie sich weiter — theils hatte man nur sehr unklare Vorstellungen nicht nur von dem Programme der Sozialdemokratie, sondern auch von dem Umfang, den Ursachen und dem Fortschreiten der Ausbeutung, nicht minder von der Möglichkeit einer Abhilfe. Das ist ja alles heute noch in der Entwickelung und Klärung begriffen; theils endlich blickte man von oben mit Geringschätzung auf das Gebahren eines von unzufriedenen Weltverbesserern geführten Haufens Plebejer herab.

Auch über den letzteren Punkt haben sich die Ansichten bedeutend abgeklärt und sind immer noch in weiterer Klärung begriffen. Die Sozialdemokratie ist heute die best organisirte und disciplinirteste Partei, sie verfügt über 46 Sitze im Reichstag, und überall, wo nicht ein die Massen geradezu ausschließendes Wahl-

Digitized by Google

gesetz herrscht, ist sie in die Landes- und Communalvertretungen eingedrungen, und wenn man ohne die Brille der Voreingenommenheit ihre Haltung betrachtet, so muß man sich sagen, daß es ihren Führern nicht an Intelligenz und Geschick, ihren Anhängern nicht an Begeisterung und Opferwilligkeit fehlt. Eine solche Partei aber muß mit der Zeit ihren Gegnern furchtbar werden, wenn dieselben aufhören, physisch stärker zu sein, als sie.

Der Capitalismus, bezw. Liberalismus war darum durch seinen Selbsterhaltungstrieb gezwungen, sich auf natürlichem oder künstlichem Wege diese größere physische Kraft zu sichern. Im Augenblicke, wo ihm diese Stütze mangelt, fliegt er heute schon in die Luft.

Seine Anschauungen beherrschen den modernen Staat, und dieser mußte ihm die dem Liberalismus selbst mangelnde physische Kraft liefern. Daher das Eintreten des Capitalismus für die Verstärkung des Heeres, und dieses Eintreten sicherte dem System des Militarismus den Sieg. Und hier haben wir die vierte Wunde, an welcher Europa blutet.

IV.

Der Capitalismus hat den Militarismus nicht eigentlich geschaffen. Derselbe lag vielmehr eingebettet in der Entwickelungsgeschichte der Wehrkraft. Aus den Feudalheeren sind stehende geworbene Söldnerheere geworden, die in der Zahl anfangs sehr bescheiden waren, bis Frankreich, in der Revolution mit halb Europa im Kriege, die levée en masse anordnete. Von da datirt die allgemeine Wehrpflicht, und das griff allmählig immer weiter um sich.

Wünsche, über ein schlagfertiges Heer zu verfügen, waren genug vorhanden. Der Adel fand im Heere, dessen Offizierstellen ihm zufielen, eine seinen Traditionen entsprechende Stellung, und jede Vermehrung des Heeres kam seinen Standesinteressen entgegen. Die Krone erkannte darin eine bedeutende Zunahme ihres Glanzes und die Politik des Staates stützte sich auf das Heer. Das ganze Gewicht, welches sie bei der Lenkung der Angelegenheiten Europas

Digitized by Google

ausübte, bemaß sich nach der Zahl der Bajonette, die sie in die Wagschale zu werfen vermochte. Dazu kam dann noch die Entwickelung der Politik, in welcher der Grundsatz, daß Macht vor Recht gehe, zwar nicht so nackt ausgesprochen wurde, wie dies später Fürst Bismarck that, aber geübt wurde er trotzdem. So war denn der gute Wille, das Heer zu vermehren und schlagfertiger zu machen, bei den tonangebenden Gewalten des Staates, der Krone, der Verwaltung, der Diplomatie und Aristokratie in höchstem Maße vorhanden.

Aber die Entwickelung der constitutionellen Verhältnisse legten dem ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg. „Kein Geld keine Schweizer," ist ja ein bekanntes Wort, und die zweiten Kammern der verschiedenen Landstände, welche allgemach in das liberale Fahrwasser einlenkten, hatten die Hand an dem Staatssäckel. So lange die Verwaltung des Staates von diesem liberalen Fahrwasser nichts wissen wollte, erlebten wir eine sehr lebhafte Opposition, welche sich gegen alle Arten von Geldansprüchen der Regierung geltend machte. Daneben finden wir den Liberalismus als Vertreter aller freiheitlichen Forderungen.

Nachdem sich aber unter Bismarck der Umschwung vollzogen, sehen wir die Liberalen eine ganz andere Rolle spielen. Sie sprechen nur noch von der Freiheit, welche *sie* meinten, d. h. von der ihrigen und insbesondere von der Freiheit des Geldsackes. Alles, was dem widersprach, war eben in ihren Augen unfrei, mittelalterlich finster, rückwärtsschreitend. Freiheit über alles, der Staat sollte von Polizei wegen niemanden mehr hindern, sich so frei, wie möglich bewegen zu können, namentlich auf volkswirthschaftlichem Boden; man nannte das freilich nicht Anarchie, Wucher, Ausbeutung, Vergewaltigung des Capitalsschwachen. Aber man that so, bis zur Vernichtung der politischen Existenz. Wie man bei allen öffentlichen Wahlen die finanziell Abhängigen als Stimmvieh behandelt hat, ist ja haarsträubend constatirt. Sie waren gezwungen ihren eignen Ausbeutern zu parlamentarischen Sitzen zu verhelfen, und denselben die Ruthen in die Hand zu geben, mit denen sie auf dem Wege der Gesetzgebung gepeitscht wurden.

Natürlich erstarkte unter diesen Einflüssen die Sozialdemokratie immer mehr. Mit dem wachsenden Drucke wächst auch der Gegendruck. Das Sozialistengesetz kommt hier nur in sofern in Betracht, als es zu dem volkswirthschaftlichen Druck einen besonderen Druck

Digitized by Google

auf die freie Action derer übte, die sich des ersteren erwehren wollten. Das erhöhte den Gegendruck. Nunmehr aber blieb zum Schutze des dem liberalen System huldigenden Staates nichts mehr übrig als das Heer und in der Verstärkung desselben begegneten sich alle herrschenden Elemente. Die politische Lage war auch ganz geeignet, diesem Streben allen erdenklichen Vorschub zu leisten, und so haben wir denn das, was man heutzutage Militarismus heißt.

Wir haben nicht nothwendig, dieses System zu entwickeln, wir kennen es ja alle, es drückt auf unseren Schultern. Das ganze bürgerliche Leben zwängt sich in den militärischen Rahmen, und wo man für gut findet, mit scharfen Patronen zu schießen, haben die Landleute das Betreten ihrer Felder so lange einzustellen. Diese eine Thatsache sagt mehr, als ganze Bände besagen können, und wenn man bei der Wahl der Schießzeit auf den Landbau Rücksicht nimmt, so rührt das daher, weil man die Erzeugnisse desselben doch ebenfalls braucht, und der Bauer auch etwas Geld haben muß, um seine Steuern zu bezahlen.

Wenn wir nun unsere seitherigen Ausführungen kurz recapituliren, so sind wir von dem Trieb die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen ausgegangen. Wir haben gesehen, wie dieser sehr natürliche Trieb sich zur Genußsucht auswuchs und das ungezügelte Streben nach den Gütern dieser Welt hervorrief; wir haben weiter gesehen, daß das zur Ausbeutung der minder gut situirten Masse durch die finanzkräftigen Elemente führte, und daß das progressive Umsichgreifen dieser Ausbeutung, die sich als Kapitalismus präsentirt, den Widerstand der Masse herausforderte, welche sich zu diesem Behufe als Sozialdemokratie organisirte, und wie dann endlich, durch die politische Lage unterstützt, der Capitalismus zum Schutze seiner Macht und Herrschaft die erwünschte Hand zur Ausbildung des Militarismus bot.

Das sind nun vier Wunden, unter denen Europa blutet. Aber alles dies ist nur der äußerliche Hergang. Wir würden weder die Möglichkeit dieser Zustände, noch ihre logische Entwickelung, noch ihren inneren Zusammenhang vollständig begreifen, wenn wir nicht das tiefer sitzende Uebel, welchem das alles entfließt, in den Kreis unserer Betrachtungen zögen.

Digitized by Google

V.

Dies tiefer sitzende Uebel, diese fünfte Wunde, ist die immer mehr und mehr um sich greifende Gottentfremdung, die Verdunkelung des Gottesbegriffs. Man hat seit dem Bestehen des Christenthums um den Glauben gekämpft; das war nichts Neues. Es ist kein Glaubenssatz, der nicht so und anders ausgelegt worden ist, davon geht auch die Menschheit nicht zu Grunde, solchen Forschungen nachzuhängen liegt vielmehr in der Natur des menschlichen Geistes, und da derselbe dem Irrthum unterworfen ist, so werden die Ergebnisse seiner Forschungen bald richtig, bald unrichtig sein, dafür haben wir das unfehlbare Lehramt der Kirche, das zu entscheiden. Wenn Rom gesprochen, dann ist der Streit zu Ende. So können wir forschen, ohne daß durch die Ergebnisse unserer Forschungen sich ein Irrthum herausbilden und festsetzen könnte.

Und wenn selbst der Hochmut des Forschers den unfehlbaren Entscheidungen der Kirche sich zu unterwerfen verweigerte, so ist das ein namenloses Unglück für ihn, aber in der großen Entwickelungsgeschichte der Menschheit ist es ein Tropfen am Eimer. Diese Nebelsterne sind aufgegangen, haben eine Zeit lang einen Nebelflecken am Firmamente gebildet, und sich dann allmählich im Nebel aufgelöst. Das Firmament aber ist dasselbe geblieben.

Heute ist aber die Sache anders. Man streitet sich nicht darüber herum, wie das Sechstagewerk aufzufassen ist, ob Christus dem Vater wesensgleich oder wesensähnlich ist, ob in der Wandlung der heiligen Messe eine wirkliche Verwandlung der Substanzen stattfindet, oder ob das alles nur eine symbolische Bedeutung hat. Das sind alles sehr wichtige Fragen, aber heute handelt es sich nicht mehr um dieselben. Heute handelt es sich um die Frage, und nur um die Frage, ob es überhaupt einen persönlichen Gott gibt. Es handelt sich nicht mehr darum, was einer glaubt, sondern ob er glaubt. Recht bezeichnend ist die Antwort eines entschiedenen Ungläubigen in Mainz, der auf die Aufforderung dem Altkatholizismus beizutreten, dieses mit der Motivirung ablehnte: „Wenn ich alles andere glaube, dann nehme ich die Unfehlbarkeit des Papstes mit in den Kauf.“ In dieser Antwort eines Ungläubigen ist das ganze Elend unserer Tage ausgedrückt. Mit dem Götterwahne der Inder und Aegypter, mit den Fabeln der Griechen und Germanen konnten die bürgerlichen Gesellschaften bestehen; wie bizarr das auch die Phantasie im Laufe der Zeit ausgestaltete, die

Digitized by Google

Idee eines persönlichen Gottes, eines obersten Sittengesetzes als Richtschnur für die Handlungen der Menschen, der Unsterblichkeit der Seele, eines ewigen Lohnes und einer ewigen Strafe war überall vorhanden. Das alles steht in Frage, wenn die Existenz Gottes in Frage gestellt wird. Und was ist die Consequenz dessen?

Wenn es einen persönlichen Gott gibt, dem die Attribute der Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit zukommen, dann ist dessen Sittengesetz, welches nach diesen Attributen gütig, heilig und gerecht sein muß, die oberste Richtschnur meines Handelns gegen mich selbst, gegen meine Familie, gegen mein Vaterland und seine Bürger, wie gegen alle anderen Menschen. Das gebietet uns die Vernunft; denn davon hängt der Zustand ab, in welchem ich mich die ganze Ewigkeit hindurch befinde, und meine Vernunft läßt mich doch wünschen, daß dieser Zustand ein möglichst glücklicher sei.

Wenn es keinen Gott gibt, so kommt vernünftiger Weise dieses Motiv in Wegfall. Ich habe keine Ewigkeit zu berücksichtigen, sondern nur dieses gegenwärtige Leben, und hege dann den Wunsch, in diesem Leben möglichst glücklich zu sein. Alle die Rücksichten, welche mir das göttliche Sittengesetz gebietet auf andere zu nehmen, fallen fort. Sie sind nicht mehr die Brüder, welche ich liebe, wie mich selbst, für deren Glück ich Opfer bringe, an deren Wohlbefinden ich ein inniges Interesse nehme, sondern kommen für mich nur in soweit in Betracht, als sie für mein irdisches Glück hinderlich oder förderlich sind. In welchen andern Betracht sollten sie kommen? Der Umgang mit einem geistreichen Manne ist mir angenehm, deßhalb suche ich ihn; der Umgang mit einem Thoren erregt mir Ekel, deßhalb vermeide ich ihn. Ob etwas mir angenehm oder unangenehm ist, das ist der ganze entscheidende Moment meiner Moral.

Nun sehen wir aber, daß die Entwickelung der gesellschaftlichen Zustände sich keineswegs so entsetzlich gestaltet, wie man hiernach glauben sollte. Wenn ein anderer auch meinem Glücke hinderlich ist, so räume ich ihn doch nicht ohne weiteres aus dem Wege, weil mich das den Kopf kosten könnte. Die Gesetze des Staates treten an die Stelle des göttlichen Sittengesetzes und . . . das deckt sich inhaltlich so ziemlich eines mit dem andern.

Es sieht wenigstens äußerlich so aus. Die Staatsgesetze schützen mich vor Einbruch, Diebstahl, vor Gewaltthat und dergleichen; sie schaffen auch eine Ordnung für den Verkehr der Menschen

Digitized by Google

untereinander, aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß unter der Herrschaft der Staatsgesetze die Zustände so, wie sie sind und wie sie mit dem göttlichen Sittengesetze längst nicht mehr im Einklang stehen, sich entwickelt haben. Es muß also da doch etwas faul sein.

Wir haben gesehen, wie der Mensch durch den Trieb zu genießen, dazu kommt, mit Aufbietung aller seiner Kräfte nach den Gütern dieser Erde zu haschen, wie das ungezügelt zum Capitalismus, als Replik zum Sozialismus, und als Dupplik zum Militarismus führt.

„Ungezügelt" sagen wir. Denn wenn von vornherein all' dem ein Zügel angelegt ist, sodaß sich alles in den richtigen Grenzen bewegt, dann ist's gut; dann gereicht das nicht zum Unheil, sondern zum Heile. Finanz und Intelligenz werden dann nicht nur in ihrem Privatinteresse, sondern auch im allgemeinen Interesse arbeiten, und der Sozialismus wird, weit entfernt, ein Feind des Capitals zu sein, seine Aufgabe vielmehr darin suchen, das öffentliche Interesse geltend zu machen, und dem Capital die Wege anzugeben, wie es diesem Interesse nutzbar sein kann, ohne deßhalb das Privatinteresse zu gefährden. Es ist deßhalb auch die höchste Anspannung der Wehrkraft nicht mehr so nothwendig, weil kein innerer Gegensatz besteht, der jeden Augenblick zum gewaltsamen Ausbruch kommen kann.

Die Staatsgesetze aber sind auch nicht im Entferntesten dazu geeignet, dieser so wohlthätige Zügel zu sein; denn an ihrem Zustandekommen sind gerade die Vertreter des Capitalismus in dem allerhervorragendstem Maße betheiligt. Es ist selbstredend, daß gerade diese des Zügels bedürfen, daß sie aber im höchsten Grade abgeneigt sind, diesen Zügel sich anzulegen. Unsere Gesetzgebung ist in der That nur capitalistisch, und deckt sich mit dem göttlichen Sittengesetze in so weit, als dieselbe dem Capitalismus nützlich ist, während sie die zügelnden Punkte vollständig außer Acht läßt.

Das Gesetz schützt mich vor Diebstahl; du lieber Gott, die ungeheure Masse ist schon durch ihre Besitzlosigkeit vor Diebstahl geschützt. Aber wie lange ist es denn her, daß das Gesetz den Arbeiter vor ungemessener Ausbeutung schützt? Wie lange ist es denn her, daß sich das Gesetz um die Gefahren bekümmert, welche durch den Zustand der Fabrikräume die Gesundheit der Arbeiter bedrohen? Wie lange ist denn her, daß das Gesetz Sicherheitsvorkehrungen gegen lebensgefährliche Maschinen verlangt? Wir haben es noch erlebt, daß ein Fabrikarbeiter in Offenbach, nachdem seine ganze Arbeitskraft aufgezehrt war, auf die Straße gesetzt wurde,

daß ihm, als er sich anderweit um Arbeit umsah, der rohe Bescheid wurde: „Wer das Fleisch genießt, der soll auch die Knochen genießen.“ Und da ging der Mann in den Main und ertränkte sich.

Und wie kamen diese Schutzgesetze zu Stande? Das Centrum, d. h. diejenige Partei, die ein göttliches Sittengesetz über sich erkannte, hatte sie längst gefordert, aber erst mußte die Sozialdemokratie zu einer geradezu bedrohlichen Höhe anschwellen, und der Kaiser sein gewichtiges Wort in die Wagschale werfen, bevor der Capitalismus sich nur sehr widerwillig entschloß, einem so dürftigen Zügel sich zu unterwerfen, und das bezeichnete er als „ein großes Opfer der Industrie.“ Was es mit dem Zügel der Staatsgesetze auf sich hat, darüber gibt die Geschichte der Arbeiterschutzgesetzgebung einen nicht zu verkennenden Fingerzeig. Die Staatsgesetze zügeln nicht den Capitalismus, sondern sie schützen ihn, sie ebnen ihm die Wege.

Ganz anders verhält es sich mit dem göttlichen Sittengesetze.

Das göttliche Sittengesetz ist der Zügel für unser ganzes sittliches Leben; ihm zu folgen, ist die höchste Weisheit, ist die sicherste Bürgschaft nicht nur des ewigen, sondern auch des irdischen Glückes, ist der alleinige Weg, um die fünf schweren Wunden zu heilen, an welchen die europäische Gesellschaft blutet. „Nur im Kreuze ist Heil!“ Daran ändert alle Philosophie und aller Menschenwitz nichts.

Das göttliche Sittengesetz verbietet uns nicht zu genießen. Das wäre ja ein Unsinn, ein Widerspruch des Schöpfers mit sich selbst. Er hätte den Menschen geschaffen mit der Fähigkeit zu genießen, er hätte die Erde geschaffen mit all' den Genüssen, die sie bietet, da hinein hätte er den Menschen als König gesetzt, und ihm die Genüsse verboten! Das ist ja einem normal angelegten Menschen undenkbar. Nehmen wir doch gleich das erste Gebot; dasselbe beginnt mit den Worten: „Von allen diesen Bäumen dürft ihr essen.“ Läßt sich denn klarer ausdrücken, daß Gott die irdischen Genüsse erlaubt?

Und er fährt fort: „Nur von diesem Baume nicht.“ Entweder war „dieser Baum“ schädlich, und dann verbietet Gott uns keinen wirklichen Genuß, sondern er behütet uns vor Schaden. Oder er war an sich unschädlich; und dann gewährt er uns mit diesem Verbote einen höheren Genuß, als irdische Bäume ihn zu geben vermögen. Er constituirt in diesem Verbote unsere Menschen-

Digitized by Google

würde, unsere Erhebung über die ganze irdische Natur. Es ist die Anerkennung unseres freien Willens. Wir erkennen, daß wir nicht nur die Fähigkeit haben zu genießen, sondern auch die Fähigkeit, uns um höherer Güter willen, hier die Freundschaft Gottes, uns einen Genuß zu versagen; es liegt darin, daß wir die Herren unserer Genüsse sein sollen, nicht die Sklaven derselben.

Dieses erste und einfachste Sittengesetz bekämpft nicht den Genuß, sondern das ungezügelte Streben nach Genuß, das vollständige Aufgehen des Menschen im Genuß, die Genußsucht. Es weist uns auf höhere Güter hin, nach welchen wir streben sollen.

Damit wir dies können, damit es vernünftig sei, dies zu thun, ist der Glaube an das Dasein Gottes die unbedingte Voraussetzung, und wo dieser Glaube mangelt, da fällt auch alles, was aus demselben folgt, und darum ist der eben so rasend um sich greifende Unglaube das Grundübel; er vergiftet innerlich das Blut, und veranlaßt so das Aufbrechen jener fünf Carbunkeln, an welchen die Lebenskraft der Menschheit dahin siecht. Fragt nur die, welche an diesem Uebel gelitten, einer ist genug, um einen Menschen zu ruiniren, und die Menscheit besitzt deren fünf, ohne zu dem einzigen Arzte ihre Zuflucht zu nehmen, der die Fähigkeit und den guten Willen hat, den Schnitt ins Fleisch zu thun.

Wer in dem Glauben an Gott, und an eine ewige Fortdauer seiner Seele nach dem Tode die sittliche Kraft gefunden hat, seinen sinnlichen Leidenschaften und Gelüsten zu widerstehen, für den gibt es keinen Capitalismus mehr. Neben seinem Gotte kann der Mammon nicht bestehen.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit auf das Eigenthümliche hinweisen, daß in unzähligen Stellen der Heiligen Schrift auf den Mammon, als den Gegensatz Gottes hingewiesen wird. Schätze von Gold und Silber sind doch an sich gewiß nichts Böses. Das Geld ist das allgemeine Tauschmittel, der Werthmesser für alle Güter; ohne diesen Werthmesser sänken wir zurück in die tiefste Barbarei. Und doch wird es häufig geradezu mit dem Teufel identificirt. Das liegt eben darin, daß das Geld auch zu etwas anderem werden kann, als zum bloßen Werthmesser. Und das tritt heute klarer in die Welt der Erscheinung, als je zuvor. Das Geld wird zu Capital, d. h. zu Arbeitskraft, zum Sklaven dessen, der es besitzt. Es drängt den Menschen, der zu seiner Erhaltung auf die Arbeit angewiesen ist, vom Arbeitsmarkte fort, es überliefert ihn dem Elende.

Digitized by Google

Der Besitzer von Geld kann sein Geld in Arbeitsmaschinen umsetzen, und mit diesen Arbeitsmaschinen die Arbeit von tausend Arbeitern leisten; die Früchte aller dieser Arbeitsleistungen zieht er an sich, er kann sich allen Genüssen hingeben, und behält immer noch Geld übrig, das er in neue Arbeitsmaschinen umsetzen kann, sodaß er noch mehr leistet, neue Arbeiterschaaren vom Markte verdrängt und seine Einkünfte von neuem steigern kann. Wohin kommt die Welt mit solchen Praktiken?

Und hier setzt abermals das göttliche Sittengesetz an. Es scheidet nicht bloß in den Genüssen die ganze Fülle des Unerlaubten aus dem Kreise des Erlaubten aus und nimmt damit dem rücksichtslosen Streben nach Reichthum seinen mächtigsten Sporn; es stellt auch fest, daß Gott, wie er der Schöpfer aller irdischen Güter ist, so auch der Eigenthümer aller irdischen Güter bleibt, und sie dem Menschen nur zur Verwaltung übergeben hat, damit er sie zu dem Zwecke verwende, wozu sie geschaffen sind.

Es findet hier die Ausbeutung anderer keinen Platz mehr. Der Capitalstarke ist deßhalb so stark, damit er den Schwachen vor dem Elende schütze, nicht aber um ihn vollständig auszusaugen. Allerdings kann in dem capitalistischen Kampfe, in welchem wir uns einmal befinden, der Einzelne nicht wie ein Fels im Meere stehen bleiben, und Production und Betrieb nach christlich idealen Grundsätzen ordnen. Er würde dann von der Flut in einem Nu umgerissen sein. Er muß, wenn er nicht zwecklos untergehen will, im allgemeinen Strudel mitstrudeln. Auch für ihn gelten die Gesetze der Production und des Marktes. Aber wenn er bezüglich des Erwerbs gebunden ist, so ist er bezüglich der Verwendung des Erworbenen vollständig frei. Wenn er das Zuströmen des Reichthums reguliren will, wird er jeder ungünstigen Conjunctur zum Opfer fallen; aber ob der Ueberschuß des Zugeströmten seinen Besitz vergrößert, oder zurückfließend denjenigen wieder zu Gute kommt, die er auszubeuten gezwungen war, um den Markt zu halten, das steht in seiner Macht.

Die Gegenwart bietet uns capitalistische Betriebe in dem einen und in dem andern Sinne. Wir sehen Industrielle, die Besitz auf Besitz aufhäufen; wir sehen andere, welche in Form der Betheiligung am Reingewinne, ihren Arbeitern zurückfließen lassen, was zuerst in ihrer Casse zusammengeflossen ist; wir sehen wieder andere, welche den Ueberschuß zu gemeinnützigen Zwecken verwenden, die jeglichem

Digitized by Google

zu Gute kommen. Wir können nicht einmal sagen, daß sich diese Kategorien je nach dem Glauben an Gott, oder dem Unglauben scheiden. Wir finden unter den Gottesgläubigen Muster von Inconsequenz, die da meinen Gott und dem Mammon zugleich dienen zu können, und finden unter den Ungläubigen Beispiele einer edeln Inconsequenz, die aus menschlichem Mitgefühl thun, was eine strenge Auflage des göttlichen Sittengesetzes ist. Aber das sind die Ausnahmen.

Die ersteren laden eine sehr schwere Verantwortung auf sich. Zu ihnen spricht am Tage des Gerichts Christus: „ich war hungrig und ihr habt mich nicht gespeist, ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet." Ihnen wäre besser, sie hätten statt als Großindustrielle, als einer ihrer geringsten Arbeiter die irdische Pilgerfahrt gemacht, und sich Tag für Tag um das tägliche Brot müde gerungen.

Und die anderen haben das Motiv des göttlichen Sittengesetzes nicht, denn sie glauben nicht daran. Aber sie empfinden in ihrem Innern ein wohlthuendes Gefühl, wenn sie die freudigen Gesichter derjenigen sehen, welche durch ihren Ueberfluß in ihren Nöthen erleichtert werden. Und woher das wohlthuende Gefühl? Woher die Freude über die Freuden anderer? Es ist die Stimme des Gewissens, es ist die innere Stimme Gottes, an den sie nicht glauben, und die sie gleichwohl vernehmen. Und sie werden sie so lange vernehmen, bis sie auf dieselbe aufmerksam werden. Denn all seine Lebtage läßt Gott einen Menschen nicht im Unglauben zu Grunde gehen, der ein offenes Herz und eine offene Hand für seine Mitmenschen hat.

Und was finden wir, wenn wir auf solche capitalistische Großbetriebe stoßen, deren Inhaber bewußt oder unbewußt dem göttlichen Sittengesetze folgend, die Härten des Capitalismus zu mildern bestrebt sind? Wir finden, daß im Umkreis solcher Großbetriebe die Sozialdemokratie keine Wurzel zu fassen vermag. Die Beobachtung des göttlichen Sittengesetzes bewahrt uns nicht nur vor den Auswüchsen des Capitalismus, sondern auch vor der Reaction gegen dieselben, vor der Sozialdemokratie.

Und die Sozialdemokratie ist heute sogar überholt. Während man bis in die neueste Zeit hinein des guten Glaubens lebte, die Aufhebung des Sondereigenthums, der allgemeine Betrieb durch den über die Kräfte aller seiner Bürger verfügenden Staat, die Staatserziehung der Kinder, die Zwecklosserklärung der Ehe und

Familie, und in Folge davon die Auflösung derselben, kurz, die Gesammtheit dessen, was die Sozialdemokratie will und erstrebt, sei der Gipfelpunkt der Thorheit, welchen der menschliche Geist erreichen könnte, nachdem er den Glauben an Gott aufgegeben, und statt des göttlichen Gesetzes sein eignes Urtheil zur Richtschnur seines Handelns genommen, sind wir durch das Auftauchen des Anarchismus eines besseren, oder wenn man sagen will, eines schlimmeren belehrt worden. Gar kein Gesetz, gar keine Ordnung unter Wesen, die mit Vernunft und freiem Willen begabt sind, das ist noch unvernünftiger als der Zukunftsstaat der Sozialdemokratie, worin der Staat alles ordnet bis auf das kleinste, nicht nur, was einer lernen und treiben soll, wann er arbeiten und ruhen soll, sondern auch was er ißt und trinkt, wie er sich kleidet, wie er sich räuspert und wie er spuckt.

Die Sozialdemokraten wollen es zwar durchaus nicht zugeben, daß diese völlige Gesetzlosigkeit nur ein Ableger, eine Weiterentwickelung ihres alles gesetzlich anordnenden Majoritätsabsolutismus sei. Es ist aber doch so. Sie wurzeln beide in derselben Gottlosigkeit, und praktisch gehen die Anarchisten aus dem Lager der Sozialdemokratie hervor. Alle haben mehr oder minder rasch diese Durchhäutung durchgemacht, und ich bin überzeugt, daß die meisten Propagandisten der That immer noch in ihren sozialdemokratischen Schuhen stecken, und das Wort „Anarchie" für dieselben nur eine Losungsphrase ist, deren Inhalt sie nicht einmal verstehen. Wir haben es hier mit rabiat gewordenen Sozialdemokraten zu thun, die daran verzweifeln, auf dem Wege vernünftiger Vorstellungen die Welt zu ihren Utopien zu bekehren, und die Gesellschaft nun auf dem Wege des Dynamits, des Revolvers und des Dolches in Schrecken zu setzen versuchen, um auf diese Weise ihre Ideen durchzuführen.

Was der Anarchismus uns noch liefern wird, das wagen wir gar nicht auszudenken. Man hat seither jede neue Erfindung für das Heer ausgebeutet. Man hat die wissenschaftliche Forschung aus allen Kräften aufgemuntert ihre Erfindungsgabe nach der Richtung anzuwenden, wie möglichst viele Menschen umgebracht, möglichst viele Werke der Cultur und des Fortschrittes zerstört werden könnten. Aus diesem gräßlichen Wettbewerbe der Gott verleugnenden Culturvölker zieht der Anarchismus die Früchte, und während der Krieg unmöglich wird, weil niemand weiß, welches

Digitized by Google

Reich dadurch von Grund aus und für alle Zukunft zerstört wird, macht sich der Anarchismus ans Werk privatim und einstweilen noch im Kleinen die Ergebnisse der freien Forschung zu fruktifiziren. Wie weit er sich ins Große auswächst, das weiß nur Gott, wenn auch die Menschen sich jetzt rühren, von Polizeiwegen ihm den Garaus zu machen.

Wenn wir hier ausführen, wie der Gottesglaube uns vor dem Capitalismus und damit auch vor dem Rückschlage desselben, dem Sozialismus und dem Anarchismus bewahren würde, so meinen wir damit nicht jenen philosophischen Gottesglauben, der nur in sich selbst seinen Zweck hat, und keine andere Aufgabe kennt, als den Beweis seiner Richtigkeit. Nein; dieser Gottesglaube muß sich nun auch in Charakter und Lebenshaltung umsetzen. Ich muß auch die vernünftigen Consequenzen aus meinem Gottesglauben ziehen. Ich muß nicht nur an Gott glauben, sondern ich muß in Folge dessen auch sein Sittengesetz annehmen. Ich muß mich demselben unterwerfen. Seine auf die ganze Menschheit berechneten wohlthätigen Folgen müssen von jedem Gottesgläubigen auch ausströmen. Sonst ist der Glaube todt; er ist Pharisäerglaube, ja er ist einfach Tartufferie. Mit dem Glauben muß die Liebe zur Menschheit verbunden sein, sonst erheben alle Ungläubigen mit Recht den Einwand, daß ein solcher Glaube absolut unbrauchbar sei, und zwar sowohl für den, der ihn besitzt, als für alle anderen; ja noch mehr: daß es sich gar nicht der Mühe lohne, die Frage zu untersuchen, ob er auf Wahrheit beruhe oder nicht. Wenn der Glaube sein Licht nicht als Nächstenliebe ausstrahlt, behauptet der Anarchismus ihm gegenüber das Feld.

Schon in dem Einzelnen wirken Glaube und Unglaube Mächtiges. Beide bilden aus dem Menschen einen Brennpunkt für seine Umgebung, und das zieht dann, wenn auch immer unmerklicher, aber weiter und weiter seine Kreise. Die rechte gesellschaftliche Wirkung aber üben Glaube und Unglaube, wenn die Gesellschaft gläubig oder ungläubig ist. In einer durchaus gläubigen Gesellschaft kann eine so weit gehende Genußsucht gar nicht aufkommen. Auf Schritt und Tritt stößt man auf das Malzeichen, daß wir für höheres, als irdische Genüsse bestimmt sind, und wenn wir deßhalb durchaus nicht auf die Freuden des Lebens verzichten, so werden dieselben doch nicht Herr über uns, wir gehen darin nicht unter. Der Capitalismus mit seiner Ausbeutung erscheint uns im vollem Lichte

Digitized by Google

seiner Unsittlichkeit; wir sind gar nicht im Stande, unsere Gesetze und unsere gesellschaftlichen Einrichtungen darauf aufzubauen, so wenig wir heute noch im Stande sind, den nackten Zinswucher oder die Vielweiberei zu protegiren. Die Gesellschaft macht dem göttlichen Sittengesetze noch das Compliment, das zu verschleiern und zu beschränken. Man kann nicht auf öffentlichem Markte neben Gott dem Mammon und der Astarte einen Altar erbauen, wenn man auch im Dunkel des Cabinets denselben huldigt. Und bei einem wirklich und von Herzen gläubigen Volke sind auch solche geheime Huldigungen unmöglich.

Freilich auch inmitten eines gläubigen Volkes fällt der Gerechte des Tages siebenmal. Aber sein Fall ist nie so, daß er nicht wieder aufstehen kann. Das ist der große Unterschied. Auch der Glaube gibt keine absolute Gewähr für eine vollkommene Tugend, und auch die Heiligen haben gesündigt. Wir sind alle Menschen, und das Gift der Erbsünde steckt trotz der Taufe uns allen in den Knochen. Aber die Sünde wird nicht Herr, wir erkennen dieselbe, bereuen sie, und suchen den Rückweg — das ist der große Unterschied. Der eine rauft das Unkraut aus, wenn es zu Tage kommt, der andere hegt und pflegt es.

Und wenn erst dieser lebendige Glaube in den Nationen wieder mächtig wird, dann bedarf es keiner großen Heere mehr.

Unser ganzes öffentliches Recht ist heute auf die Spitze gestellt. Seit zwanzig Jahren wird die europäische Großpolitik von dem Satze beherrscht: Weil wir im Jahre 1870/71 Frankreich geschlagen haben, deßwegen müßten wir von ihm auch unsere Schläge bekommen. Ist denn das ein Satz, den ein gottgläubiges Volk an die Spitze seiner politischen Action stellen kann? Haben wir etwa den Krieg vom Jahre 1870/71 vom Zaune gebrochen? Sind wir im Uebermut und leichten Herzens gegen Frankreich ausgerückt? Nein, so war die Geschichte nicht. Frankreich wollte uns schon damals schlagen, als wir es noch nicht geschlagen hatten, und weil wir uns das nicht allerunterthänigst gefallen lassen wollten, deßhalb will es das nächstemal den Versuch mit stärkeren Kräften unternehmen. Aber kann denn das ein Volk, welches an Gott glaubt, welches weiß, daß er verboten hat, in das Gebiet seines Nächsten einzufallen, dasselbe zu verwüsten, zu brandschatzen, zu rauben, und die Männer, die sich dem widersetzen, zu ermorden?

Zu ermorden! Nichts anderes! Keine Schönfärberei über

Digitized by Google

den frischen fröhlichen Krieg! Wer einen ungerechten Krieg anfängt, begeht vor Gott Mord, Raub und Plünderung, und wer sich dem widersetzt, übt sein Recht der Nothwehr. Aber wenn er das mit Erfolg thut, wenn sich der Spieß umdreht, und derjenige, welcher ausging, Beute zu holen, als Beute fällt, so begründet das kein Recht der Revanche. Dem ist zu Theil geworden, was er verdient hat.

Und in erster Linie durch diese Abkehr von dem göttlichen Sittengesetze, dem die Völker ebenso unterworfen sind, wie die Einzelnen, das für die Diplomatie ebenso maßgebend ist, wie für den Verkehr der Privaten, — in erster Linie durch die Abkehr von Gott werden diese furchtbaren Kriegsrüstungen hervorgerufen, unter welchen Europa seufzend dahin siecht. Und wenn nicht schon längst ein neuer Blutstrom von der Wolga bis zu den Küsten des atlantischen Oceans über das verwüstete und mit rauchenden Trümmern bedeckte Europa dahin fließt, so verdankt man dies nicht der Umkehr der Völker zu Gott, nicht der rückhaltlosen Unterwerfung unter sein Sittengesetz, sondern der maßlosen technischen Verbesserung der Waffen und Zerstörungswerkzeuge, welche den nächsten Krieg als eine zu gewagte Sache erscheinen lassen. Jeder will auf der höchsten Stufe der Kriegsvervollkommnung stehen, um des Sieges wenigstens einigermaßen sicher zu sein, — die Millionen Opfer, die es kostet, fallen nicht ins Gewicht — und bis er zu dieser Stufe gelangt ist, hat der andere längst schon wieder etwas vollkommeneres erdacht, welches den Sieg wieder sehr zweifelhaft macht. Und die Nationen müssen zahlen, daß ihnen die Augen übergehen, die Männer müssen ihre Familie und ihre friedliche Werkstätte verlassen, um sich auf den Krieg vorzubereiten, und mit freigebiger Hand werden die Mittel aus dem Beutel des Volkes gespendet, weil in zweiter Linie das Heer die Aufgabe verfolgt, die wankend gewordene gegenwärtige Gesellschaftsordnung zu stützen, und während diese sich auf das Bajonnet und das Dynamit stützt, wird ihr durch Dolch und Bomben die Unzuverlässigkeit dieser Stütze klar gemacht.

Wie große Noth das Volk durch den Militarismus leidet, das spottet jeder Beschreibung. Es gibt allerdings sonderbare Käuze, die da meinen, die Größe, Macht und Herrlichkeit des Staates sei sein Zweck. Sie möchten gerne jeden Bürger in einen Soldaten verwandelt sehen, und würden das auch durchsetzen, wenn nicht das Heer Geld kostete, und man daher auch Leute braucht, die solches herbeischaffen. Auf blanke Raubzüge läßt sich heutigen Tages doch keine staatliche Existenz gründen.

Digitized by Google

Das sind übrigens noch die relativ Unschuldigen. Ihre eigene Existenz geht im Heere auf, und sie geben dieselbe mit einer rührenden Opferwilligkeit hin, so daß man an der Ehrlichkeit ihres Irrglaubens nicht zweifeln kann.

Viel schlimmer sind diejenigen, welche das Heer aus selbstsüchtigen Motiven unterhalten und vergrößern wollen. Das sind Leute, die an der Erhaltung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ein persönliches Interesse haben, und dieses Interesse über alles andere hinaussetzen. Ihnen sind alle anderen Parteien Umsturzparteien, und unter der Gesellschaftsordnung verstehen sie diejenige, welche gerade da ist, welche ihnen zum Nutzen gereicht, welche ihnen gestattet, die Gesellschaft auszubeuten. Das nennen sie Ordnung, und den Fortschritt finden sie nur darin, daß ihnen die Ausbeutung erleichtert wird. Alles andere ist ihnen Rückschritt in die Barbarei, auf der einen Seite der Ultramontanismus, auf der andern die Sozialdemokratie; ja sie erkennen eine innere Wahlverwandtschaft beider in dem gemeinsamen Bestreben, an der gegenwärtigen Ordnung zu rütteln.

Wir sehen aber eine ganz andere Wahlverwandschaft im Umkreise der heutigen Gesellschaft. Wir behaupten ohne Rückhalt, daß ein Liberaler im tiefsten Grunde nichts anders ist, als ein Sozialdemokrat, der sich in der glücklichen Lage sieht, andere ausbeuten zu können, und daß ein Sozialdemokrat nichts anders ist, als ein Liberaler, der sich nicht in dieser glücklichen Lage sieht und danach strebt hineinzukommen. Im übrigen aber ist das derselbe Faden, nur der eine in schmutzig Grau, der andere in hell Roth.

Wir wollen die gegenwärtige Gesellschaftsordnung weder erhalten noch umstürzen, sondern wir wollen, daß sie sich ruhig und stetig weiter entwickele, aber nach christlichen Prinzipien; und das betrachtet man allerdings als eine Rückwärtsentwickelung, und bekämpft solche mit wahrhaft infernaler Wuth, weil man die dunkle Erinnerung hat, daß man vormals auch im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen mußte, und dem Mammon noch nicht die Ehre eines öffentlichen Cultus zuerkannt war.

Da muß denn alles aufgeboten werden, die gegenwärtige Gesellschaftsordnung, genau so, wie sie ist, selbst auf dem Wege der Gewalt zu erhalten. Daher die Kriecherei nach oben, die Bereitwilligkeit, alles zu bewilligen, was die Gewalt stärkt; des Reiches Herrlichkeit und Größe, die Sicherheit seiner Grenzen gibt

Digitized by Google

den willkommenen Vorwand, um zur Conservirung des eignen Wohlbehagens, zur Aufhäufung immer größerer Reichthümer im eignen Besitz, zum Vortheile immer intensiverer Ausbeutung der Massen die Personen und den längst nicht mehr zu einer menschenwürdigen Existenz hinreichenden Verdienst derselben dem Staate zur Verfügung zu stellen. Und oben nimmt man nur zu gern für bare Münze, was in seinem Erfolge den eignen, zwar falschen, aber ehrlich gemeinten Auffassungen schmeichelt.

Nein, der Staat hat einen minder egoistischen Zweck als die Erhöhung seines Glanzes, als die Vermehrung seiner Macht, Größe und Herrlichkeit. Der Wohlstand der Gesamtheit seiner Bürger, der Schutz ihrer natürlichen, ihnen von Gott verliehenen Rechte, die Entwickelung der Freiheit in den Schranken der Ordnung, das sind die hohen Aufgaben, die ihm Gott gesetzt hat, und nur in der Erfüllung derselben hat er seine Größe und Herrlichkeit zu suchen. Und darin kann er sie finden, alles andere ist Blendwerk.

Daraus folgt aber auch, daß Gott nicht nur der Höchste für den Einzelnen ist, sondern auch für die Staaten. Wir wiederholen, es gibt keine besondere Moral für den Staat. Es gibt nur eine göttliche Moral, der alle, Könige wie Bettler, Staaten und Gesellschaften, wie einzelne Personen unterworfen sind.

Leider hat man diesen Weg verlassen. Auf menschliche Klugheit und irdische Gewalt hat man sich besser zu stützen geglaubt, als auf die ewigen Grundsätze des Rechts, auf welche Gott die Gesellschaft aufgebaut hat. Justitia est fundamentum regnorum: der Staat, der seinen Unterthanen gerecht wird, steht fester, als wenn er bis zum Säugling in der Wiege herunter sein Volk militärisch organisirte.

Der Papst ist ein König ohne Land und ohne Heer, wenigstens ist das, was er besitzt, zu unbedeutend, um für die Begriffe von irdischer Macht, Größe und Herrlichkeit ins Gewicht zu fallen. Es ist vielmehr ein beständiger Protest gegen seine Beraubung, eine ständige Bezeugung seiner Souveränität, als daß man den Vatican und die ihn beschützenden Garden Attribute eines weltlichen Regiments nennen könnte. Und doch ist der Papst ohne diese äußeren Hilfsmittel der größte und mächtigste aller Herrscher, weil er eben auf dem Prinzip der Gerechtigkeit steht. Sein Wort genügt, um ihm Gehorsam zu verschaffen, und unter den hunderten von Millionen Bürgern seines Reiches findet er keine Verräther und keine Verschwörer.

Digitized by Google

Und alle übrigen Staaten stehen da bis an die Zähne gewappnet, und dabei immer noch von dem Gefühle gepeinigt, sie seien den andern nicht gewachsen; mißtrauisch gegen alle andern, die man sehr charakteristisch, aber sehr unzutreffend als europäisches Concert bezeichnet hat, mißtrauisch gegen ihre eignen Bürger, aus deren Mitte man täglich Bomben und Dolche erwartet. Und während Einzelne Schätze auf Schätze aufhäufen, verzehrt sich die ausgebeutete Masse mehr und mehr in Armut, in Unsicherheit der Existenz von Tag zu Tag, und in tiefem immer wachsenden Grolle. Die Menschheit selbst, die ein Tempel des Heiligen Geistes sein soll, degenerirt langsam an Geist und Leib, theils aus Ueppigkeit, theils aus herzergreifender Noth. Irrenhäuser und Zuchthäuser nehmen in erschreckendem Maße zu, und die Moral richtet sich ausschließlich nach dem Strafgesetzbuche, nicht mehr nach dem göttlichen Sittengesetz, das keine Hinterthüren und keine Winkelzüge kennt.

So sehen wir Europa langsam aber sicher an den fünf Wunden der Genußsucht, des Capitalismus, der Sozialdemokratie, des Militarismus und des Unglaubens verbluten, und nirgendwo Hilfe und Rettung, als in der Rückkehr zu Gott. Der Glaube an Gott, an eine ewige Fortdauer der Seele, an unsere Verantwortlichkeit vor dem letzten höchsten und untrüglichen Richter allein vermag der menschlichen Selbstsucht Schranken zu setzen; er heißt uns in dem Menschen den Bruder erkennen, den wir, wenn er schwächer ist, als wir, schützen müssen, aber nicht ausbeuten dürfen. Er führt den Wunsch, die Güter der Erde zu genießen, in seine berechtigten Grenzen zurück, ist der unerbittlichste Feind des Capitalismus, wandelt die Sozialdemokratie in das berechtigte Streben, die Zustände der Gesellschaft fortwährend zu verbessern, und zeigt uns die Obrigkeit in dem Lichte einer göttlich gewollten Einrichtung, um Friede und Wohlstand auf Erden zu schaffen und der Gerechtigkeit die starke Hand zu leihen. Er erweckt eine reinere Liebe zum Vaterlande, als das chauvinistisch durchsäuerte Gefühl ist, welches wir Patriotismus nennen. Er macht die Cohorten überflüssig, indem er der Gerechtigkeit auch im Leben der Staaten zum Siege verhilft.

Und wann werden endlich die Weisen dieser Welt sich dazu emporschwingen, diese einfachen Sätze zu begreifen?

Digitized by Google

Die vermeintlichen Segnungen der schottischen Reformation.

Von

A. Zimmermann.

In den zahlreichen Werken über die Geschichte der Reformation Schottlands finden sich wohl Andeutungen über die Segnungen der Reformation, über die Handhabung der Disciplin, über die Strafen, welche die Prediger über alle Uebertreter der von ihnen aufgerichteten Kirchenordnung verfügten, aber eine Zusammenstellung der Maßnahmen, durch welche die Prediger ihre Herrschaft zu begründen suchten, und eine Darlegung der kläglichen Resultate dieser unerträglichen Priesterherrschaft sucht man vergebens. In vorliegender Skizze wird ein Versuch gemacht, die Geschichte dieser Reformation in großen Zügen darzustellen, und die Gründe des Sittenverderbnisses und der Verwilderung der schottischen Nation zu entwickeln. Die Schuld kann nicht wie in England auf den Staat abgeladen werden, denn die Kirche genoß die größte Freiheit und Selbstständigkeit, sondern fällt den Predigern zur Last, die durch ihre Härte und Anmaßung sich die Herzen des Volkes entfremdeten, und während sie jedes noch so unschuldige Vergnügen streng verpönten, den schlimmsten Lastern Thür und Thor öffneten.

I.

Die schottischen Reformatoren und ihre Waffen.

Es sind besonders drei Männer, welchen die schottische Reformation mehr als irgend einem andern verdankt. Sir David Lindsay, John Knox und der Graf v. Moray. Lindsay war der Satiriker, welcher durch seine cynischrohen Balladen und Spottgedichte den Clerus herabwürdigte, Knox der Demagog, welcher das Volk zu Akten des Vandalismus und der Zerstörung aufstachelte, Moray der Intriguant und Krieger, welcher den Katholicismus durch seine argen Tücken und mit Waffengewalt unterdrückte. Lindsay zählte keineswegs zu den Satirikern, welche ihren Zeit-

Digitized by Google

genossen den Spiegel vorhalten, um sie mit Scham und Reue über ihre Laster zu erfüllen und zu bessern — sondern zu den bitteren und rücksichtslosen Fanatikern, welche ihre Gegner auf jede Weise mit ehrlichen und unehrlichen Waffen bekämpfen. Leider war die Kirche Schottlands beim Ausbruche der großen Revolution des 16. Jahrhunderts krank an Haupt und Gliedern, leider hatte die allgemeine Sittenverderbniß in dem Grade zugenommen, daß ein Angriff auf den Clerus und Geisselung seiner Laster auf Beifall zählen konnte.

Die Könige und der Adel hatten seit Mitte des 15. Jahrhunderts ihre jüngeren Söhne und Bastarden zu den höchsten Stellen in der Kirche befördert; die Päpste hatten in der Regel die Wahl von unmündigen oder unwürdigen Männern bestätigt, weil sie einen Konflikt mit dem König oder dem Adel vermeiden wollten. Die Klagen der Gutgesinnten verhallten ungehört, die Proteste der Klöster, welche gegen die Bestellung von Laien oder ganz unwürdigen Klerikern zu Aebten, Prioren protestirten, blieben unbeachtet; und so kam es, daß das Sittenverderbniß von den höheren Würdenträgern zu den Untergebenen drang, daß Letztere das schlechte Beispiel ihrer Vorgesetzten nachahmten. In Rom und anderswo war eine Aenderung zum Bessern schon unter Papst Adrian VI. (1522), noch mehr seit dem Regierungsantritt Pauls III. eingetreten (1534); in Schottland dagegen war das Uebel stetig gewachsen. Jakob V. († 1542) bedachte seine Bastarden auf eine höchst anstößige Weise mit kirchlichen Würden. Einer derselben wurde, obgleich er noch ein Knabe war, zum Erzbischof von St. Andrews bestellt, andere seiner unehelichen Kinder wurden zu Aebten oder Prioren der Klöster Holyrood, Kelso, Melrose, Coldingham und St. Andrews ernannt. Der Nepotismus war so tief in Schottland eingewurzelt, daß gewisse Bischoffitze mehrere Generationen hindurch bei Mitgliedern derselben Familie verblieben. Die Könige und der hohe Adel, die Stewarts, Hepburns, Gordons vertheilten unter sich die reichsten Pfründen.

Statt gegen die Bedrückung der Welt- und Ordensgeistlichen durch die vornehmen Eindringlinge zu eifern, und den König und den hohen Adel anzuklagen, griff Lindsay die Geistlichkeit und vor allem den Papst an, der gern die bestehenden Mißbräuche abgeschafft hätte. Jakob V. blieb zwar dem alten Glauben treu, trotz der Versprechungen und Drohungen seines Oheims Heinrich VIII., der schon seit 1535 der Reformation Eingang in Schottland zu verschaffen suchte, dachte aber nicht im entferntesten daran, würdige und gelehrte Männer zu den wichtigsten Stellen in der Kirche zu er-

Digitized by Google

nennen, oder den Klerus in Schutz zu nehmen. Eine der giftigsten und gehässigsten Schriften Lindsay's war die „Satire der drei Stände", ein Theaterstück, das zuerst in Cupar-Fife im Jahre 1535 aufgeführt wurde und zum zweiten Male am Feste der heiligen drei Könige in Linlithgow auf ausdrücklichen Befehl des Königs (1540) und ein drittes Mal in der Nähe Edinburghs (1554) vor der Regentin, ihren Hoffräulein und einer zahlreichen Versammlung von Prinzen, Prälaten und Adeligen.

Wir geben kurz den Inhalt dieses den mittelalterlichen Mysterien nachgebildeten Stückes. Der König Humanitas erscheint auf der Bühne mit seinen Begleitern, Trost, Placebo und Leichtfertigkeit. Diese führen Lüsternheit, welches eine Dame von wunderbarer Schönheit sein soll, ein. Darnach hüllen sich Betrug, Falschheit und Schmeichelei in die Kutten und Kapuzen und lassen sich in ihrer Eigenschaft als Bettelmönche, die soeben aus Frankreich angekommen sind, dem Könige unter dem Namen der Frömmigkeit, Weisheit und Klugheit vorstellen. Hierauf erscheint die Wahrheit, welche ein neues Testament in der Hand trägt und ermuthigt die weltlichen und geistlichen Herrscher, ihren Untergebenen ein tugendhaftes Leben einzuschärfen. Ihre Gegenwart verursacht große Aufregung unter den Bettelmönchen, welche sich sofort an die Geistlichkeit wenden. Ein Abt beschuldigt die Wahrheit der Häresie und trägt auf Verbannung aus dem Königreiche an. Ein Pfarrer meint, so lange der König in den Banden der Sinnlichkeit gefangen sei, sollten alle Lutheraner und besonders die Wahrheit ausgerottet werden. Zuletzt legt man Hand an die Wahrheit und bringt den Zwangblock in Anwendung. Keuschheit, welche bisher unstät umhergewandert war, tritt jetzt auf. Sie lenkt ihre Schritte zu einem Frauenkloster, wo sie abgewiesen wird, dann zu einem Abt, zu einem Pfarrer und zuletzt zum Könige. Seine Diener ergreifen sie und legen ihr in der Nähe der Wahrheit den Block an. Endlich erscheint König Besserung, der den Guten Rath auf seine Seite zieht und die Freilassung von Wahrheit und Keuschheit erlangt, mit denen er vor dem König des Landes erscheint. Dieser nimmt alle drei in seine Dienste. Im zweiten Akte erscheint eine Arme, welche binnen Kurzem Vater, Mutter und Gatten verloren und für jeden der Todten dem Pfarrer eine Kuh abgeben mußte; um das Maß ihres Unglückes voll zu machen, hat der Großgrundbesitzer ihre graue Mähre weggenommen. Sie wendet sich nun an den Advokaten und giebt ihm ihre letzte Ziege. Er soll ihr helfen gegen Priester und Großgrundbesitzer. Er nimmt die Ziege in Empfang, räth aber,

Digitized by Google

den Pfarrer nicht zu verklagen, denn er habe das Recht auf seiner Seite. Darauf begegnet die Arme einem Ablaßkrämer, dem sie um ihren letzten Heller, den sie hat, einen Ablaß abkauft. Da sie findet, daß der Ablaß ihr keinen Nutzen bringt, fordert sie ihren Heller zurück und zankt sich mit dem Ablaßverkäufer, der den letzten Heller nicht herausgeben will. Um anzuzeigen, daß alles schief gehe, nähern sich die drei Stände rückwärts dem Könige, darauf drehen sie ihr Angesicht dem Könige zu und lesen eine Ergebenheitsadresse, in der sie auf Reformation dringen. Sodann wird Fleiß ausgeschickt; derselbe soll verkünden, wer immer eine Beschwerde habe, solle sie vorbringen. Johann (das Gemeinwesen) erscheint nackt und in großem Elend, und reicht seine Beschwerden ein. Er klagt über die Menge von Faulenzern im Lande, über die zu große Zahl der Mönche und Bettelmönche, über die Abgaben für die Todten, über das Ausführen von Gold und Silber nach Rom, die Vernachlässigung der Predigt durch Bischöfe und Pfarrer. Trotz des Wüthens der Geistlichkeit und ihrer Drohungen, die Arme und das „Gemeinwesen" dem Feuertod zu überliefern, wird eine Reformation beschlossen, werden Dieb, Betrug und Falschheit gehängt. Manche Scenen sind so schlüpferig, manche Ausdrücke so zotenhaft gemein, daß man sich wundern muß, wie feingebildete Damen dieses Spektakelstück anhören konnten. Die „Klage des Papagei" von demselben Verfasser, ist eine noch weit schärfere Satire auf die Habsucht, Genußsucht und Trägheit des Klerus. Der Inhalt ist folgender: Ein Papagei ist vom Baume gefallen und am Sterben. Sogleich stellen sich Elsterlein (Kanoniker), ein Rabe (schwarzer Mönch) und ein Gabelweih (Bettelmönch) ein, beklagen das Schicksal des Papagei, drängen in ihn, er solle beichten und ihnen sein Vermögen überlassen. Der Papagei hat noch Kraft genug, eine Rede über den Verfall der Kirche und die Hab- und Genußsucht der Mönche zu halten, läßt sich aber zuletzt zum Beichten und zur Ueberlassung seines Vermögens an den Klerus überreden. Kaum ist der Papagei todt, so fangen die drei an, sich betreffs der Hinterlassenschaft zu zanken. „Kätchens Beichte" ist ebenso anstößig und gemein als „Papageis Tod" und die „Drei Stände". Lindsay, ein Stellenjäger und Genußmensch, wünschte nichts weniger als eine gründliche Reform des Klerus, denn gerade auf die Bettelmönche, welche durch ihre Predigten und durch Beichthören so viel Gutes stifteten, sandte er seine giftigsten Pfeile ab.

Verglichen mit John Knox war David Lindsay nur ein

Digitized by Google

Plänkler, der mit den leichten Waffen des Spottes und der Satire die Mönche und den übrigen Klerus in der öffentlichen Meinung herabsetzte; aber ohne Lindsay wäre der Ansturm eines Demagogen wie Knox erfolglos geblieben. Was Knox kennzeichnet, ist der wahrhaft diabolische Haß gegen die katholische Religion und alle Bekenner dieser Religion, die Rücksichtslosigkeit und Zähigkeit, mit der er seinen Plan, die Ausrottung der katholischen Kirche in Schottland, durchführte, die Gewissenlosigkeit, mit der er sich über alle Pflichten gegen seinen Nächsten hinwegsetzte, die Dreistigkeit, mit welcher er die Sache Gottes mit seinen eigenen Bestrebungen identificierte. Knox mit den Propheten des alten Bundes, etwa einem Elias zu vergleichen, ist völlig unstatthaft schon deßwegen, weil Knox viel größeres Vertrauen auf fleischliche als auf geistlige Waffen setzte, weil an ihm auch nicht eine Spur des Mitgefühls sich entdecken läßt. Knox' Betragen kann nicht durch seinen Fanatismus entschuldigt werden, denn er war noch viel weniger Fanatiker als Oliver Cromwell, wie das klar aus seinen Verhandlungen mit der Königin Elisabeth hervorgeht. Knox war ein schlauer, alle Chancen klug berechnender Diplomat, der nur dann den Fanatiker herauskehrte, wenn er sich vom Fanatismus Vortheile versprechen konnte. Knox mußte so gut als irgend ein anderer Priester wissen, daß die Messe kein Götzendienst, daß die Klöster keine Brutstätten der Unzucht und des Lasters seien, daß ihm das Recht nicht zustehe, seine geistlichen Vorgesetzten zu richten, noch weniger sie zur Strafe zu ziehen. Wenn er gleichwohl sich als Reformator geberdete, das Recht beanspruchte, die katholische Kirche in Schottland zu zerstören, so that er dies, weil er nur so hoffen konnte, den habgierigen Adel und die leicht erregbare Menge mit sich fortzuziehen. Knox forderte zur Zerstörung von Kirchen und Klöstern, zur Zertrümmerung von Altären und allen möglichen Greueln auf, weil der Pöbel sich dadurch die Rückkehr zur katholischen Kirche versperrte.

Knox gehörte übrigens nicht zu den ersten Predigern der neuen Lehre in Schottland. Der erste Prediger war Patrick Hamilton, der schon als Kind zum Abte von Ferne ernannt worden war und während seines Aufenthaltes in Wittenberg und Marburg den Lutheranismus angenommen. Hamilton erlitt den Feuertod für seinen neuen Glauben 1528. Er war leider nicht der einzige Mönch, der von seinem Glauben abfiel. Leaton, ein Dominikaner und früherer Beichtvater des Königs, predigte die lutherische Lehre; ebenso der Benediktiner Forest, ferner die Weltpriester Gourlay und Georg Wishart. Dieser von den Schotten als Märtyrer und Prophet ge-

Digitized by Google

feierte Mann war 1538 zum Tode verurtheilt worden, weil er in Bristol gegen die Marienverehrung gepredigt, hatte sich aber durch zeitigen Widerruf sein Leben gerettet. Als er 1543 nach Schottland zurückkam, fand er nur wenige Zuhörer und verdankte es nur der Schutzwache, mit welcher seine mächtigen Gönner Lennox, Casilis, Glencairn ihn umgaben, daß er der Volkswuth nicht zum Opfer fiel. Wishart beschränkte sich gleich so vielen seiner Zeitgenossen nicht auf die Predigt des Evangeliums, sondern ließ sich mit mehreren Schotten, welche von Heinrich VIII. bestochen waren, in eine Verschwörung gegen Kardinal Beaton ein. Wishart fiel in die Hände des Kardinals und wurde als Ketzer zum Feuertode verurtheilt. Den Verschworenen gelang es, die Stadt St. Andrews zu überrumpeln, und sich durch Verrath des festen Schlosses, in dem der Kardinal weilte, zu bemächtigen. Um den Sündenlohn, den der englische König versprochen, zu verdienen, ermordeten die Verschworenen den Kardinal, die Hauptstütze des Katholicismus in Schottland, den Führer der patriotischen Partei. Um ihre That zu beschönigen, gaben diese Elenden vor, sie hätten den Tod Wisharts gerächt, und bemühten sich, Wishart als einen Blutzeugen darzustellen, der für die neue Lehre sein Leben geopfert habe. Spätere Geschlechter, die den wahren Hergang nicht kannten, ehrten Wishart als Märtyrer.

Als die Bewohner von St. Andrews Kunde von dem Tode des Kardinals erhielten, belagerten sie das Schloß, konnten es aber nicht einnehmen. Die Belagerten machten von Zeit zu Zeit Ausfälle, plünderten die Nachbarorte und machten sich der abscheulichsten Verbrechen schuldig. Angeblich, um die Verschwörer zu bekehren, in Wahrheit, weil er das Treiben gut hieß, flüchtete sich Knox in das Schloß. Als dasselbe nach langer Belagerung in die Hände der französischen Belagerer fiel, wurde Knox auf die französische Galeere geschickt 1547. Knox mußte 19 Monate als Galeerensklävling schwere Arbeit verrichten und erhielt endlich durch die Fürsprache des englischen Königs die Freiheit.[1]) Knox will nun glauben machen, er habe die Stelle eines Predigers bei den Verschworenen nur nach langem Zögern angenommen, und nachdem er aus einer Anrede des Predigers Rougowe klar erkannt, daß Gott ihn zu dem Amte berufen habe. Die harte Arbeit auf den Galeeren scheint den Feuereifer des Reformators gedämpft zu haben, denn er kehrte nach seiner Freilassung nicht nach Schottland zurück, sondern begab sich nach

[1]) Wenn wir bedenken, sagt Cunningham I. 298, daß Knox und seine Gefährten der Rebellion und des Meuchelmordes sich schuldig gemacht haben, dann kann man die über sie verhängte Strafe nur milde nennen.

Digitized by Google

dem sicheren England und von da nach der Thronbesteigung der katholischen Maria 1553 nach dem Continente, wo er sich in Streitigkeiten mit den englischen Reformern verwickelte.

Erst im Jahre 1555, nachdem unter der Regentschaft der Königin Maria von Guise die Verhältnisse sich günstiger für die Protestanten gestaltet hatten, kehrte Knox nach Schottland zurück. Maria war hauptsächlich durch die protestantischen Lords zur Regentin ernannt worden, und legte den religiösen Neuerungen anfangs wenig Hindernisse in den Weg. Da jedoch die Protestanten, mit der Duldung ihrer Lehre nicht zufrieden, dieselbe zur allein herrschenden zu machen suchten und die Katholiken verfolgten, sah sich die Regentin zum Einschreiten gegen die Protestanten genöthigt. Knox hatte mehr als irgend ein anderer gegen die Papisten gedonnert und gegen ihre abgöttische Messe und ihren beschnittenen Gott (so nannte er die hl. Hostie). Er hatte den Besuch der heiligen Messe als sündhaft verworfen, und den einfachen calvinischen Gottesdienst eingeführt. Als Maitland von Lethington den Besuch der Messe durch das Beispiel des hl. Paulus, der den Tempel in Jerusalem besucht habe, rechtfertigen wollte, erwiderte Knox, „Paulus hat darin gesündigt, sein Schritt hatte keine guten, sondern üble Folgen, der Tempeldienst ist göttlichen Ursprungs, nicht so die Messe.“ Der tiefere Grund war nicht der Abscheu vor der Messe, sondern die Furcht, die Beibehaltung der Messe würde die Rückkehr der Protestanten zur Lehre der katholischen Kirche zur Folge haben; aus politischen Gründen reizte Knox seine Anhänger zur Zerstörung der Klöster auf. Nieder mit den Krähennestern, soll er gesagt haben, sonst nisten sich die Krähen in denselben wieder ein.

Knox hatte die Macht und den Einfluß der katholischen Partei unterschätzt, denn trotz des mächtigen Anhanges unter den protestantischen Lords wurde er vor Gericht geladen. Der Sturm wurde vorderhand durch die Protestanten, welche sich zahlreich in Edinburgh einfanden, abgewendet, Knox fand es jedoch räthlich wiederum den Wanderstab zu ergreifen und die Stelle eines Predigers in Genf anzunehmen. Knox, der bei seiner Rückkehr nach Schottland betheuert hatte, er wolle das Werk Gottes thun, auch wenn es sein Leben koste, war wiederum einer der Ersten, welche die Flucht ergriffen. In Genf blieb er nicht lange, sondern nahm einen Ruf nach Frankfurt an. Hier überwarf er sich bald mit seinen anglikanischen Freunden, die ihn der Heuchelei und Falschheit beschuldigten, und wurde von dem Magistrate der Stadt ausgewiesen, weil er

Digitized by Google

sich ehrenrührige Ausdrücke gegen den Kaiser erlaubt hatte. 1557.[1])

Politische Gründe führten im Jahre 1558 eine Annäherung und Aussöhnung der Regentin mit den protestantischen Lords herbei. Die Thronbesteigung Elisabeths, deren protestantische Gesinnung sich bald offenbarte, gab den schottischen Protestanten Muth. Sie beschlossen den Bestimmungen der katholischen Synode vom März 1559 zu widerstehen und ihre Prediger beizubehalten. Die Königin fühlte sich nicht stark genug und gab nach. Gegen Ende des Jahres kam Knox in Schottland an. Elisabeth hatte ihm die Reise durch England verweigert, weil sie ihm die heftigen Angriffe auf die Regierung der Weiber, in seiner berüchtigten Schrift „Trompetenstoß wider das monströse Regiment der Weiber" nicht verzeihen konnte. Getreu dem Grundsatze, den er in seiner Schrift „Kurze Ermahnung an England" ausgesprochen hatte, daß niemand vom Joche der Kirchendisciplin befreit, niemand ein Abweichen von Gottes Religion gestattet werden solle, daß ein Fürst, der darauf ausgehe, die einmal eingeführte wahre Religion zu zerstören und Götzendienst aufzurichten, nach Gottes Befehl verurtheilt werden müsse, eröffnete Knox zu gleicher Zeit den Kampf gegen die höchste geistliche und weltliche Gewalt in Schottland. Hätte die Königin sich zur protestantischen Partei geschlagen, dann wäre Knox ein Aristokrat und Fürstenfreund geworden, dann hätte er die demokratischen Grundsätze nie hervorgekehrt und sich nur wenig von den englischen Reformern J. B. Cranmer und Parker unterschieden. Einzig die damaligen Zeitverhältnisse haben Knox zum Demokraten gemacht. Nachdem er einmal Partei genommen, blieb er sich consequent.

Alle die Reformer des 16. Jahrhunderts waren Verfolger, sie forderten Duldung nur so lange, als sie sich in der Minderheit befanden, politisch ohnmächtig waren; sobald sie sich ihrer Macht bewußt waren, fingen sie an, die alte Kirche zu verfolgen. Die Katholiken Schottlands beantragten Duldung und Gleichberechtigung beider Bekenntnisse, Knox verwarf diesen Vorschlag. Bald nach seiner Zurückkunft hielt er eine feurige Rede gegen den papistischen „Götzendienst" in Perth, einem Hauptsitz des Protestantismus. Die Rede

[1]) Foxe, der englische Martyrologist, bemerkt über diese Streitigkeiten: Ich müßte eine Iliade schreiben, wenn ich alle Differenzen, Schmähworte, Verdächtigungen und Intriguen erzählen wollte. Ich hätte eine solche Verbissenheit und Bitterkeit bei Männern nicht für möglich gehalten, welche das Studium der hl. Bücher zur Freundlichkeit und Milde hätte stimmen sollen. Bei Dixon, History of the church of England IV. 699.

Digitized by Google

zündete. Ein Knabe begann das Werk der Zerstörung, die Umstehenden folgten seinem Beispiele. Nachdem die Kirche, die schönen Capellen, Altäre, Statuen und Bilder zerstört waren, eilte man nach den Klöstern der Dominikaner und Franziskaner, um auch diese zu zerstören, von da stürzte man nach der herrlichen Karthause, von der nur die nackten Mauern stehen blieben. Von Perth eilte Knox nach der Grafschaft Fife, predigte in Crail, Anstruther und St. Andrews. Wohin er kam, wurden die Klöster und Klosterkirchen geplündert oder zerstört, die Altäre und Statuen in den Pfarrkirchen zerschlagen. Die schönsten Denkmäler der Kunst wurden von dem wahnsinnigen Pöbel zerstört, Knox und seine Genossen trieben den durch seine Erfolge berauschten Pöbel zu immer neuen Gewaltthaten und Brandstiftungen an.[1])

Knox ging nicht so weit wie Zwingli, und stellte sich nicht an die Spitze des Heeres, das den Katholicismus auszurotten bestimmt war, billigte aber durchaus die Verrätherei, die Intriguen und Tücke des Grafen Moray, des Stiefbruders der unglücklichen Maria Stuart. Knox war der Demagog, der die schlimmsten Leidenschaften des Gesindels entfesselte, Moray war der Intriguant und Feldhauptmann der Partei, welcher den fanatischen Predigern einen Rückhalt bot.

Moray, ein Bastardsohn Jakobs V., schon frühe mit geistlichen Pfründen in Schottland, später in Frankreich reichlich bedacht, hatte sich schon frühe, wohl aus Politik, der protestantischen Partei angeschlossen. In den Biographien der Maria Stuart findet man eine Darstellung der Intriguen dieses Mannes, der die größte Anhänglichkeit an seine Halbschwester heuchelte, während er sie an ihre schlimmsten Feinde verrieth, die gehässigsten Verleumdungen gegen sie ausstreute, und ihre Ermordung plante. Seinem dämonischen Einfluß ist es zuzuschreiben, daß Maria Stuart nach ihrer Rück-

[1]) Cunningham sagt (I. 332): „Wir wollten wohl gern die Abteien noch haben, wenn wir sie besitzen könnten ohne Augustiner, Franziskaner und Dominikaner. Konnte man die Klöster bestehen lassen und die Insassen ausrotten? Es war vielleicht möglich; aber die im Kriege übliche Taktik ist, alle Zufluchtsstätten des Feindes zu zerstören; die Reformation war ein Vernichtungskrieg gegen das Mönchthum. Die Zerstörung der Karthause von Perth, die Einäscherung der Abtei Scone ist uns ein Stich in's Herz; aber unser Schmerz legt sich, wenn wir bedenken, daß über den Ruinen dieser Klöster ein weit glorreicherer Tempel, gebaut aus lebendigen Steinen, erstanden ist." Der gute Herr scheint von der friedlichen Mission der Apostel und ihrer Nachfolger keine Ahnung zu haben, das Christenthum mit dem Mohammedismus zusammenzuwerfen, der den unterjochten Völkern nur die Wahl zwischen dem Koran und dem Schwerte ließ.

Digitized by Google

kehr aus Frankreich 1561 eine protestantenfreundliche Politik befolgte, Huntly, das Haupt der katholischen Partei angriff und mit einem Theil seiner großen Besitzungen ihren Stiefbruder belohnte. Ob die junge Königin durch ein entschiedenes Auftreten, ohne Hilfe der katholischen Mächte, der revolutionären Bewegung in Schottland hätte Meister werden können, bleibt fraglich. So viel steht fest, die Reformer in Schottland bedienten sich hauptsächlich der fleischlichen Waffen, thaten sehr wenig für die geistige Hebung und Erziehung der Völker und entfesselten die schlimmsten Leidenschaften, die sie vergeblich durch strenge Handhabung der Kirchendisciplin zurückzudrängen suchten.

II.

Unterdrückung der alten Religion und Einführung des Presbyterianismus durch das Parlament.

Nach protestantischen Geschichtschreibern wurde die Reformation nicht von oben herab diktiert, sondern ging vom Volke aus, das sich nach der reinen Lehre des Evangeliums sehnte und freudig die Gelegenheit ergriff, das verhaßte Joch Roms abzuschütteln. Der schon früher erwähnte Umstand, daß Reformer wie Wishart, Knox von Bewaffneten während ihrer Predigt umgeben waren, scheint das Gegentheil zu beweisen. Die protestantische Partei hätte sicher den Vorwurf des Landesverrathes nicht auf sich gezogen und am Hofe Elisabeths um englische Hilfe gebettelt und sich allerlei Demüthigungen und Beschimpfungen der stolzen Königin gefallen lassen, wenn sie wirklich einen Rückhalt an der schottischen Nation gefunden hätte. Rankin (Church of Scotland II, 428) bemerkt ganz richtig: „Die Vorstellung, das Volk sei so gut unterrichtet gewesen über die in der hl. Schrift enthaltenen Wahrheiten, daß es die papistische Lehre verabscheut habe, ist weit entfernt historisch richtig zu sein. Die Leute waren zu unwissend, als daß sie die hl. Schrift hätten lesen oder abstruse theologische Fragen hätten verstehen können." Das gemeine Volk nahm in den meisten Fällen die Religion des Clanshäuptlings an. Wurde derselbe Protestant, so bequemten sich auch seine Sippen der neuen Religion an; geschah es, daß sein Erbe und Nachfolger eifriger Katholik war, so wurde der ganze Clan wieder katholisch. Fast der ganze Norden Schottlands und die Inseln blieben bis in das 17. Jahrhundert hinein katholisch, weil der hohe Adel an dem alten Glauben festhielt."

Wie wenig der neue Glaube selbst in den Gebieten Wurzel

Digitized by Google

gefaßt hatte, wo die Obrigkeit den Protestantismus begünstigte und zahlreiche Prediger sich fanden, erfahren wir aus Knox History B. II. „Vor zwei Tagen, klagt der Reformator, schien ganz Edinburgh protestantisch; aber jetzt verspotten uns die boshaften Zungen; jetzt nennt man uns Verräther und Ketzer, jetzt stachelt einer den andern auf, Steine auf uns zu werfen.“ Wer wie Knox bisher nur Aufruhr gepredigt, zum Rauben und Zerstören aufgefordert, wer der geistlichen und weltlichen Obrigkeit widerstanden, die Lehren des Evangeliums durch sein Leben Lügen gestraft hatte, konnte kaum einen besseren Titel als den eines Vaterlandsverräthers und Ketzers beanspruchen.

Die Bekehrung der schottischen Nation durch die Predigt des Wortes Gottes, die Widerlegung der katholischen Lehre war für Knox und seine Genossen viel zu langwierig und zu beschwerlich; sie sahen sich daher um fremde Hilfe um. Knox, der nach dem Ausdrucke eines Bewunderers „jetzt erst in seiner ganzen Größe erscheint“, demüthigte sich so sehr, daß er die Königin Elisabeth bat, sie solle den Lords der Congregation 1000 Mann zu Hilfe schicken, und vorgeben, diese Soldaten hätten gegen ihren Willen England verlassen und die Rebellen unterstützt. Sir James Crofts erklärte, durch ein solches Vorgehen würde man niemanden täuschen und der Ehre seiner Königin Elisabeth zu nahe treten. Cecil, der englische Minister, war erfreut über die dem Reformator ertheilte Rüge. Während der Unterhandlungen, welche zu dem Vertrage von Berwick führten, durfte der Name Religion nicht genannt werden, Elisabeth wollte einfach Schottland von dem französischen Joche befreien und die Franzosen aus Schottland verjagen. Knox war damit zufrieden.

Im Frühjahr 1560 erschien eine englische Flotte an der schottischen Küste, bald darauf rückte eine englische Armee in Schottland ein und belagerte die Franzosen, welche sich nach der Stadt Leith zurückgezogen hatten. Das Glück war den Engländern günstig. Die Regentin, die Hauptstütze der katholischen Partei, starb im Juni; zwei Flotten, welche von Frankreich nach Schottland beordert waren, wurden vom Sturme zerstreut; um die Besatzung, welche Leith heldenmüthig so lange Zeit vertheidigt hatte, zu retten, mußte die französische Regierung den Vertrag von Edinburgh unterzeichnen. Die englischen und französischen Truppen sollten zufolge des Vertrages Schottland räumen; die Rechte der katholischen Kirche wurden gewährleistet, den protestantischen Rebellen wurde eine Amnestie gewährt, endlich wurde ein Parlament auf den 1. August 1560 anberaumt.

Digitized by Google

Der Tod der Regentin, der Abzug der französischen Truppen und die Furcht vor England hatten die Thätigkeit der katholischen Partei gelähmt. Die protestantischen Lords hatten den panischen Schrecken unter den Katholiken sich zu Nutzen gemacht und die Wahlen gewaltig beeinflußt, außerdem etwa 100 Lairds (niedere Barone), die nach früherem Herkommen ausgeschlossen waren, Sitz und Stimme gewährt. Die Katholiken waren in der Minorität und schwebten in Lebensgefahr, wenn sie ihren Gesinnungen Ausdruck gaben, denn die Prediger forderten den Adel auf, gewaltsam Hand an die Papisten zu legen und alle Geistlichen zu tödten. Der Erzbischof von St. Andrews schrieb an den Bischof von Glasgow: „Unsere Gegner machen es meinem Bruder (dem Herzoge von Chatelherault) zum Vorwurfe, daß er nicht mit mir den Anfang macht, und mir nicht befiehlt, Protestant zu werden, oder, so fern ich mich weigere, mit aller Strenge gegen mich verfährt, mich mit dem Tode oder ewigem Gefängniß bestraft. Es wird über kurz oder lang dahin kommen, daß jeder, welcher die protestantischen Artikel nicht unterschreibt, sein Leben verwirkt. Alle Priester, welche den alten Glauben nicht abschwören, werden verbannt" (Keith III., 6). Wirklich gab der Herzog von Chatelherault dem Drängen der Prediger so weit nach, daß er seinen Bruder, den Erzbischof von St. Andrews, mit dem Tode bedrohte, sofern er das Wort zu Gunsten der katholischen Kirche ergriffe. Die Nachricht bei Spottiswood p. 327, daß nur die Grafen von Athole, Casilis und Caithneß, die Lords Somerville und Borthwick im Parlamente gegen die Einführung des neuen Glaubensbekenntnisses gesprochen, beweist nur, daß diese Großen sich nicht einschüchtern ließen. Die katholischen Prälaten waren entweder vorher schon aus dem Parlamente gestoßen, oder wurden zum Schweigen gezwungen. Die Bischöfe von Dunblane und Dunkeld verlangten jedoch, daß die kirchlichen Angelegenheiten reiflicher erwogen würden, der Erzbischof von St. Andrews protestirte gegen das Vorgehen der protestantischen Mehrheit.

Am 17. August wurde das von Knox abgefaßte Glaubensbekenntniß angenommen, am 24. August wurden alle gesetzlichen Bestimmungen zu Gunsten der alten Kirche abgeschafft, dem Papst die Jurisdiktionsgewalt über Schottland abgesprochen, Gehorsam gegen seine Anordnungen schwer bestraft. Das Anhören oder Lesen der Messe galt als schweres Verbrechen, auf der ersten Uebertretung dieses Gesetzes lag Einziehung der Güter, auf der zweiten Verbannung, auf der dritten die Todesstrafe. (Statutes of Scotland 1814. II, 535.) Eine Kirche von gestern, deren Prediger und

Digitized by Google

Bekenner sich mit Meuchelmord, Vaterlandsverrath und Revolution gegen das weltliche und geistliche Regiment befleckt, und noch keinen einzigen Beweis des evangelischen Geistes, der Liebe und Milde gegeben, trat mit dem Anspruche an die schottische Nation heran, die einzig wahre Kirche zu sein, und verlangte vom Parlamente das Recht, jede Abweichung von der neuen Lehre mit Gütereinziehung, Verbannung und dem Tode zu bestrafen. Die Prediger der neuen Lehre waren abgefallene Bettelmönche, Dominikaner, Franziskaner, Bastarde, welche Regierung und Adel den Klöstern aufgedrängt hatte, verkommene Weltpriester, fast alle hatten durch ihr ärgerliches, lockeres Leben Anstoß gegeben; viele hatten zum Theil widerwillig, um dem Hungertod zu entgehen, Predigerstellen angenommen. Knox und seine Freunde wollten die Welt glauben machen, daß diese Männer durch ein Zauberwort in Engel des Lichtes verwandelt und als Boten des Himmels zu verehren seien. Der Adel, welcher die katholische Kirche gestürzt und die neue Gottesdienstordnung aufgerichtet hatte, urtheilte ganz anders über die Verdienste der Prediger der neuen Lehre und betrachtete dieselben, Knox nicht ausgenommen, einfach als Werkzeuge und Helfershelfer. Der Prediger Cunningham, ein jedenfalls unverdächtiger Zeuge, bemerkt ganz richtig: „Knox war zweifellos ein großes Werkzeug im Zustandebringen der Reformation, wir sind jedoch der Ansicht, der Prediger sei weit mehr ein Werkzeug der Barone gewesen, als die Barone Werkzeuge in den Händen des Predigers. Wenn Knox, umgeben von mächtigen Baronen, predigte, dann waren seine Worte gleich den Zuschlagshämmern und zertrümmerten Abteien, Altäre und Statuen; Priester, Bettelmönche und Nonnen zerstoben wie Spreu vor dem Schnauben seiner Nüstern. Er brauchte nur ein Glaubensbekenntniß aufzusetzen und er sah es mit Beifall aufgenommen. Wenn er jedoch von dem Adel abwich, war er so schwach als irgend ein anderer Mann. Als er eine wahrhaft weise Verwendung der Einkünfte der Kirche in Vorschlag brachte, begegnete man ihm mit Verachtung und Spott. Er konnte das alte Haus niederreißen, aber das neue nicht aufbauen, wie er es wollte. Sein Disciplinbuch wurde nicht mit derselben Begeisterung aufgenommen, wie sein Glaubensbekenntniß" (I. 353).

Bei der geringen Zahl der protestantischen Prediger hatte man an eine geordnete Seelsorge und Besetzung der Pfarreien, aus welchen man die Katholiken verdrängt hatte, nicht denken können. Die verhältnißmäßig nicht zahlreichen Mönche und Weltpriester, welche abgefallen waren, mußten als Reiseprediger fungiren und wanderten von Ort zu Ort. In ihren Predigten erklärten sie nur

Digitized by Google

selten die christliche Lehre. Statt das Volk zur Ablegung der Laster und zur Buße zu ermuntern, stellten sie die Zerstörung der papistischen Götzentempel als das Gott wohlgefälligste Werk dar. Wie einige schlecht unterrichtete Katholiken durch Kaufen des Ablasses Vergebung ihrer Sünden zu erlangen geglaubt hatten, so meinten die Protestanten durch Verhöhnung der katholischen Gebräuche, Zerstörung katholischer Kirchen und Verfolgung der Bekenner des alten Glaubens sich die besondere Gunst des Himmels zu verdienen. Wenn die Unwissenheit vor Ausbruch der Revolution groß gewesen war, weil die Bischöfe und Pfarrer das Predigen in der Regel den Bettelmönchen überlassen hatten, so war sie jetzt weit größer, weil man den Katholiken das Predigen untersagt hatte, und weil die wenigen Prediger der neuen Lehre sich auf das Poltern gegen die Lehre und Gebräuche der katholischen Kirche beschränkten.

Knox mußte alles daran gelegen sein, der neuen Kirche einen festen Organismus zu geben, den Einfluß, die Macht und das Vermögen, welches die alte Kirche besessen hatte, auf die von ihm gestiftete Sekte zu übertragen. Der schottische Reformer dankt es nicht zum wenigsten seiner Herrschsucht und Gewaltthätigkeit, daß der protestantische Adel Bedenken trug, den Klerus mit der Verwaltung des Kirchenvermögens zu betrauen. Es war sicherlich nicht blos Habsucht seitens der Barone, obgleich dieselbe ein wichtiger Faktor war, sondern auch die Besorgniß, der neue Klerus möchte die ihm überlassene Macht mißbrauchen, daß das Einkommen der Prediger so beschränkt wurde. Das Parlament hatte Knox, Spottiswood, Winram, Willock und Row mit der Abfassung eines Disciplinbuches betraut, in welchem Knox seine Ansichten über die Kirchenverfassung, Gottesdienstordnung und Verwendung des Kirchengutes niedergelegt hat. Die Kirchenverfassung war der katholischen Hierarchie nachgebildet. Die Bischöfe erhielten den Titel Superintendenten, die Priester den Titel Diener am Wort, außerdem wurden noch Aelteste bestellt als Helfer der Prediger. Die Gottesdienstordnung war so einfach als möglich. Das Kirchengut sollte zur Besoldung des Predigers, zur Gründung und Erhaltung von Schulen und Unterstützung der Armen verwandt werden. Nach Knox' Plan sollte ein bedeutender Gehalt für die Prediger ausgeworfen, und für die Wittwen und Kinder der verstorbenen Prediger besondere Sorge getragen werden. Während das Parlament in Edinburgh tagte, hielt Knox Vorlesungen über den Propheten Aggäus, in der Kirche St. Giles über den Bau des Hauses Gottes.

Digitized by Google

Maitland bemerkte spöttisch: Wir müssen uns jetzt ganz vergessen, den Karren schieben und das Haus Gottes aufbauen.

Gerade die eifrigsten Vorkämpfer des Protestantismus waren am wenigsten geneigt zur Annahme des Disciplinbuches, gerade sie kümmerten sich, wie Knox klagte, am wenigsten um die göttlichen Drohungen gegen Diebe und hatten keine Gewissensbisse trotz der Ermahnungen der Prediger. Die Lords, welche im Kampfe für den Protestantismus Gut und Blut eingesetzt, mochten sich einreden, sie hätten bessere Ansprüche auf das Kirchengut als die abgefallenen Mönche und Weltpriester, welche nichts zu verlieren hatten. Man hat vielfach behauptet, die Kirche habe ungefähr die Hälfte aller liegenden Güter Schottlands besessen. Wären alle diese Güter dem presbyterianischen Klerus zugefallen, so würde das Joch, welches derselbe der Nation auferlegte, noch unerträglicher gewesen sein. Es ist zweifelhaft, ob der presbyterianische Klerus Schottlands mehr für die Schulen, die Armen und Kranken gethan hätte als der Adel, welcher den größten Theil der Kirchengüter an sich riß. Die Presbyterianer würden wohl kaum größere Uneigennützigkeit an den Tag gelegt haben als die geistlichen Vorsteher der großen öffentlichen Schulen Englands. (Vgl. Zimmermann, Oeffentliche Schulen p. 41.)

III.

Die Presbyterianer als geistliche Hirten.

Die Prediger der neuen Lehre, welche beim Parlamente um Ueberlassung des Kirchengutes an die Presbyterien eingekommen waren, wurden von den Lords nicht einmal einer Antwort gewürdigt (Keith, Affairs of Church and State I. 321). Erst im Dezember 1561 erklärte der Adel, ein Drittel gleichmäßig zwischen der Regierung und den Predigern vertheilen zu wollen, dagegen sollten zwei Drittel den früheren Inhabern der Pfründen und Beneficien verbleiben. (Buckle, History of Civilisation II. 235.) Diese Inhaber waren in sehr vielen Fällen nicht katholische Geistliche, sondern Laien, welche die einträglichsten Pfründen ad commendam erhalten hatten. Manche dieser Commendare wie James Stewart, Prior von St. Andrews (der spätere Graf Moray), waren von Anfang an eifrige Protestanten gewesen und nicht gewillt, für die Prediger der neuen Lehre Opfer zu bringen. Knox und Genossen mußten sich mit einem Sechstel der Kirchengüter begnügen. Selbst die Einkünfte von diesem Sechstel wurden nicht immer ausbezahlt. Die Prediger empfanden bitter das ihnen widerfahrene Unrecht und suchten bei

Digitized by Google

jeder Gelegenheit Rache an den höheren Klassen zu nehmen, und Einfluß bei dem gemeinen Volke zu gewinnen, durch Herabsetzung des Adels. Die Katholiken waren noch immer zahlreich. Knox und die von ihm geleiteten Assemblies (Versammlungen des Klerus) verzweifelten daran, dieselben zu bekehren, und nahmen ihre Zuflucht zur Verfolgung derselben und Einäscherung der Kirchen und Klöster, welche die Volkswuth noch verschont hatte. Die Versammlung vom Jahre 1561 verlangte, daß nur Anhänger der reformierten Religion zu öffentlichen Aemtern zugelassen und alle, welche Messe lesen oder hören, strenge bestraft werden sollten. Knox wollte den versammelten Lords beweisen, daß die Messe ein Götzendienst sei, scheint aber dem Katholiken Anderson gegenüber den Kürzeren gezogen zu haben. Leslie erzählt, die Protestanten hätten die Katholiken, welche an der Disputation theilnahmen, gezwungen, in Edinburgh zu bleiben und protestantische Predigten anzuhören.

Im Mai 1561 schickten die Diener am Wort eine Petition ein, das Parlament solle alle Denkmäler des Götzendienstes zerstören, alle Widerspenstigen bestrafen und den Predigern einen fixen Gehalt auswerfen. Der ersten Forderung kamen die Lords gerne nach und richteten in fast allen Grafschaften furchtbare Verwüstungen an. Die katholischen Priester, welche trotz der vom Gesetze verhängten Strafe Messe lasen, wurden zwar in höchst seltenen Fällen mit dem Tode bestraft, aber so insultirt und mißhandelt, daß sie vielfach es nicht mehr wagten, ihre geistlichen Funktionen auszuüben. Der niedere Klerus, manche Mönche und Nonnen wurden förmlich ausgehungert, wenn sie die neue Religion nicht annehmen wollten. Um dem Hungertode zu entgehen, fielen manche Priester vom alten Glauben ab und erhielten eine Anstellung als Readers (Vorleser-Helfer der Prediger). Wir stoßen häufig auf Klagen, daß die Superintendenten unwissende und unsittliche Priester als Helfer angestellt hätten. Der Vorwurf war wohl in vielen Fällen ungerecht und wurde nur deßwegen gemacht, weil diese Priester nicht gleich den Predigern in die Lärmtrompete stießen und alles Katholische in Bausch und Bogen verdammten. Die Heirathen früherer Weltpriester und Mönche galten in den Augen des Volkes als Konkubinate. Nicht blos Katholiken, sondern auch Protestanten stießen sich daran, daß Knox, ein Sechzigjähriger, bald nach dem Tod seiner Konkubine sich um die Hand eines blutjungen Mädchens bewarb und dieselbe als Gattin heimführte. Von Männern, welche ihre Gelübde gebrochen, ließ sich Selbstbeherrschung und Keuschheit nicht erwarten; man braucht sich daher nicht zu wundern, daß in den Gerichtsver-

Digitized by Google

handlungen die Prediger der neuen Lehre eine klägliche Rolle spielten und mehr und mehr in der öffentlichen Achtung sinken. Die Geistlichen fanden an den Laien nur zu gelehrige Nachahmer, welche sich wohl zur Entschuldigung ihrer Laster auf das schlechte Beispiel ihrer Prediger beriefen. Die calvinistische Prädestinationslehre und die Verdammung der guten Werke trieb auch in Schottland ihre Früchte.

Sechsundreißig Jahre nach Einführung der Reformation war fast die Hälfte der Kirchen (400 von 900) unbesetzt. Ein Prediger stand oft 3 oder 4 Kirchen vor und ließ sich in seiner Abwesenheit durch Helfer vertreten. Der Gehalt des Helfers war zehnmal niedriger als der des Predigers und betrug nur 20 Merks, (gleich 13 sh. 4 d.). Manche, welche als Prediger oder Helfer fungiert hatten, legten ihr Amt nieder, von dem katholischen Klerus ließen sich wenige bereitfinden, die Stelle eines Predigers zu übernehmen, die Versammlung des Klerus beklagte sich oft darüber, daß der katholische Klerus zwei Drittel der kirchlichen Einkünfte beziehe, und dachte daran, sie zum Predigen und Halten des presbyterianischen Gottesdienstes zu zwingen. Der Mangel an Predigern muß wirklich groß gewesen sein, weil man zu so verzweifelten Maßregeln greifen wollte. Die neue Kirche konnte der Bevölkerung weder eine reine Lehre, noch einen anständigen Gottesdienst und an vielen Orten weder Predigt noch Katechese bieten, gleichwohl fuhr sie fort, die Katholiken zu verfolgen und dieselben durch Gewaltmaßregeln zum Uebertritte zu zwingen. Die furchtbaren Strafgesetze wurden sehr häufig in aller Strenge durchgeführt, und wenn die Magistrate Milde zeigten, hetzten die Prediger das Gesindel gegen die armen Katholiken auf, welche gleich dem Wilde zu Tode gehetzt wurden.

Hier nur ein Beispiel. Gegen Ostern 1565 wurde ein Priester, John Tarbat, der eilig durch die Stadt Edinburgh ritt, vom Pöbel ergriffen und nach Tolboth abgeführt. Hier bekleidete man ihn mit dem Meßgewand, zerrte ihn zu dem Marktkreuze und band ihn an dasselbe mit dem Kelche in der Hand. Hier mußte er eine ganze Stunde ausharren. Die Schuljugend bewarf ihn mit faulen Eiern. Der Magistrat sah sich endlich genöthigt, sich ins Mittel zu schlagen und den Priester zu befreien. Im Jahre 1569 wurden vier Priester, weil sie Messe gelesen, mit ihren Kelchen und Meßgewändern an das Marktkreuz in Stirling gebunden und von Alt und Jung mit faulen Eiern und Unrath beworfen; darnach wurden die Meßgewänder und Kelche ins Feuer geworfen. (History of James Sixt p. 40.) Im Jahre 1574 wurde ein Priester in Glasgow gehängt, weil er Messe gelesen hatte.

Digitized by Google

In Aberdeen, Dunkeld, Paisley und anderswo waren die Katholiken zu zahlreich, als daß man die Feier des Meßopfers hätte unterbrechen und die Priester zur Strafe ziehen können, man bestimmte daher einen Tag, an dem alle Protestanten sich versammeln und die Katholiken angreifen sollten. Manche junge Leute hatten sich während der Verfolgung nach dem Festlande geflüchtet. Viele derselben kehrten als Missionäre in die Heimath zurück. Ihre ungeheuchelte Frömmigkeit, ihre Gelehrsamkeit und ihr Seeleneifer, bisweilen auch ihre hohe Abkunft erwarben ihnen bald die Achtung von Katholiken und Protestanten. Manche bisher Schwankende wurden in ihrem Glauben gestärkt, andere, welche im Presbyterianismus aufgewachsen waren, bekehrten sich, wieder andere machten aus ihrer Verachtung des reformirten Klerus kein Hehl. Statt die Katholiken, unter denen sich namentlich die Jesuiten hervorthaten, durch ein musterhaftes Leben und wissenschaftliche Waffen zu bekämpfen, nahmen die Prediger ihre Zuflucht zu einem neuen Strafgesetze, das 1587 im Parlamente durchging. Alle Jesuiten und Priester aus den Seminarien sollten ergriffen und hingerichtet werden; wer dieselben drei Nächte beherbergte, sollte seine Güter verwirken. Einschmuggelung und Verbreitung papistischer Bücher, jeder Versuch, einen andern durch Beweisgründe zum Abfall vom Glauben zu bewegen, galt als ein Vergehen, das mit Verlust des Vermögens bestraft werden sollte. (James VI. Parl XI. c 24—7.)

Wie in England, so war es auch in Schottland der Staatsklerus, welcher beständig die Bestrafung der Katholiken forderte und den Pöbel, den hohen Adel und die Gebildeten in den Städten aufreizte und mit den Strafgerichten Gottes drohte, weil man den papistischen Götzendienst nicht ausrotte. Um das Heil der Seelen, Ausrottung der Laster kann es diesen Predigern nicht zu thun gewesen sein, sondern einzig nur allein um Ausdehnung ihrer Macht, Niederschlagen jeden Widerstandes. Als Jakob VI. die wegen ihrer Anhänglichkeit an die alte Religion verbannten Grafen Huntly und Errol wieder zurückzurufen und in ihre Würden einzusetzen beschloß, da geriethen die Häupter der schottischen Kirche in große Aufregung und schalten den König einen Thoren (1596). Die Gräfin von Huntly versprach im Namen ihres Gemahles, derselbe würde alle Jesuiten und Papisten aus seiner Nähe verbannen, einen Prediger in sein Haus aufnehmen, und, wenn derselbe ihn überzeugen könne, Presbyterianer werden und die Beschlüsse der Kirche ausführen (Melvilles Diary p. 247). Die Prediger waren unerbittlich und verlangten, die beiden Grafen Huntly und Errol sollten des Todes

Digitized by Google

sterben. Der König und sein Rath blieben standhaft und erlaubten den Grafen nach Schottland zurückzukehren. Um ihre Vermögen zu retten, mußten diese Grafen protestantisch werden. Auch in Schottland wurden Katholiken gezwungen, das Abendmahl aus den Händen protestantischer Prediger zu empfangen. Laue Protestanten belästigte man nicht, wenn sie vom Abendmahl wegblieben, wohl aber eifrige Katholiken. Man suchte die Leute grundsätzlich zu Heuchlern zu machen oder zu Meineidigen.

Wenn viele und lange Predigten und ein langer Gottesdienst das Volk religiös und fromm machen könnten, wenn die strenge Handhabung von Disciplin und Zucht höhere Sittlichkeit verliehe, dann müßten die Bewohner der Städte Schottlands, in denen sich viele Prediger fanden, sich ganz besonders durch Sittlichkeit und Frömmigkeit ausgezeichnet haben. Von den zahlreichen Dörfern und Weilern, die aller Seelsorge entbehrten und deren Bewohner ganz verwilderten, sehen wir ab. Die reformirten Geschichtschreiber wissen nur wenig von dem Wiedererwachen der Religiosität, der Uebung der christlichen Tugenden, der Liebe und Milde, der Wohlthätigkeit gegen die Armen, der Gründung von Spitälern und Schulen zu berichten; die specifisch christlichen Tugenden sind ausgestorben, an ihre Stelle sind getreten ein blinder Eifer, ein fanatischer Haß alles dessen, was an die katholische Kirche erinnert, krasser Aberglauben und Hexenwahn, endlich eine furchtbare Heuchelei und Verstellung.

Der Geist des Gebetes und der Andacht fand in Schottland weit weniger Pflege als unter den Anglikanern und Lutheranern. Der Schotte war damals und ist heute noch vor allem ein Kirchenmann (Churchman), ein Bewunderer und Liebhaber des Kirchenthums, der Einrichtungen und Verfassung seiner Kirche. Das ist ganz natürlich, denn die Prediger legten den Hauptnachdruck auf die ihnen von Gott übertragene Würde und Machtvollkommenheit und schärften bei jeder Gelegenheit den Gehorsam gegen ihre Anordnungen ein, setzten sich an die Stelle Gottes und identificirten ihre Anschauungen und Willensmeinungen mit dem Willen Gottes. Ein weiterer Beweis für die Vernachlässigung des erbaulichen Elementes in der schottischen Kirche ist der fast gänzliche Mangel von Erbauungs- und Gebetbüchern.

Das englische nach Edward VI. genannte Gebetbuch wurde bald durch die äußerst trockene und langweilige Genfer Liturgie ersetzt (1564). Alle die herrlichen Hymnen der Kirche, alle die Gebete, welche durch langen Gebrauch geheiligt waren, wurden von

Digitized by Google

Knox und seinen Anhängern verworfen; bis zum Jahre 1751 sang man keine anderen Lieder in der Kirche als die Psalmen, in einer sehr holperigen, rohen Uebersetzung, erst von da an fand ein Liederbuch, das Bearbeitungen und Paraphrasen von Theilen der Bücher des alten und neuen Testamentes enthielt, Eingang. Diese verwässerten, süßlichen Machwerke eines unpoetischen Jahrhunderts konnten nicht entfernt mit den Hymnen der alten Kirche verglichen werden. So ist Schottland bis auf heut der schönsten und tiefsten Erzeugnisse eines ächt christlichen Geistes beraubt. Knox hatte, als er nur die Psalmen in die Liturgie aufnahm, keine Ahnung, daß bereits im apostolischen Zeitalter kirchliche Hymnen gesungen wurden, von denen Bruchstücke in den Briefen des hl. Paulus erhalten sind. Das arme Volk fand in den presbyterianischen Kirchen weder Belehrung, noch Andacht, weder Musik, noch würdige Gotteshäuser, überhaupt nichts, was das Auge und Ohr ergötzen, das Herz erfreuen konnte. Alles war düster und dumpf und unheimlich, geeignet, den Geist nieder zu drücken. Knox hatte den Frühling aus dem Kirchenjahr und aus dem Leben jedes Einzelnen hinweggenommen. Man sagt, Knox habe durch die von ihm eingeführte Religion den schottischen Charakter gekräftigt und gestählt und sei schon deshalb ein Wohlthäter seines Vaterlandes, wagt aber kaum zu behaupten, er habe die schottische Nation religiöser und sittlicher gemacht. Wohl niemand wird in Knox und Genossen eifrige Seelsorger, gute Hirten erblicken, wohl aber Tyrannen und Unterdrücker des Volkes, wie wir im nächsten Kapitel zeigen werden.

IV.

Die schottische Bußdisciplin und ihre schlimmen Folgen.

In den Schriften der schottischen Reformatoren suchen wir vergebens nach Thatsachen, welche die Begeisterung des Volkes für die neue Lehre, die geistige Erneuerung bezeugen könnten. Wir finden wohl einzelne Beispiele der Frömmigkeit unter Predigern und einigen Adeligen, wie z. B. in der Familie des Grafen Moray, aber Liebe zu Gebet und Andachtsübungen finden sich beim Volke nur selten. Die von Knox eingeführte Gottesdienstordnung hat mehr als irgend eine andere Ursache die Andacht ertödtet. Das Gebet ist eine spontane Regung; um fruchtbar zu sein, muß es aus eigenem freien Antrieb hervorgehen; den Gläubigen das Gebet aufzwingen heißt das Gebet zum eiteln Formeldienst herabwürdigen. Dieses geschah in Schottland. Am Sabbat, dem Sonntage, las der

Digitized by Google

Schullehrer oder ein Vorleser eine Reihe von Gebeten vor, welche die Gläubigen anhören mußten. Nach dem letzten Glockenschlag bestieg der Prediger die Kanzel und betete aus dem Stegreif irgend ein Gebet, in das er alles hineinbrachte, was er gegen die Gemeinde oder irgend einen seiner Gegner auf dem Herzen hatte. Zeitgenossen versichern uns, daß Vorleser sowohl als Prediger in diesen Gebeten eine solche Unwissenheit, so große Heftigkeit und Lieblosigkeit an den Tag legten, daß ihre Gebete in der Regel als Schmähungen auf Gott und göttliche Anordnungen, als Aufreizung des Volkes gegen die weltliche Obrigkeit gelten konnten. Dem schmähsüchtigen Pöbel sagten diese Gebete zu, den Gebildeten und Frommen waren sie ein großes Aergerniß. Die alten, schönen Gebete, an welchen das Volk sich erbaut hatte, die herrlichen Hymnen und Lieder, gleich ausgezeichnet durch ihren tief religiösen Inhalt und ihre ergreifenden volksthümlichen Melodieen, wurden verpönt und durch eine herzlich schlechte Psalmenübersetzung ersetzt. Die Orgeln mußten verstummen, wenn sie nicht schon vorher in Stücke geschlagen worden waren, von Kirchenmusik konnte überhaupt nicht die Rede sein. Jeder sang die Psalmen in seiner Weise, um Harmonie und Andacht kümmerte man sich nicht, denn das hätte ja zu sehr an das Papstthum erinnert.

Der Schwerpunkt des Gottesdienstes war in Schottland wie in andern protestantischen Ländern die Predigt. In den Städten, in welchen sich mehrere Prediger fanden, predigte man nicht nur am Sonntage zweimal, am Vor- und Nachmittag, sondern auch an jedem Wochentag. An Wochentagen gab man bisweilen eine fortlaufende Erklärung irgend eines Buches der hl. Schrift. Es läßt sich nicht leugnen, Knox, Craig und andere abgefallene Priester waren ebenso kenntnißreich als beredt; die große Masse der Prediger war jedoch ungebildet, roh und gefiel sich darin, die schlimmsten Unarten in den Predigten Knox' nachzuahmen und durch Maßlosigkeit zu überbieten. Wurde schon in den Predigten der Stimmführer der Reformation das lehrhafte Element durch die Kontroverse und die Schmähungen auf die Gegner in den Hintergrund gedrängt, so war dies noch weit mehr der Fall in den Predigten der unwissenden Handwerker und Bauern, welche auf einmal Prediger geworden waren.

Das Volk ward der Predigten, richtiger Schimpfreden bald müde und vermied die Kirchen, in welchen schmähsüchtige Prediger fungirten. Die Prediger waren betroffen über die Lauheit und Gleichgültigkeit des Volkes und suchten dem Uebel zu steuern, nicht durch Reform ihrer Predigtweise und einen anständigen Gottesdienst sondern durch Strafgesetze. Schon im Jahre 1560 wurde eine strenge

Digitized by Google

Verordnung erlassen, alle müßten dem sonntäglichen Gottesdienst am Vor- und Nachmittage von Anfang bis zu Ende beiwohnen. Bald darauf wurde der Besuch des Gottesdienstes in der Pfarrkirche eingeschärft und der Besuch anderer Kirchen strenge bestraft. Weil trotz aller Strafen viele in's Wirthshaus gingen statt in die Kirche, mußte die Polizei an Sonntagen, später auch an Werktagen Haussuchung anstellen, und die Namen der Delinquenten der Obrigkeit angeben. (Tyndall, New Fragments p. 26.)

Sehr characteristisch ist die Verordnung vom 14. Januar 1659, die also lautet: „Da viele alte und junge Leute auf dem Schloßberg von Edinburgh und anderswo am Sabbat nach den Predigten entweder spazieren gehen, oder sich setzen, oder spielen und offenbar die Familienandachten vernachlässigen, so verordnet der Rath, daß an verschiedenen Theilen der Stadt Fußblöcke aufgestellt werden, damit alle die, welche unnöthigerweise spazieren gehen oder träge herumsitzen, in den Block gelegt werden, wenn sie nicht lieber eine Geldstrafe von $1\frac{1}{2}$ sh. erlegen wollen." (Tyndall p. 27.) So bereitwillig der Stadtrath in vorwiegend protestantischen Städten sich den Predigern zur Verfügung stellte, so konnte er dieselben doch nie zufrieden stellen. Sie donnerten beständig von der Kanzel herab gegen die religiöse Gleichgültigkeit und Lauheit der Obrigkeit. Diese Prediger am Worte scheinen wenig Werth auf Belehrung und das gute Beispiel gesetzt zu haben, da sie beständig die Gesetzesmaschine gegen ihre Pfarrkinder in Anwendung zu bringen suchten.

An Mitteln, die Widerspenstigen zur Strafe zu ziehen, fehlte es den Predigern nicht. Sie besaßen alle die Rechte, welche der katholische Klerus in früheren Zeiten beansprucht hatte, und stießen in der Handhabung der Bußdisciplin und Verhängung von Censuren auf weit weniger Schwierigkeiten als ihre katholischen Vorgänger. Wenn protestantische Schriftsteller ihren Lesern eine lebhafte Vorstellung von den Gräueln des Papstthums geben wollen, dann schildern sie die Verhängung des Interdictes und der Exkommunikation und schließen ihre Erzählung mit Dankergüssen gegen die Reformer, welche das arme Volk von dem drückenden Joche des Katholicismus befreit haben sollen. Wie wenig die schottische Nation durch die Reformation gewonnen, wird unsere Darstellung zeigen.

Das Interdikt und die Exkommunikation waren bekanntlich außerordentliche Strafen, deren Verhängung nicht in dem Belieben des einzelnen Klerikers stand, sondern gesetzlich geregelt und nur auf große öffentliche Verbrechen gesetzt war; in Schottland dagegen lagen die Verhältnisse ganz anders. Hier hatte jeder Prediger das

Digitized by Google

Recht, über die Reinheit der Sitten seiner Pfarrkinder zu wachen, dieselben durch Ermahnungen, Drohungen oder Strafen zu einem gottesfürchtigen Leben anzuhalten. Er konnte in der Regel sicher sein, daß jede Appellation der Pfarrkinder an einen höheren geistlichen Gerichtshof den Appellanten nichts nutzen werde, daß der höhere Gerichtshof sich auf seine Seite stellen würde, es sei denn, daß das von ihm begangene Unrecht zu offenbar gewesen wäre. Die erste Strafe, welcher sich der Delinquent zu unterziehen hatte, war eine Rüge vor den Aeltesten, dem Prediger und andern Gemeindemitgliedern. Weigerte sich der Angeklagte zu erscheinen, dann verweigerte man ihm alle kirchlichen Vorrechte, bis er sich unterwarf. Blieb er hartnäckig, so schloß man ihn vom Abendmahl aus, und wenn er sich doch einstellte, ging der Prediger an ihm vorüber. Nur selten wagte es jemand, seinen Namen lange in dem schwarzen Buche stehen zu lassen und der Autorität des Predigers zu trotzen. Eltern, welche vom Prediger als anstößig bezeichnet worden, durften ihre Kinder nicht taufen lassen. Wer auswandern wollte, mußte bevor er sich an einem andern Orte niederlassen konnte, ein von dem Pfarrer ausgestelltes Zeugniß vorzeigen, das er nur dann erhielt, wenn er Genugthuung leistete. Trunksucht, Rauferei und Schwören zählten zu den Sünden, die eine Rüge verdienten, ebenso Entheiligung des Sabbats. Spielen, Spaziergänge, Treiben einer Kuh während des Gottesdienstes, Abwesenheit von der Katechese oder dem Gottesdienste waren unter diesen Sünden einbegriffen und wurden nach Umständen schwer bestraft. Leute, welche sich der Blutschande oder des Todschlages schuldig gemacht und von der weltlichen Obrigkeit nicht zum Tode verurtheilt worden waren, mußten an 52 Sonntagen öffentliche Buße thun und ein Bekenntniß ihrer Sünden ablegen (Vgl. Story, Church of Scotland V, 494) Auf Todschlag, Ehebruch, Zänkerei, öffentliche Gotteslästerung war summarische Exkommunikation als Strafe gesetzt. Trotz aller Klagen über die zu schnelle und ungerechte Verhängung dieser Strafe trat erst später unter den Landesbischöfen eine Beschränkung der Strafgewalt der Prediger ein.[1])

[1]) Die Kirk sessions (geistlichen Gemeindegerichte) waren oft in Geldnöthen, sie verfielen daher auf den Gedanken den Schuldigen die körperlichen Strafen und Bußen zu erlassen gegen Zahlung von Strafgeldern. Die für einmaligen Ehebruch fixierte Summe belief sich auf $20^2/_3$ sh., die für Entheiligung des Sabbats auf 20 sh. Wer in das Laster zurückfiel, mußte die doppelte Summe zahlen. Jedes Verbrechen war besonders abgeschätzt. Wer ohne Bußkleid am Sonntag öffentlich Buße thun wollte, mußte $93^1/_3$ sh.

Digitized by Google

Nicht blos öffentliche Sünder wurden zur Strafe gezogen, nein, jede noch so geheime Sünde, welche zu den Ohren der Prediger oder Aeltesten kam, wurde gerügt und nach Umständen schwer bestraft. Zu diesem Zwecke hatte die presbyterianische Kirche in Schottland ein Spionierſystem ausgebildet, wodurch die Prediger mit allem, was in der Gemeinde vorging, bekannt gemacht wurden. Die Spione und Angeber waren privilegierte Leute. Ihre Namen blieben ungenannt, sie wurden mit dem Angeklagten nicht konfrontiert, sie waren nicht gezwungen, Beweise zu geben, dem Angeklagten blieb in den meisten Fällen nichts übrig, als seine Richter durch schleunige Unterwerfung zur Milde und Nachsicht zu vermögen. In der Regel verrichteten die Prediger und die Aeltesten Spionsdienste. Sobald ihnen irgend ein Gerücht gegen irgend jemanden zu Ohren kam, stellten sie geheime Nachforschungen an. Wenn sie sich von der Grundlosigkeit des Gerüchtes überzeugten, ließen sie die Sache ruhen; wenn sie noch irgend welchen Verdacht hegten, ließen sie die Angelegenheit bis auf Weiteres unentschieden. Die Versuchung, den politischen oder religiösen Gegnern Verbrechen anzudichten, lag für die Prediger und Aeltesten zu nahe, als daß sie derselben immer widerstanden und nach strengem Recht und Gewissen gehandelt hätten. Von dem furchtbaren Unrecht, das die Presbyterianer gegen Episkopale und Katholiken begingen, läßt sich keine Vorstellung machen, weil die Presbyterianer ihren religiösen Gegnern gegenüber alles für erlaubt hielten. Katholiken und Episkopale waren in den Augen der Presbyterianer keine Rechtssubjekte, sondern wurden als Ungeziefer betrachtet, das auszurotten, man das Recht und die Pflicht hatte. Die Furcht vor den Episkopalen und Katholiken, deren Macht und Bedeutung von den Predigern übertrieben wurde, war mit ein Grund, daß das gemeine Volk sich das drückende Joch der Prediger gefallen ließ; der Hauptgrund war aber doch das Bewußtsein der eigenen Ohnmacht gegenüber einem so trefflich organisierten Unterdrückungssystem.

Die Prediger und Aeltesten bildeten eine enggeschlossene, durch Gemeinsamkeit der Interessen verbundene Körperschaft und verstanden es, ihre Gegner von einflußreichen Würden und Aemtern

zahlen. Wer nicht zahlen konnte, erhielt Prügel. Die Reformatoren, welche so sehr gegen die Mißbräuche des Ablasses geeifert hatten, verlangten bereits keine Buße mehr, keine Genugthuung für große Sünden, keine geistige Arznei, keine Demüthigung sondern Geld, viel Geld. (Vgl. Story V. 513.) Ob diese Prediger nicht bisweilen Verbrechen ausfindig machten, um Geld zu bekommen, lassen wir dahingestellt.

Digitized by Google

auszuschließen. Jeder noch so befähigte Mann sah den Zugang zu Ehrenstellen und einträglichen Aemtern für sich verschlossen, wenn er nicht bereit war, seine eigene Ueberzeugung zum Opfer zu bringen und der regierenden Partei sich rückhaltslos hinzugeben. Bei den meisten siegte das Interesse über Gewissen und Pflicht, und so geschah es, daß die Laien sich zu willigen Werkzeugen dieser neuen tyrannischen Priesterschaft hergaben.

So unbeschränkt die Gewalt der Gemeindeversammlungen, der Prediger und der Aeltesten über die Angehörigen der Pfarrei war, wenn sie ihrer Verfolgungssucht die Zügel schießen ließen, so eng umgrenzt war ihre Vollmacht, Verzeihung für das Vergangene zu gewähren. Die Prediger und Aeltesten mußten dann den Visitatoren, welche regelmäßig die verschiedenen Distrikte besuchten, Rede und Antwort stehen oder einen ausführlichen Bericht an die Versammlung des Klerus einsenden. Die strenge Handhabung der Bußdisciplin und die Verfolgung der Katholiken und Episkopalen, war die beste Empfehlung in den Augen der erlauchten Versammlung, während Harmonie und Frieden zwischen Prediger und Pfarrkinder als ein Beweis der Lauigkeit und Nachlässigkeit des Predigers betrachtet, und meist übel vermerkt wurde.

Einem Prediger, der seinen Gegnern in der Pfarrei keinen Anlaß zur Klage bieten, von seinen geistlichen Obern keine Rüge erhalten wollte, blieb nichts anders übrig, als sich zum Hammer, seine Pfarrkinder zum Amboß zu machen, den Eiferer für die Rechte der Kirche zu spielen und Katholiken und Episkopale zu verwünschen. Die Eigennützigen und Selbstsüchtigen unter den Laien zeigten sich als gelehrige Nachahmer der Prediger, und so konnte die presbyterianische Kirche über eine große Zahl von Spionen und Verfolgern verfügen, die sich zu jeder noch so verwerflichen That hergab. Die Charakterlosen herrschten, die Edlen und Guten wurden an die Wand gedrückt, das Laster stand oben an, die Tugend war unterdrückt. Eine solche Verkehrung der sittlichen Ordnung mußte für die schottische Nation verhängnißvoll werden, mußte die Grundlagen der Sittlichkeit untergraben. Schottlands Bewohner haben die traurige Berühmtheit erlangt, nicht nur die trunksüchtigsten sondern auch die unsittlichsten Leute Europas zu sein.

Trunksucht und Unsittlichkeit haben in Schottland schon vor der Reformation bestanden, aber nicht in demselben Grade wie nach der Reformation. Die strenge Sabbatfeier, die Verpönung aller weltlichen Freuden und Vergnügungen, der dumpfe, düstere Geist, den der Puritanismus großgezogen, trieb das Volk, das jeg-

Digitized by Google

lichen Genusses nicht entbehren wollte, dazu, in Wirthshäusern und Trinkgelagen Trost zu suchen. Trinkgelage waren fast das einzige Vergnügen, welches die Prediger, die gerne an solchen Gelagen theilnahmen, übrig gelassen hatten. Trotz der zunehmenden Trunksucht bei den höheren und niederen Klassen trugen die Prediger nie auf Abschaffung von Trinkgelagen an. Sie scheinen die Trunksucht unschuldigen Vergnügungen, Spaziergängen, Spielen, Musik, vorgezogen zu haben.

Trunksucht und Unkeuschheit sind Zwillingsschwestern, die Trunksucht entfesselt die schlimmsten Lüste und Begierden des Menschen und wirft alle Schranken nieder, welche die Sitte und der öffentliche Anstand aufgerichtet haben. In Schottland kann man indeß die große Unsittlichkeit des Volkes nicht allein auf die Trunksucht zurückführen, sondern muß einen Hauptgrund derselben in dem verkehrten Bußsystem suchen. Alle, auch geheime Sünden ans Tageslicht zu ziehen und öffentlich zu rügen, war ein jedenfalls gefährliches Experiment, ganz dazu angethan, die Schuldigen zu verhärten und das sittliche Gefühl in denselben abzustumpfen. Wenn der Schuldige doch eine Rüge oder Zurechtweisung empfangen sollte, so durfte dieselbe nur vor Erwachsenen, aber keineswegs vor unreifen, mit der Sünde noch unbekannten Knaben und Mädchen, oder gar vor jungen Leuten ertheilt werden, welche die Verbrechen der Schuldigen als ebenso viele rühmliche Thaten betrachteten. Dies geschah leider in den schottischen Kirchen. Der Schuldige hatte ein in die Einzelnheiten eingehendes Sündenbekenntniß abzulegen und sich einem Verhör und einer scharfen Rüge seitens des Predigers zu unterwerfen, welche die Natur und Abscheulichkeit der begangenen Sünde auch jungen Knaben und Mädchen verständlich machte und das Schamgefühl allmählig aus ihren Herzen verbannte. Neben Büßern und Büßerinnen, die während des Verhöres und Bekenntnisses vor Scham hätten vergehen mögen, fanden sich auch viele, welche mit trotziger Miene und stolzem Selbstgefühl auftraten und nicht die mindeste Spur von Reue und Scham an den Tag legten. Das Volk machte in der Regel aus seiner Bewunderung und Sympathie mit diesen ausgeschämten Menschen kein Hehl und verehrte dieselben als Helden, während die Zagenden und Verschämten als Feiglinge galten. Weit entfernt von der Sünde abzuschrecken, diente die öffentliche Buße nur dazu, zur Sünde anzureizen.[1])

[1]) Ein schottischer Geschichtschreiber wagt die kühne Behauptung: Herren und Damen seien so freudig an den Bußstuhl herangetreten, als Soldaten sich vor die Mündung einer Kanone stellten; statt vom Schmerze

Digitized by Google

So lange das Spionirsystem und der Terrorismus andauerte, gelang es wohl den Predigern, das Laster unter die Oberfläche zu treiben, dem Volke den äußern Anstrich der Sittenstrenge zu geben, aber den Muth und die Kraft, das Laster auch innerlich zu überwinden, besaßen nur wenige. Man haßte und verabscheute nicht so fast die Sünde als das Ungeschick, sich über der Sünde ertappen zu lassen. Wer das eine oder andere Mal der Buße sich hatte unterziehen müssen, der fand Mittel und Wege, die Sünde geheim zu halten. Die Prediger nahmen, um die Thäter zu entdecken, zu den verzweifeltsten Maßregeln ihre Zuflucht. So verweigerten sie Mädchen, die der Entbindung nahe waren, oder in Geburtswehen lagen, die Hebamme, bis dieselben den Vater des unehelichen Kindes nannten. Auch diese Maßnahmen führten nicht immer zum Ziele, denn die Angeklagten machten sich kein Gewissen daraus, die Prediger hinters Licht zu führen. Unsittlichkeit, Unwahrhaftigkeit und Heuchelei waren die üppige Saat, welche auf dem Boden der Bußdisciplin emporwuchs und die zarte Pflanze der Sittlichkeit fast ganz erstickte. [1])

V.

Die schottischen Schulen und Universitäten im Zeitalter der Reformation.

Henry Wardlaw, Bischof von St. Andrews, hat die Ehre, die erste schottische Universität zu St. Andrews errichtet zu haben. Im Jahre 1410 wurden die ersten philosophischen, theologischen und juristischen Vorlesungen gehalten. Drei Jahre später wurde die Stiftung durch eine päpstliche Bulle bestätigt und mit manchen Privilegien ausgestattet. Im Jahre 1450 wurde in Glasgow durch William Turnbull, den Bischof der Diöcese, eine Universität errichtet und von Papst Nikolaus V. bestätigt und endlich im Jahre 1497 wurde den bereits bestehenden Universitäten eine dritte in Aberdeen hinzugefügt. Ihr Gründer war auch dieses Mal wieder der Bischof

überwältigt zu werden, hätten sie der Welt mit neuem Muth in die Augen geschaut, weil sie in ehrbarer, würdiger Weise die ihrem Verbrechen geziemende Rüge und Buße angenommen hätten. Schon das Fortwuchern des Lasters widerlegt diese Behauptung.

[1]) Die Unsittlichkeit des schottischen Volkes ist allgemein zugegeben und hat die Reformationszeit überdauert. Sie nahm in Edinburgh während 20 Jahren (1763—83) in dem Grade zu, daß das für Unsittlichkeit auferlegte Bußgeld von 154 auf 600 Pfd. Sterling stieg. (Cunningham II. 594.)

Digitized by Google

der Diöcese Elphinston. Trotzdem zogen manche Schotten vor, an den Universitäten Paris und Oxford ihre Studien fortzusetzen. Auch an Mittelschulen fehlte es in Schottland nicht, denn neben den zahlreichen Klosterschulen bestanden auch Lateinschulen in den größern Städten, namentlich an den drei Universitätsstädten. Es ist hier nicht der Ort auf die an den Mittelschulen und Universitäten übliche Lehrmethode und die Leistungen jener Zeit einzugehen, es genügt der Hinweis, daß die aus den schottischen Schulen der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hervorgegangenen Männer ihre Nachfolger an Gelehrsamkeit weit überragten. In Schottland wenigstens bezeichnet die Reformation nicht einen wissenschaftlichen Fortschritt, sondern einen Rückschritt.

Wir haben oben gesehen, wie gering die Anzahl der Prediger war, wie die schottische Kirche sich genöthigt sah, unwissende, untaugliche, bisweilen moralisch verkommene Menschen als Prediger anzustellen, wie diese Prediger, wenn sich Gelegenheit bot, ein einträgliches Amt als Sekretär oder Stadtschreiber zu erhalten, ihren geistlichen Beruf aufgaben. Diese Prediger konnten ihren geistlichen Pflichten nicht einmal genügen und waren deßhalb außer Stande, sich der verwaisten Schulen anzunehmen. Die Vorleser und Readers waren gleichfalls nicht zahlreich genug, um die Leitung der Schulen zu übernehmen. Da ihr Gehalt sehr gering war, mußten sie durch Nebenbeschäftigungen ihren Unterhalt suchen, die Aemter eines Küsters, Todtengräbers ꝛc. versehen, Dienste verrichten, welche ihnen wenig Zeit für Unterricht in der Schule übrig ließen. Die Bemerkung Cunninghams (II. 59): „Diese unscheinbaren, aber nützlichen Leute lasen am Sonntag die vorgeschriebenen Lektionen in der Kirche und die Gebete vor; während der Woche aber unterrichteten sie die Kinder der Bauern im Katechismus und der Bibel und verschafften sich so ihren Unterhalt", ist einfach eine Vermuthung, die wenig wahrscheinlich ist. Die Vorleser, welche wirklich die zum Unterrichten nöthige Fähigkeit hatten, unterrichteten die Kinder der Reichen, aber nicht die armen Bauernkinder. Anfangs mögen wohl manche dem alten Glauben treu ergebene Mönche und Priester Lehrerstellen übernommen haben, mag der Mangel an Lehrern weniger fühlbar gewesen sein als später. Den Kindern armer Eltern war durch Aufhebung des Klosters, Schließung der Kloster- und Domschulen der Zugang zu den Mittelschulen und Universitäten und hiermit zu hohen Ehrenstellen in Staat und Kirche verschlossen, Elementarunterricht wurde überhaupt an nur wenigen Orten ertheilt.

Digitized by Google

Die Bewunderer der Reformatoren heben hervor, daß die Habsucht des hohen Adels verantwortlich sei für diese auffallende Vernachlässigung der Erziehung des Volkes. Es ist richtig, Knox und seine Anhänger verlangten in dem „Ersten Disciplinbuch", daß in jeder Pfarrei eine Pfarrschule, in jeder Stadt ein Kolleg errichtet, und die drei Universitäten, zu denen im Jahre 1580 noch Edinburgh hinzugekommen war, reichlich dotiert würden aus dem Kirchengut, über das sie, als wäre es ihr Eigenthum, zu verfügen sich anmaßten. Dem Adel mußte die Zumuthung, das Kirchengut für Dotirung von Pfarreien, Pfarrschulen und Kollegien zu verwenden, lächerlich erscheinen. Wie konnte Knox, der sie mit Hinweis auf die reiche Beute für seine Partei gewonnen hatte, verlangen, daß sie die Beute, welche sie bereits in Händen hatten, wieder herausgäben. Die Dotation der Prediger war gering, aber mit etwas gutem Willen und Eifer hätte sich auch mit den geringen Mitteln etwas thun lassen für Elementar- und Mittelschulen und Hebung der Universitäten. Katholische Priester in England und anderswo haben in neuer Zeit eine Menge von Kirchen und Schulen gebaut und verwenden große Summen auf Besoldung tüchtiger Lehrer, obgleich sie für ihren Unterhalt auf die Almosen der Gläubigen angewiesen sind. Wenn die Prediger während der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts anerkanntermaßen nichts für die Schulen gethan, so fehlte ihnen entweder das Interesse für die Schule, oder die Sympathie ihrer Pfarrkinder, oder beides.

Hätten die Prediger das gute Beispiel gegeben und die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit des Elementarunterrichts eingeschärft, dann würden sich zweifelsohne auch großmüthige Laien gefunden haben. Gerade weil man nur vom Parlamente, von Besteuerung des Ackerlandes und von den Großgrundbesitzern Hülfe erwartete, geschah so wenig, waren auch gegen Anfang des 17. Jahrhunderts noch sehr viele Pfarreien ohne Schulen. Interessant ist folgende Verordnung des Kirchenrathes von Anstruther-Wester. Alle Kinder der Stadt sollen die Schule besuchen, wollen die Reichen ihre Kinder nicht schicken, dann müssen sie vor dem Kirchenrath erscheinen, die Armen aber sollen, wenn sie sich weigern, von den Almosen ausgeschlossen sein. Die Kinder der Armen sollen auf Kosten der Stadt erzogen werden und während drei Stunden des Tages um Nahrung betteln dürfen. (M'Crie Life of Melville, Appendix.)

Im Jahre 1616 wurde vom Geheimen Rath folgende Akte veröffentlicht: „In jeder Pfarrei des Königsreichs, welche die nöthigen Mittel behufs Unterhaltung einer Schule hat, soll eine

Digitized by Google

Schule errichtet und ein tüchtiger Lehrer angestellt werden, der von der Gemeinde besoldet wird." Den Bischöfen (unter Jakob VI. war bekanntlich das Episkopalsystem wieder eingeführt worden) wird aufgetragen, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen, mit den Pfarreien sich ins Einvernehmen zu setzen und Mittel und Wege für Gründung von Schulen zu finden. Nach den Berichten über den Stand einiger Schulen Schottlands im Jahre 1627 bestanden in der großen Mehrheit der Pfarreien gar keine Schulen. Einige Beispiele müssen genügen. Bonkhill und Preston zählten 500 Kommunikanten, hatten keine Schule und keine Dotation für Schulzwecke, Coldstream mit 800 und Langton mit 450 Kommunikanten befanden sich in keiner besseren Lage, in Mordington war die Noth noch größer, daselbst konnte niemand außer dem Prediger lesen oder schreiben. Anderwärts fand sich wohl ein Schulgebäude aber kein Lehrer, weil derselbe keinen Unterhalt finden konnte. Die Verordnung des Geheimen Rathes betreffs der Schulen blieb in vielen Fällen ein todter Buchstabe; die Gemeinde, der Grundeigenthümer, der Prediger, kurz alle suchten sich der ihnen auferlegten Verpflichtung zu entziehen, und so sank das Volk immer tiefer in Unwissenheit und Barbarei. Erst im Jahre 1688, nach der großen Revolution, wurden die Grundeigenthümer gezwungen, Pfarrschulen auf ihren Besitzungen zu gründen, erst von da an wurde einigermaßen für die Erziehung des Volkes Sorge getragen. Die Prediger erhielten durch die Akte vom Jahre 1696 das Recht über die Ausführung des Parlamentsbeschlusses zu wachen und Grundeigenthümer und Gemeinden zur Erhaltung von Schulen und Besoldung der Lehrer zu verpflichten. Daß die Prediger selbst beigesteuert, erfahren wir nicht; sie hatten Mühe genug ihre meist zahlreiche Familie zu nähren und zu kleiden. Die letzte Hälfte des 16. und das ganze 17. Jahrhundert können als das eiserne Zeitalter der Literatur und Wissenschaft in Schottland betrachtet werden, das Studium der Philosophie, der Alterthumswissenschaft, der Mathematik und Naturwissenschaften war ganz vernachlässigt, selbst in der Theologie hat kein Schotte Nennenswerthes geleistet. Wir nehmen die schottischen Katholiken aus, die ihre Erziehung an den Schulen des Kontinentes erhielten und ihren protestantischen Landsleuten weit überlegen waren. Die Mittel- und Hochschulen Schottlands waren so arm, daß sie den Professoren nur einen geringen Gehalt auswarfen und auch diesen in vielen Fällen nicht bezahlen konnten. Die Reformationszeit war nichts weniger als eine Blüthenperiode der Literatur und Wissenschaft.

Digitized by Google

VI.

Die Eingriffe der presbyterianischen Kirche in die Rechte des Staates.

Ungleich den lutherischen Kirchen, welche den Landesherrn als obersten Landesbischof anerkannten und für den äußeren Schutz ihrer Bekenntnisse ihre Freiheit und Selbstständigkeit zum Opfer brachten, suchte die schottische Kirche die Rechte und Privilegien, welche die katholische Kirche vor ihr besessen hatte, zu wahren und womöglich noch zu erhöhen. Die schottischen Geschichtschreiber sind nicht wenig stolz auf die Zähigkeit und Fertigkeit, mit welcher die Vertreter ihrer Kirche die Freiheiten des geistlichen Standes gegen Adel und Regierung vertheidigten, und suchen die schlechten Mittel, deren Knox, Melville ꝛc. sich bedienten, durch die gute Absicht und den offenbaren Nutzen, den ihr Verfahren der Kirche gebracht hat, zu rechtfertigen, oder wenigstens zu entschuldigen. Der den Jesuiten fälschlich zugeschriebene Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel", gilt den meisten schottischen Kirchenschriftstellern als Norm und Richtschnur. Knox, Melville ꝛc. unterschieden sich von Luther und Melanchthon dadurch, daß sie als Revolutionäre begannen, als Revolutionäre endeten, daß sie ihre demokratisch-radikalen Grundsätze höchstens zeitweilig verleugneten, daß sie ihre Ehre dareinsetzten, ihre Monarchen zu beschimpfen und zu verhöhnen. Die schon rücksichtslosen Angriffe Knox' auf Maria Stuart sind bekannt; wir wollen deßhalb nur eine oder die andere Aeußerung anführen, welche die Rohheit des Reformators charakterisiert. Als die Königin Knox zur Rede stellte, weil er Aufruhr gegen ihre Mutter, die Regentin, und gegen sie selbst gepredigt habe, und auf das Beispiel der ersten Christen hinwies, welche die Verfolgung der heidnischen Kaiser geduldig ertragen hätten, erwiderte Knox: „Gott hat ihnen die Macht und Mittel dazu nicht gegeben. Wenn Fürsten die ihnen gesetzten Schranken überschreiten, darf man Gewalt gegen sie gebrauchen. Die königliche Gewalt ist nicht größer als die väterliche. Wenn der Vater, vom Wahnsinn erfaßt, seine Kinder erschlagen will, darf man ihm das Schwert nehmen und ihn gefangen setzen." Knox behielt sich natürlich die Entscheidung vor, wann und wie man gegen Könige Gewalt brauchen könne, und rechtfertigte nur zu sehr die Antwort der Königin: „Ich sehe, meine Unterthanen werden Ihnen und nicht mir gehorchen, und thun, was Sie wollen, ohne an meine Befehle sich zu kehren." (M'Crie Liefe of Knox II. 35—6). Knox rechtfertigte seine Invektiven auf der Kanzel mit der dreisten Be-

Digitized by Google

hauptung, er sei für das, was er auf der Kanzel spreche, nur Gott verantwortlich, und als die Königin in einer ihrer Unterredungen mit ihm bemerkte, die christliche Liebe fordere, daß er zuerst den Nächsten unter vier Augen zurechtweise, bevor er gegen ihn von der Kanzel herab donnere, entgegnete Knox, er habe weit Wichtigeres zu thun, als der Königin seine Aufwartung zu machen. Knox ließ es bei groben Schmähungen auf die Königin, unbegründeten Anschuldigungen und offenbaren Verleumdungen nicht bewenden, sondern nahm regen Antheil an allen Verschwörungen gegen die Königin. Er forderte die englische Königin auf, Schottland anzugreifen, er pries die Revolution und die Einkerkerung der Königin als ein gottgefälliges Werk, er erklärte das Unglück der Königin als eine gerechte Strafe Gottes und hatte kein Wort des Tadels für die Verbrechen seiner Bundesgenossen.

Jakob VI., der Sohn Maria Stuarts, war Protestant und verfolgte die Katholiken, konnte aber ebensowenig auf die Loyalität der Prediger rechnen als seine Mutter. Als Ruthven, Graf von Gowrie, mit andern Verschwörern den jungen König in sein Schloß in der Nähe der Stadt Perth lockte und gefangen hielt, da billigten die Prediger diese Gewaltthat von der Kanzel herab und erblickten in ihr die Erlösung der Kirche von einer unerträglichen Knechtschaft. Nicht blos einzelne Prediger, nein die Versammlung des Klerus feierte die Gefängnißwärter des Königs als Befreier des Landes. Am 25. Juni 1583 entkam Jakob VI. und flüchtete sich in das Schloß von St. Andrews. Von hier aus veröffentlichte er eine Proklamation, in der die Theilnehmer an der Verschwörung für Verräther erklärt wurden. Die Barone unterwarfen sich und erhielten Verzeihung, die presbyterianischen Prediger, welche sich durch Gutheißung der Verschwörung kompromittirt hatten, gestanden ihr Unrecht nicht nur nicht ein, sondern suchten auch ihr Betragen von der Kanzel herab zu rechtfertigen. Andrew Melville, der Stimmführer der protestantischen Partei, drohte dem König mit den Strafgerichten, welche über Nebucadnezar und Belsazar ergangen, und weigerte sich Widerruf zu leisten, weil nur der Versammlung des Klerus ein Urtheil über das, was er in der Predigt gesagt, zustehe. Vor dem Geheimen Rath und in Gegenwart des Königs warf er seine hebräische Bibel auf den Tisch und rief: Man beweise mir aus diesem Buche, daß ich meine Vollmachten überschritten, daß irgend einer das Recht hat, ein Urtheil zu fällen. Die [illegible] war Gottes, so fuhr er mit großer Heftigkeit fort, [illegible] und Wissenschaft. wohnheiten werden in diesem Lande verkehr.

treten. Melville wurde vom Rath zur Gefängnißstrafe verurtheilt, entzog sich aber der Strafe durch die Flucht nach Berwick. Manche seiner Amtsgenossen suchten gleichfalls ihr Heil in der Flucht.

Die katholischen Grafen Huntly und Errol, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an den alten Glauben aus Schottland verbannt worden, waren 1596 heimlich zurückgekehrt und erklärten sich bereit den Protestantismus anzunehmen, wenn man ihnen ihre Besitzungen zurückgäbe. Jakob war geneigt ihrem Ansuchen zu willfahren, ebenso der hohe Adel, und suchte die Prediger für die Wiederherstellung der Grafen günstig zu stimmen. Zu diesem Zweck lud er einige Prediger zu einer Konferenz ein. Melville, der seitdem aus der Verbannung zurückgekehrt war, erschien, obgleich nicht eingeladen, auf dieser Konferenz und sprach: Ich habe einen Auftrag vom Herrn Jesus Christus, hierher zu kommen. Darnach schilderte er in maßlosen Ausdrücken den Verrath, welchen die drei Stände an Christus, der Kirche und dem Lande begingen. Der König unterbrach ihn in seiner Rede und befahl ihm abzutreten. Melville gehorchte, setzte aber alle Hebel in Bewegung, um die Prediger gegen den König und den Adel aufzureizen. Ohne königliche Genehmigung wurde eine Versammlung des Klerus in Cupar gehalten, die natürlich von Melville beherrscht wurde. Dieser erschien darauf als Abgeordneter des Klerus vor dem König, faßte ihn beim Aermel, nannte ihn den thörichten Vasallen Gottes und wußte ihn so sehr einzuschüchtern, daß er die Rede Melvilles ruhig anhörte.

Wir geben hier einige Sätze wieder: „Es giebt zwei Könige und zwei Königreiche in Schottland. Der eine König ist Jesus, sein Reich ist die Kirche, und Jakob VI. ist sein Unterthan. Die, welche Christus berufen, denen er befohlen hat, über seine Kirche zu wachen und sein Reich zu regieren, haben die hierzu nöthige Macht und Autorität und müssen von dem christlichen König unterstützt und gestärkt werden. Die Weisheit Ihres Rathes nenne ich teuflisch und verderblich, er geht dahin, daß Heide, Jude, Katholik und Protestant zu Ihrer Größe beitragen, Ihnen unterworfen werden sollen. Weil die Prediger in Schottland zu mächtig, weil sie den König in Schranken halten, deßwegen sucht man sie zu schwächen. Aber Gottes Weisheit ist die einzig wahre Weisheit, sein Fluch wird auf die fallen, welche gegen die Kirche ankämpfen." (Melville's Diary p. 245—6.) Melville kämpfte nicht für die Freiheit der und nicht mit gegen Kirche, die keineswegs in Gefahr war, sondern Befehle sich zu kehren ng der katholischen Grafen Huntly und Errol. rechtfertigte seine Invektgierung, seinen blutdürstigen Gelüsten zu

Digitized by Google

willfahren, wurde als Verrath an Gott, der Kirche und dem Lande bezeichnet.

Ein eigener Unstern waltete über der schottischen Kirche in ihren Streitigkeiten mit der Regierung. Wo andere Kirchen nachgegeben und die unklugen Aeußerungen ihrer Prediger desavouiert hätten, da trat die gesammte presbyterianische Kirche für die Delinquenten ein. Die Prediger beanspruchten das Recht, den königlichen Rath und den König selbst von der Kanzel herab anzugreifen, so der Prediger Roß in Perth, welcher den König einen Verräther, einen verworfenen, falschen Heuchler nannte (1594). Der König beklagte sich bei der Versammlung des Klerus, diese entschied zu Gunsten des Predigers, der gute Gründe für seine Rüge gehabt habe. Im Oktober 1596 hielt David Black, ein Prediger von St. Andrews, eine heftige Predigt. Die Königin Elisabeth wurde als Atheistin, ein Weib ohne alle Religion bezeichnet, Jakob sei nicht besser, denn er habe die Rückkehr der katholischen Grafen Huntly und Errol erlaubt. Was Besseres können wir erwarten, schrie der Prediger, ist nicht Satan das Haupt im Rathe und am Hofe? Sind nicht alle des Teufels Kinder? Ist Satan nicht allmächtig am Hofe, herrscht er nicht unbeschränkt über die Minister und den König selbst? Die Lords der Session sind Bösewichter, die Adeligen Vielfraße, die Königin ein Weib, für die man wohl beten kann, weil es so Mode ist, von der man jedoch nichts Gutes erwarten kann. (Spottiswoode p. 426.)

Der englische Gesandte beklagte sich über die Schmähungen gegen seine Königin, und so wurde Black aufgefordert, sich vor dem Geheimen Rathe zu verantworten. Black bestritt die Gerichtsbarkeit des Königlichen Gerichtshofes und verweigerte jeden Widerruf, der Klerus stellte sich auf seine Seite und beklagte sich beim König über die Uebergriffe des Rathes. Der König hätte einen Bruch mit den Predigern gern vermieden und sich mit einem bedingten Widerruf Blacks zufrieden gegeben; die Prediger sahen in jedem Zugeständnisse einen Verrath und ein Preisgeben der heiligsten und unveräußerlichen Rechte der Kirche und wiesen jeden Vergleich zurück. Der König und sein Geheimer Rath mußten, wenn sie sich nicht zu Sklaven der Prediger erniedrigen wollten, einschreiten und Black verurtheilen.

Die Prediger beantworteten diese Verurtheilung mit dem Ausschreiben eines Buß- und Bettags und heftigen Predigten gegen den König. Robert Bruch, einer der Prediger, reizte seine Zuhörer dermaßen auf, daß man beschloß eine Deputation an den König

Digitized by Google

abzusenden. Jakob fragte die Deputirten, wer ihnen die Vollmacht zur Berufung einer Versammlung gegeben; Lord Lindsay antwortete trotzig: wir werden die Untergrabung unserer Religion nicht dulden. Während dieser Worte stürzte der Pöbel in den Saal, der König begann für sein Leben zu fürchten, verließ den Saal und schloß die Thüre hinter sich. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich des Volkes, die einen glaubten, der König, die andern glaubten, die Prediger schwebten in der größten Gefahr, erst gegen Abend legte sich die allgemeine Aufregung. Der König verließ Edinburgh den nächsten Morgen, entschlossen, die Prediger und den Magistrat der Stadt, welche sich auf Seite der Prediger gestellt hatten, zur Strafe zu ziehen.

Die Prediger sollten nur zu bald erfahren, daß es viel leichter sei, den Pöbel aufzuregen, die Magistrate zu Unklugheiten hinzureißen, als treue Bundesgenossen im Kampf gegen die Regierung zu gewinnen. Die Stadt Edinburgh ließ durch Gesandte den König um Verzeihung bitten und ließ sich die drückendsten Bedingungen gefallen; die Prediger, welche dem König besonderen Anstoß gegeben hatten, verloren ihre Pfarrhäuser und wurden verbannt. Die Macht des Presbyterianismus war gebrochen, ihr Einfluß auf das Volk war dahin. Die Prediger hatten ihr Schicksal wohl verdient, ihr Uebermuth und ihre Anmaßung hatte ihren Sturz beschleunigt.

Im Mittelalter hatten sich die kirchlichen Würdenträger beständig auf Seiten des Königthums gestellt und gegenüber den unruhigen Baronen Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten; seit der Reformation waren die Prediger der Störenfried und wenn nicht die Urheber so doch die Begünstiger der Revolution. Der Geist des Ungehorsams und der Widerspenstigkeit wurde durch ihre Reden und Thaten großgezogen. Unter dem Vorwande, für die Sache Gottes einzutreten, suchte jeder seine eigenen Interessen durch ungerechte Maßregeln zu fördern. Jeder identificierte seine eigenen Angelegenheiten mit der Sache Gottes und setzte sich über die Rücksichten gegen seinen Nächsten hinweg. Nur langsam machte sich ein besserer Geist geltend, nur allmählig gewöhnte man sich daran, der weltlichen Obrigkeit zu gehorchen.

Schlußwort.

Die schottische Reformation war nicht einfach hin ein Bruch mit der Vergangenheit, ein unglücklicher Versuch, die Zustände der christlichen Urkirche wieder zurückzuführen, eine Kirchenordnung aufzurichten, welche den Bedürfnissen der Gegenwart nicht entsprach,

Digitized by Google

sie war vielmehr eine unsinnige Verquickung der alt-testamentlichen Theokratie mit einem mißverstandenen Christenthum, ein Zusammenwürfeln von ganz entgegengesetzten Lehren und Gewohnheiten. Knox und seine Nachfolger bewegten sich in dem Ideenkreis des alten Testamentes, übersetzten alle die Droh- und Strafworte der heiligen Schrift in die Praxis, trugen kein Bedenken die Katholiken und Episkopalen mit den Kanaanitern zusammenzuwerfen, den katholischen Gottesdienst auf dieselbe Stufe mit dem heidnischen Götzendienst zu stellen, Regungen der Menschlichkeit und des Mitgefühles als Verrath an der heiligen Sache und Sünde zu verurtheilen. Es ist bezeichnend für die Bibelkenntniß der schottischen Theologen und ihre sklavische Abhängigkeit von Knox und den älteren Reformatoren, daß diesen Predigern nie ein Zweifel an der Richtigkeit der Knox'schen Lehrsätze aufstieg, daß auch keiner einen Unterschied zwischen Papisten und Götzendienern entdeckte, daß keiner gewahr wurde, daß weder Christus noch die Apostel die gewaltsame Bekehrung der Andersgläubigen geboten oder auch nur empfohlen hatten.

Es ist ein ungelöstes Räthsel, wie es Knox gelingen konnte, ein so hoch veranlagtes Volk wie die Schotten so tief in den Irrthum zu verstricken, daß dasselbe während fast dreier Jahrhunderte nicht im Stande ist, das Netz zu durchbrechen und den Gesetzen der Humanität, dem Geiste des Evangeliums, das Liebe und Milde predigt, zu gehorchen. Zweifelsohne haben manche im guten Glauben mit Feuer und Schwert gegen ihre katholischen Landsleute gewüthet, Krieg gegen ihre angestammten Herrscher geführt, weil sie in ihren Predigern die Erklärer des göttlichen Willens erblickten; aber neben den aufrichtigen und ehrlichen Leuten, die sich bethören ließen, gab es gewiß sehr viele, denen die Religion zum Deckmantel für ihre selbstsüchtigen Pläne diente. Männer wie Knox, Moray, Morton, Maitland von Lethington, Ruthven sind den moralischen Ungeheuern beizuzählen. Die meisten starben eines gewaltsamen Todes. Sie alle haben die großen Fähigkeiten und Talente, die Gott ihnen verliehen, zum Unheil der Nation verwendet. Das Uebel, das sie gestiftet, hat fortgewirkt von Geschlecht zu Geschlecht. Obgleich die Lehren und Grundsätze dieser Männer durchgängig verworfen werden, so hört man doch nicht auf, in denselben Bahnbrecher und Helden zu erblicken, welche die heutige Civilisation möglich gemacht hätten. Es ist jedenfalls ein großer Fortschritt, daß die neuesten schottischen Kirchenschriftsteller die Schattenseiten der Reformation und die Fehler der Reformer anerkennen und die Zerstörungswuth ihrer Vorfahren tief beklagen.

Digitized by Google

Die Schule
im socialdemokratischen Zukunftsstaate.

Nach socialdemokratischen Schriften dargestellt

von

Joh. Hart, Volksschullehrer.

Einleitung.

„Keine Frage muß man heute mit größerem Fleiße und mit mehr Sorgfalt studieren, als die sogenannte sociale Frage".

Papst Leo XIII.

Wenn eine Frage eine weltbewegende genannt werden kann, dann ist es die sociale Frage. In unserm deutschen Vaterlande aber ist dieselbe nachgerade zu einer brennenden geworden, da die Socialdemokratie bei uns eine Macht entfaltet, mit der gerechnet werden muß. Bei der letzten Reichstagswahl im Jahre 1893 hatte sie weitaus die meisten Stimmen.[1]) Es entfielen nämlich auf die Socialdemokraten 1 786 738 (Zunahme gegen 1890 359 440 Stimmen), auf das Centrum 1 468 501 (Zunahme 126 388 Stimmen), auf die Conservativen 1 038 353 (Zunahme 139 209 Stimmen), auf die Nationalliberalen 996 980 (Abnahme 190 689 Stimmen). Die Socialdemokraten wollen an die Stelle unseres heutigen Staatswesens eine ganz neue Gesellschafts-Ordnung setzen. Daß von den dabei eintretenden Veränderungen auch die Schule betroffen wird, ist natürlich. Ist doch die Schule im Zukunfts-Staate berufen, die Jugend im Sinne der socialdemokratischen Weltverbesserer zu erziehen. „Wer die Schule hat, hat die Zukunft;" das wissen auch die Socialdemokraten. Es ist deshalb gewiß interessant und wichtig, nachzuforschen, was diese Partei auf dem Unterrichts- und Erziehungsgebiete anstrebt. Dies zu thun, soll der Zweck der nachfolgenden Zeilen sein. Wir begnügen uns mit

[1]) Die Zahl der socialdemokratischen Reichstagsabgeordneten beträgt heute 45.

Digitized by Google

einer Zusammenstellung der socialdemokratischen Forderungen; eine Kritik derselben ist, weil sie zu weit führen würde, ausgeschlossen. An der Hand socialdemokratischer Schriften, der Protokolle über die Parteitage sowie verschiedener Zeitungsartikel sollen folgende Punkte erörtert werden: 1. Ansichten der Socialdemokraten über Erziehung und Unterricht; 2. Praktische Versuche der Socialdemokraten auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts; 3. Stellung der Lehrer zum socialdemokratischen Programm.

I.

Ansichten der Socialdemokraten über Erziehung und Unterricht.

Das Kind ist ein Glied der Familie. Eine Familie im heutigen Sinne kennt aber der socialdemokratische Zukunftsstaat nicht, weil er keine Ehe kennt. „In der Liebeswahl ist sie (die Frau) gleich wie der Mann frei und ungehindert. Sie freit oder läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner andern Rücksicht, als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist ein Privatvertrag ohne Dazwischentreten irgend eines Funktionärs“. . . . „Stellt sich Unverträglichkeit, Enttäuschung oder Abneigung heraus, so gebietet die Moral, die unnatürlich und darum unsittlich gewordene Verbindung zu lösen.“[1])

Eine Erziehung der Kinder in der Familie ist somit nicht möglich, dies übernimmt allein der Staat oder die Gesellschaft. Schon die Geburt der Kinder geschieht in besonderen Anstalten. „Jedes Kind, das geboren wird, ob Mädchen oder Knabe, ist ein der Gesellschaft willkommener Zuwachs, weil sie darin die Möglichkeit ihres Fortbestandes, ihre eigene Fortentwicklung erblickt; sie empfindet also auch von vornherein die Verpflichtung, für das neue Lebewesen nach ihren Kräften einzutreten. Zunächst ist also die Gebärende, die Säugende, die Mutter der Gegenstand ihrer Sorge. Bequeme Wohnung, angenehme Umgebung, Einrichtungen aller Art, wie sie diesem Stadium der Mutterschaft entsprechen, aufmerksame Pflege für sie und das Kind sind erste Bedingung.“[2])

Die leibliche und geistige Ausbildung des Kindes übernimmt der Staat. „Größer geworden, harren seiner die Altersgenossen zu

[1]) Aug. Bebel, die Frau und der Socialismus, 16. Aufl. S. 342. f.
[2]) AaO. S. 323.

Digitized by Google

gemeinsamem Spiel und unter gemeinsamer Obhut. Abermals ist vorhanden, was nach dem Stande menschlicher Kenntniß und Einsicht für geistige und körperliche Entwickelung geleistet werden kann. Mit den Spielsälen kommen die Kindergärten, später kommt die spielende Einführung in die Anfänge des Wissens und der menschlichen Thätigkeit. Es kommt die geistige und die körperliche Arbeit, verbunden mit gymnastischen Uebungen und freier Bewegung auf dem Spiel- und Turnplatz, auf der Eisbahn, im Schwimmbad."[1])

In dem Kindergarten nach Fröbel'schem Muster also sollen die Kinder bis zu ihrer Aufnahme in die Volksschule gemeinsam erzogen werden. Ueber die Nothwendigkeit dieser gemeinsamen Erziehung spricht sich Bebel folgendermaßen aus: „Andererseits steht fest, daß Kinder am liebsten unter ihres Gleichen sind, mit ihnen lernen und spielen und dabei sich gegenseitig erziehen. Namentlich ist der Einfluß der älteren und größeren Kinder auf die jüngeren und kleineren weit größer als jener der Eltern auf die Kinder. . . . Unsere Widersacher thun ferner, als wenn es zu den größten Annehmlichkeiten der Eltern gehöre, die Kinder den ganzen Tag um sich zu haben und sie zu erziehen. In der Wirklichkeit ist es ganz anders. Welche Schwierigkeit und Mühe die Erziehung und Unterhaltung eines Kindes in der Familie macht, wenn dieselbe nur ein Kind besitzt, wissen diejenigen Eltern am besten zu beurtheilen, die in dieser Lage sind. Mehrere Kinder erleichtern die Erziehung, aber sie verursachen andererseits auch wieder so viel Arbeit und Mühe, daß der Vater und namentlich die Mutter, welche die Hauptlast mit ihnen hat, froh sind, wenn die Schulzeit herangekommen ist und sie einen größeren Theil des Tages die Kinder aus dem Hause bekommen. Ferner können die allermeisten Eltern ihre Kinder nur in sehr untergeordnetem Maße erziehen. Der sehr großen Mehrzahl der Väter und Mütter fehlt zunächst dazu die Zeit, die ersteren haben ihren Geschäften, die letzteren den Haushaltungs-Arbeiten nachzugehen, außerdem werden sie durch gesellschaftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen. Haben sie aber selbst zur Erziehung die Zeit, so fehlt ihnen in unzähligen Fällen die Fähigkeit dazu. Wieviele Eltern sind denn im Stande, auch wo sie ausnahmsweise die Muße dazu haben, den Bildungsgang ihrer Kinder in der Schule zu verfolgen und ihnen bei ihren häuslichen Schularbeiten an die Hand zu gehen? Unendlich wenige. Die Mutter, die es

[1]) AaO. S. 323.

Digitized by Google

in einer größeren Zahl von Fällen der Zeit nach noch am ehesten könnte, hat nicht die Fähigkeit dazu, weil sie nicht genügend vorgebildet ist."[1])

Aus dem Kindergarten kommt das Kind in die Volks-Schule. Betrachten wir zunächst die Forderungen bezüglich der Organisation derselben im allgemeinen, wie sie auf den socialistischen Parteitagen gestellt wurden.

Schon in dem Gothaer Programm vom Jahre 1875 wird verlangt: „Allgemeine und gleiche Volkserziehung durch den Staat. Allgemeine Schulpflicht. Unentgeltlicher Unterricht in allen Bildungs-Anstalten. Erklärung der Religion zur Privatsache."

In dem Protokoll des Parteitages zu Halle (1890) heißt es: „Indem wir die Religion zur Privatsache erklären, trennen wir eo ipso die Religion vom Staat, und die allgemeine und gleiche Erziehung durch den Staat schließt selbstverständlich die Trennung der Schule von der Kirche mit ein."

Daß die Religion zur Privatsache erklärt wurde, wollte manchen Theilnehmern am Parteitag, die offen den Atheismus proklamieren wollten, nicht gefallen. Bebel mahnte jedoch zur Besonnenheit und Vorsicht. Das Landvolk, das man unbedingt gewinnen müsse, wenn die sociale Bewegung Aussicht auf Bestand haben wolle, hänge noch zu sehr an den religiösen Märchen, als daß es nicht mit Abscheu vor ihnen zurückweichen würde, wenn sie sich unverblümt als glaubenslose Atheisten präsentirten. „Die Religion als Privatsache" habe darum vorerst im socialdemokratischen Programm zu bleiben. „Die Schule ist der schwächste Punkt in dem Festungsgürtel, der das katholische Landvolk, diesen Grundbau des Centrums, schützend umgibt", meinte Liebknecht, und darum müsse hier der Hebel zuerst angesetzt werden.

Ausführlicher wurde die Schulfrage im Jahre 1891 auf dem Parteitag zu Erfurt behandelt. In dem vom Parteivorstande vorgelegten Programm wurde gefordert: „Weltlichkeit der Schule. Obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschulen. Unentgeltlichkeit des Unterrichts, der Lehrmittel und der Verpflegung in den öffentlichen Volksschulen und den höheren Bildungs-Anstalten. Erziehung zu allgemeiner Wehrhaftigkeit."

Zu diesem Programm wurden von verschiedenen Seiten Abänderungs-Anträge gestellt, z. B. von Hugo Landé in Elberfeld: „Obligatorischer Besuch der Volksschule. Vermehrung der Zahl der Lehrer, Verbesserung ihrer Vorbildung und Erhöhung der

[1]) AaO. S. 325 f.

Digitized by Google

Gehälter. Obligatorischer Fortbildungs-Unterricht bis zum 18. Jahre." Die Kölner Socialdemokraten wünschten: „Unentgeltlichen wissenschaftlichen Unterricht in den Volksschulen und allen Bildungs-Anstalten. Unabhängigkeit der Lehrer. Ausschluß der religiösen Lehren und Uebungen". Die Socialdemokraten in Iserlohn wollten statt „Weltlichkeit der Schule", „Abschaffung der Religion aus allen öffentlichen Schulen" gesetzt wissen. Der Fabrikweber Louis Stöckel beantragte: „Vollständige (leibliche und geistige) Erziehung auf Kosten der Gesamtheit in einer Schule, die zu besuchen alle eine bestimmte Zeit verpflichtet, sowie auf Grund ihrer Fähigkeiten ohne Unterschied des Geschlechts bis zu den höchsten Klassen berechtigt sind. Lehrweise und Lehrstoff der Schule sind stets mit den jeweiligen Ergebnissen der Wissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen."

Diesen Schulforderungen ist im Parteiprogramm ein Erklärung über die Stellung zur Religion und Kirche vorangestellt, welche lautet: „Erklärung der Religion zur Privatsache. Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten, welche ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig ordnen". Ueber beide Punkte (Kirche und Schule betreffend) führte der Referent Liebknecht etwa folgendes aus:

„Die beiden Absätze des Programms haben uns bei ihrer Formulirung die größten Schwierigkeiten bereitet. Man hat uns die Sache dadurch erleichtern wollen, daß man vorschlug, wir möchten doch die alten demokratischen Forderungen, wie wir sie im Eisenacher Programm finden, wieder aufnehmen: Trennung der Kirche von der Schule und Trennung der Kirche vom Staate. Ja, das war seiner Zeit recht schön, aber es besagt bei weitem nicht alles, was wir sagen wollen und jetzt sagen müssen. Mit jener Formulirung wird die Kirche als ein neben dem Staate bestehendes *Institut* anerkannt, und das wollen wir nicht. Wir gehen viel weiter. In unsereren Augen und in dem freien Gemeinwesen, welches wir anstreben, ist die Kirche eine einfache private Gemeinschaft und Vereinigung, welche denselben Gesetzen unterliegt wie alle anderen privaten Gesellschaften und Vereinigungen. Darum sagen wir: „Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten" — und damit die Katholiken nicht sagen können, wir wollten sie vergewaltigen, fügen wir hinzu: „Gemeinschaften, welche ihre Angelegenheiten selbständig ordnen".

„In der Verbindung mit diesem Passus über die Kirche fordern wir: „Weltlichkeit der Schule". Das heißt, daß die Kirche,

Digitized by Google

daß die Religion mit der Schule absolut nichts zu thun hat. Dies zu fordern, sind wir prinzipiell verpflichtet, und der Punkt ist so klar, daß er einer Erläuterung nicht bedarf. Aber es galt allen Mißverständnissen, den absichtlichen und unabsichtlichen Mißdeutungen vorzubeugen, zu welchen eine derartige Forderung in unserem Programm Anlaß geben könnte. Darum machte sich eine sehr sorgfältige Fassung nothwendig. Um allen demagogischen Verleumdungen und frommen Lügen gleich von vornherein den Boden zu nehmen, oder ihnen doch die Spitze abzubrechen, erklären wir hier, daß die Stellung zur Religion Sache eines Jeden ist, erklären wir die Religion zur Privatsache. Ich gestehe, ich habe mich lange dagegen gesträubt, diese nur durch praktische Rücksichten gebotene, ihrem Inhalt nach selbstverständliche Erklärung in das Programm aufzunehmen. Aber im Hinblick auf die systematische Verdächtigung unserer Stellung zur Religion erschien es doch nöthig, dies auszusprechen. Die Socialdemokratie als solche hat mit der Religion absolut nichts zu thun. Jeder Mensch hat das Recht, zu denken, zu glauben, was er will, und Niemand hat das Recht, Jemanden in seinem Denken und Glauben zu behelligen, einzuschränken, ihm sein Denken und Glauben zu einem Nachtheile irgendwelcher Art gereichen zu lassen. Vorgehen kann man dann erst gegen Meinungen und Glauben, wenn Meinungen und Glauben sich in gemeinschädliche und ungesetzliche Handlungen umsetzen, wie z. B. bei gewissen Mucker-Sekten. Aber die Meinungen, der Glaube an sich, sie müssen frei sein, absolut frei — wir als Socialdemokraten haben sie zu respektiren, und der Socialdemokrat, welcher das Recht, die Würde des Menschen achtet, wird sich auch hüten, den Glauben eines Mitmenschen zu verhöhnen. Ueberhaupt ist die Verhöhnung irgend eines Vorurtheils stets thöricht und unpolitisch und wird das Vorurtheil nur stärken. Hier hilft nur Belehrung. Aber wenn es unsere Pflicht war, auszusprechen, daß wir Niemand die Religion rauben, Niemand in der Ausübung seiner Religion hindern wollen, so dürfen wir doch der Geistlichkeit keine Handhabe bieten, vermittelst deren sie in die Schule herein kommen kann, und darum sagen wir: Der Besuch der öffentlichen Volksschulen ist obligatorisch. In diese weltlichen Schulen, in denen keine Religion gelehrt wird, muß von den Eltern oder Verwandten jedes Kind geschickt werden; aber den Eltern bleibt es Kraft des Grundsatzes: Die Religion ist Privatsache, unbenommen, ihre Kinder in der Religion, die sie haben, selbst zu unterrichten oder unterrichten zu lassen."

„Was nun das Schulwesen betrifft, so war es bei Feststellung unseres Programm-Entwurfes eine Streitfrage, die uns längere

Zeit beschäftigte: ob wir nicht aussprechen sollten, daß der Unterricht und die Lehrmittel in allen Schulen, bis zu den höchsten, bis zur Universität unentgeltlich sein sollen. Zum Theil mit Rücksicht auf die bezüglichen Ausführungen der Programm-Kritik von Karl Marx, der hervorhob, daß dadurch nur für die Bourgeoisie, für die Besitzenden, ein Vortheil geschaffen würde, weil der Arbeiter unter den heutigen Verhältnissen seine Kinder nicht in höhere Schul-Anstalten schicken kann, haben wir uns zu einer Einschränkung entschlossen, und fordern nur die Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lehrmittel in den öffentlichen Volksschulen. Zu dieser Forderung gehört die andere der Verpflegung — beiläufig eine Forderung, welche vor fast 100 Jahren in dem berühmten Schulgesetz von Lakanal sich findet, das kurz nach der Enthauptung von Ludwig XVI. dem französischen Konvent vorgelegt und von ihm angenommen ward. Damals wurde der Grundsatz schon ausgesprochen, daß der Staat, der die Eltern zwingt, ihre Kinder in die Schule zu schicken, auch verpflichtet ist, für die leibliche Pflege der Kinder zu sorgen. Auch die Schulfrage ist eine sociale Frage. Hungernde Kinder können nichts lernen. — Für sich selbst spricht unsere weitere Forderung, daß diejenigen Kinder, welche besondere Anlagen zeigen, und bei der Prüfung sich als fähig für den Besuch höherer Schulen — Fach- und anderer Schulen — erweisen, ähnlich, wie es in verschiedenen Staaten von Amerika jetzt schon eingeführt ist, in den höheren Schulen unentgeltlich unterrichtet und verpflegt werden. Mit diesem Zusatz ist unser Schulparagraph so formulirt, daß er auch den weitestgehenden Anforderungen Rechnung trägt, ohne in phantastische Ueberschwenglichkeiten zu verfallen und den Boden der realen Verhältnisse zu verlassen."

„Weiter wird gefordert: Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit, Volkswehr an Stelle der stehenden Heere. Das ist die alte Forderung der Socialdemokratie, die schon von Fichte in seiner „Rede an die deutsche Nation" aufgestellt worden ist. Heute haben wir ein Volk in Waffen und ein Volk ohne Waffen. Es soll jeder Soldat sein, wie in der Schweiz; und, um ein solches System direkt durchzuführen, ist es nothwendig, daß Jeder von Jugend auf in den Waffen geübt wird, im Marschiren, Turnen, Schießen u. s. w. In der Schweiz kennt jeder Schullehrer in jedem Dorfe die militairischen Uebungen, er ist ja mindestens Unteroffizier in der Eidgenössischen Armee, vielleicht höherer Offizier. Er lehrt seine Schüler von frühestem Alter an exerziren, militairisch turnen, mit der Armbrust schießen, und in einem gewissen Alter

Digitized by Google

bekommt der Knabe schon ein Gewehr. Kurz, die Jugend wird dort in allen zum Militairdienst nöthigen Uebungen ausgebildet. Ein ähnliches System wollen wir haben, und ich meine, so ausgebildete Soldaten würden eine weit feldtüchtigere Mannschaft abgeben, als unsere heutigen Soldaten, deren körperliche Ausbildung bei den traurigen Verhältnissen, in denen die meisten vor dem Eintritt in's Heer leben, und bei der Mangelhaftigkeit unseres Schulwesens eine zum Theil geradezu bejammernswerthe ist. Ich frage Diejenigen, die Soldaten gewesen sind, wie steht es denn heute mit dem Turnen der Soldaten? Das bißchen, was sie lernen, ist kaum der Rede werth. Ich kann mich hier auf das Zeugniß einer unserer ersten turnerischen Autoritäten, wenn nicht die erste, berufen; und wer vom Turnen nur etwas versteht, weiß, daß Jemand, der 20 Jahre alt geworden ist, ohne zu turnen, überhaupt nicht mehr im Stande ist, das Turnen ordentlich zu lernen. Um Tüchtiges zu leisten, muß man von Jugend auf anfangen. — Und dann, wie steht es mit den Marschleistungen unserer Soldaten? Im Sonderbundskriege — ich war damals in der Schweiz — haben eidgenössische Truppen an einem Tage 21 Stunden zu Fuß zurückgelegt, und von den Bataillonen aus Baselland, die ich in Zürich einmarschiren sah, ist keiner nachgefahren worden, das leistete eben die von Jugend auf geübte Miliz. — Und wie steht es heut zu Tage mit dem Schießen? Das ist schließlich neben dem Marschiren die Hauptsache in der Armee. Für Jeden, der da weiß, was ein wirklich guter Schütze ist, sind die Schießleistungen unserer Soldaten gleich Null. — Genug, ich wollte bloß andeuten, daß die Verwirklichung unserer Forderung die nationale Wehrhaftigkeit nicht mindern, sondern im Gegentheil die Kraft zur Vertheidigung stärken würde."

So weit Liebknecht. Trotzdem die Religion im offiziellen Programm zur Privatsache erklärt wurde, sind die überzeugten Socialdemokraten ausgesprochene Atheisten. Hunderte von Belegstellen finden sich dafür. Hier nur wenige: „Wer noch ein Christ ist, der ist kein Socialist, und wer Socialist geworden, der kann nicht mehr Christ sein."[1]) Dietzgen sagt in seinen Kanzelreden: „Unsere Hoffnung auf Erlösung ist nicht auf ein religiöses Ideal, sondern auf einen massiven, materiellen Grundstein gebaut... Die Bibel ist das konfuseste Buch, welches existirt." Eine in Köln erscheinende socialdemokratische Zeitung schrieb im Jahre 1891: „Die

[1]) Neue Welt 1877, No. 22.

Digitized by Google

Socialdemokratie strebt darnach, an Stelle des blinden Glaubens an religiöse Dogmen die auf die Thatsachen der sinnlichen Wahrnehmung beschränkte Wissenschaft zu setzen." Der in Zürich erscheinende „Socialdemokrat", früher das Hauptorgan der Partei, schrieb am 25. Mai 1890: „Wenn Gott aus den Gehirnen der Menschen vertrieben ist, so fällt auch das Gottesgnadenthum, und wenn der Himmel im Jenseits als eine große Lüge erkannt ist, so suchen sich die Menschen den Himmel diesseits aufzurichten. Wer also das Christenthum bekämpft, bekämpft dadurch zugleich Monarchie und Kapitalismus." Fried. Engels erklärt in seiner Broschüre „Internationales aus dem Volksstaat" S. 43: „Der Atheismus ist so ziemlich selbstverständlich bei den europäischen Arbeiterparteien. . . Von der großen Mehrzahl der deutschen socialdemokratischen Arbeiter kann man sogar sagen, daß der Atheismus bei ihnen sich schon überlebt hat; . . . sie sind mit Gott einfach fertig, sie leben und denken in der wirklichen Welt und sind daher Materialisten."

Offen als Atheist bekennt sich selbstverständlich auch Bebel. Er sagt: „Wir erstreben auf dem politischen Gebiete die Republik, auf dem ökonomischen den Socialismus und auf dem, was man das religiöse nennt, den Atheismus." [1]) Die Bibel nennt er eine „biblische Mythe". [2]) Ferner schreibt er: „Religionsschmähung? Unsinn; man überläßt dem „allmächtigen und allgütigen Gott" zu bestrafen, wer ihn beleidigt, vorausgesetzt, daß man sich um die Existenz Gottes noch streitet. . . . Und wie mit dem Staat, so geht's mit der Religion. Sie wird nicht „abgeschafft", man wird „Gott nicht absetzen", nicht „den Leuten die Religion aus dem Herzen reißen", und wie die Redensarten alle lauten, womit man heute die atheistisch-gesinnten Socialdemokraten anklagt. Solche Verkehrtheiten überläßt die Socialdemokratie den bürgerlichen Ideologen, die in der französischen Revolution diese Mittel versuchten und natürlich elend Schiffbruch litten. Ohne jeden gewaltsamen Angriff und ohne jede Unterdrückung von Meinungen, welcher Art sie immer sind, wird die Religion allmählich von selbst verschwinden." [3])

„In dem Maße, wie die menschliche Entwickelung fortschreitet, die Gesellschaft sich transformiert, transformiert sich auch die Religion. . . . Anfangs Fetischismus auf unterster Kulturstufe, in primitiven gesellschaftlichen Verhältnissen, wird die Religion Polytheismus bei höherer Entwicklung, Monotheismus bei noch vorgeschrittenerer Kultur. Es sind nicht die Götter, welche die Menschen

[1]) Sitzung des Deutschen Reichstages vom 31. Dezember 1881.
[2]) Die Frau, S. 8. — [3]) Die Frau, S. 318.

Digitized by Google

erschaffen, es sind die Menschen, die sich die Götter, Gott machen. Sich selbst (dem Menschen) zum Bilde, zum Ebenbilde schuf er ihn (den Gott), nicht umgekehrt. Bereits hat sich auch der Monotheismus in einen alles umfassenden, alles durchdringenden Pantheismus aufgelöst und verflüchtigt sich immer mehr. Die Naturwissenschaft macht die „Schöpfung" zur Mythe, die Astronomie, die Mathematik und Physik machen den „Himmel" zu einem Luftgebilde, die „Sternlein am Himmelszelt", auf denen die „Engelein" thronen, werden zu Fixsternen und Planeten, deren Natur jedes Engelleben ausschließt. [1])

Die Religion soll also vom Lehrplan der Schule verschwinden, die Kinder sollen vollständig religionslos erzogen werden. Douai sagt darüber: „Gerade um das Freiwilligkeits-Prinzip zu wahren, ist der Wegfall alles Religionsunterrichts und aller religiösen Uebungen aus der Schule geboten. Diejenigen, welche sich dagegen empören, sollten bedenken, daß eine allgemeine Verpflichtung auf Theilnahme an solchem Unterricht und Dienst ein Zwang ist für alle diejenigen Kinder und ihre Eltern, welche der in der Schule vertretenen Glaubensrichtung nicht huldigen, für die Lehrer, wenn diese es nicht thun, und für alle Glaubensgenossenschaften, welche nicht bevorzugt sind. Der Religionsunterricht gehört wie der Gottesdienst in die Kirche und Sonntagsschule, und nur indem er dahin verlegt wird, gewinnt er seinen sittlichen Werth als wahrer Ueberzeugungsausdruck." [2])

Professor Dr. Dodel-Port meint kategorisch: „Aller konfessionelle Religionsunterricht hat um des religiösen Friedens willen aus der staatlichen Volksschule wegzubleiben. An Stelle desselben hat ein auf naturwissenschaftlicher Basis fußender Unterricht in Ethik und Moral zu treten." [3]) Also nach Art der französischen Volksschulen. Ed. Sack ist in seiner Broschüre „Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit" gegen „die Einprägung von sehr alten, unverständlichen Geschichten, Psalmen und Sprüchen aus der Bibel, alten, steifen Kirchenliedern und sogenannten Glaubensartikeln." Heinrich Peus verwahrt sich ganz entschieden dagegen, „daß den Kindern in der Schule und besonders in der Volksschule im Interesse des Klassenstaates die diesem angepaßte Staatsreligion beigebracht werde." Die Kirche wie die Religion sollen absolut nichts mit der Schule zu thun haben. [4]) In einer andern socialdemokratischen Schrift wird

[1]) Die Frau, S. 319.
[2]) Kindergarten und Volksschule, S. 37.
[3]) Moses oder Darwin, S. 49, 51.
[4]) Weltlichkeit der Schule, S. 13.

Digitized by Google

die Frage: Was ist denn das Christenthum? beantwortet: Wie jede andere Religion Menschenwerk.[1])

Knaben und Mädchen sollen gemeinsam unterrichtet werden. Sie sollen aufgeklärt werden über alles und jedes, namentlich über die Entstehung und Entwickelung des eigenen Geschlechts.

„In den eigentlichen Unterrichtsstunden sollten beide Geschlechter vereinigt sein und den gleichen Unterricht genießen und bloß in den Arbeitsnachmittagen dann und wann getrennt sein, auch so noch, ohne Jungfrauen von solchen Berufsarbeiten auszuschließen, für welche sie entsprechende Anlage und Neigung verrathen. Für die besondere Zeit, welche sie der Kindergärtnerei, der Küchenchemie, den Näharbeiten und dergleichen ausschließlich weiblichen Berufszweigen zu widmen haben, mögen sie von der obersten Klasse auf Verlangen dispensiert werden. Die Frauen haben ganz dasselbe Recht, ihren Lebenskreis selbst zu bestimmen, wie die Männer; und die Erfahrung lehrt, daß überall, wo dieses Recht thatsächlich anerkannt wird, sich aus ihnen ein wachsender Verhältnißsatz solcher herausbildet, welche mit den Männern gleich befähigt sind, ohne daß darunter die weibliche Würde und die geschlechtliche Naturbestimmung im mindesten zu leiden brauchen. Vielmehr dient das Nebeneinander beider Geschlechter gerade in den Entwicklungsjahren sehr dazu, gegenseitige geschlechtliche Neigungen abzuschwächen, vorzeitige Achtung der Menschenwürde in beiden zu befördern, einen edlen Wetteifer in ihnen zu entzünden und sociales Elend zu verhüten. Denn solches pflegt aus der gegenseitigen Unbekanntschaft der Geschlechter mit einander zu erfolgen, sobald sie zu spät frei gelassen werden. Wie innerhalb der Familie der alltägliche Umgang erwachsener Brüder und Schwestern gefährliche Illusionen über das andere Geschlecht verhindert und jede schädliche Vertraulichkeit fernhält, so geschieht dasselbe in der erweiterten Familie, zu welcher die Schule sich ausbildet oder ausbilden soll.“[2])

Für Bebel ist die Erziehungsweise der Spartaner das Ideal der Jugenderziehung. Er schreibt: „In Sparta, in dem man in der körperlichen Ausbildung beider Geschlechter am weitesten ging, wandelten Knaben und Mädchen bis in's mannbare Alter nackt, sie übten sich gemeinsam in körperlichen Exerzitien, Spielen und Ringkämpfen. Die nackte Schaustellung des menschlichen Körpers und die natürliche Behandlung des Natürlichen hatte den Vorzug, daß sie die sinnlichen Ueberreizungen, die heute durch die Trennung

[1]) Christenthum und Socialismus, S. 6.

[2]) Kindergarten und Volksschule, S. 53.

Digitized by Google

des Verkehrs der beiden Geschlechter von Jugend auf künstlich erzeugt werden, nicht entstehen ließ. Die körperliche Ausbildung des einen Geschlechts und die Funktion seiner besonderen Organe war dem andern kein Geheimniß. Da konnte kein Spiel mit Zweideutigkeiten aufkommen. Natur blieb Natur. Ein Geschlecht freute sich an den Schönheiten des andern. Für Natur und zu natürlichem Verkehr der Geschlechter muß die Menschheit zurückkehren, sie muß die jetzt herrschenden ungesunden spiritualistischen Anschauungen über menschliches Wesen von sich werfen, indem sie Erziehungsmethoden schafft, die unserem Kulturstandpunkt entsprechen und eine physische und geistige Regeneration herbeiführen."[1])

„Eduard H. Machill, Präsident des Swarthmore Kollege in Delaware Counthy Pa., sagt, daß er nach vierjähriger Erfahrung zu dem Resultate gekommen sei, daß in moralischer und sittlicher Beziehung die gemeinsame Erziehung der beiden Geschlechter die besten Resultate ergeben habe."[2])

„Es ist insbesondere der dem Christenthum geschuldete Antagonismus, der die Geschlechter beständig auseinander und eins über das andere in Dunkelheit erhält, der freie Bewegung, gegenseitiges Vertrauen, gegenseitige Ergänzung der Charaktereigenschaften verhindert. Eine der ersten und wichtigsten Aufgaben einer vernünftig organisirten Gesellschaft muß sein, diesen unheilvollen Zwiespalt der Geschlechter aufzuheben und die Natur voll in ihre Rechte einzusetzen. Unnatur beginnt schon in der Schule. Einmal Trennung der Geschlechter, dann verkehrten oder gar keinen Unterricht in dem, was den Menschen als Geschlechtswesen betrifft. Zwar wird in jeder leidlich guten Schule heute Naturgeschichte gelehrt. Das Kind erfährt, daß die Vögel Eier legen und sie ausbrüten; es erfährt auch, wann die Paarungszeit beginnt, daß Männchen und Weibchen dazu nothwendig sind, daß beide gemeinsam den Nestbau, das Brütegeschäft, die Pflege der Jungen übernehmen. Es erfährt ferner, daß die Säugethiere lebendige Jungen gebären; es hört von der Brunstzeit und dem Kampfe der Männchen um die Weibchen während derselben; es erfährt auch die gewöhnliche Zahl der Jungen, vielleicht auch die Trächtigkeitszeit der Weibchen. Aber über die Entstehung und Entwicklung seines eigenen Geschlechts bleibt es vollständig im Dunkeln, das wird in geheimnißvollen Schleier gehüllt. . . Der Tag der Erkenntniß kommt doch, aber er kommt in ganz anderer Weise, als er bei natürlicher, vernünftiger Erziehung gekommen wäre."[3])

[1]) Die Frau, S. 114. — [2]) AaO. S. 201. — [3]) AaO. S. 223.

Digitized by Google

Ohne Zucht wird man jedoch auch in der Schule der Zukunft nicht auskommen. Theobald Werra erklärt: „Der Charakter wird in der Jugend vorgebildet, das spätere Leben kann wenig oder gar nichts mehr an ihm ändern. Also wem die Zukunft seines Volkes am Herzen liegt, wer die Ueberzeugung hegt, daß nur freie, von Menschenwürde und Mannesstolz erfüllte Staatsbürger Großes und Herrliches schaffen können, der gehe in sich und prüfe die Erziehung seiner Kinder.“[1]) Das Ziel der socialdemokratischen Erziehung ist also die Erziehung zur Freiheit, Selbstachtung und Selbständigkeit.

Wenn wir die Aufgabe der Schule angeben, so setzen wir die Erziehung in die erste und den Unterricht in die zweite Linie. Die Socialdemokraten machen es umgekehrt. Heinrich Peus schreibt: „Da der Mensch als Kind sich naturgemäß mehr lernend, d. h. das Wissen von Thatsachen in sich aufnehmend, verhält, als urtheilend, den Zusammenhang der Thatsachen erkennend, so ist es begreiflich, daß wir im Gegensatz zu der Auffassung des preußischen Volksschulgesetzentwurfs gerade die erst in zweiter Linie angeführten, für das bürgerliche Leben nothwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten unbedingt in die erste Linie setzen. Wissen soll das Ziel, der Kern der Schule sein, nicht die Erziehung zu irgend welcher Gesinnung; belehrende Erkenntniß, nicht autoritäre Dressur.“[2])

Der Lehrstoff soll vereinfacht werden. Nach Bebel wird dem Kinde in der Volksschule die kostbare Zeit geraubt, um sein Hirn mit Dingen anzufüllen, die weder mit der Vernunft, noch mit wissenschaftlicher Erkenntniß im Einklang stehen.[3])

Daß der Religions-Unterricht gänzlich aus der Schule entfernt werden soll, wurde schon erwähnt. Im Geschichts-Unterricht soll keine Monarchen- und Kriegsgeschichte, sondern Kulturgeschichte gegeben werden.[4]) Ed. Sack meint sogar: „Warum die Kinder mit der Geschichte in der Schule behelligt werden, wissen nicht bloß die Bauern und Taglöhner nicht, ich weiß es auch nicht“.[5]) Ueber das Rechnen agt Ed. Sack: „Die meisten Menschen kommen im Leben mit sehr wenigen Maß- und Werthzeichen, mit sehr kleinen Zahlen und mit den einfachsten Rechnungsarten aus. . . Deshalb sind die ungeheuerlichen Zahlenräume zu beschränken, und statt auf dem kleinen Ausschnitte eines bestimmten

[1]) Der Schutzmann kommt, S. 12. — [2]) Weltlichkeit der Schule, S. 4.
[3]) Die Frau, S. 203.
[4]) Dr. Pinn, das Bildungsmonopol, S. 7.
[5]) Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit, S. 50.

Digitized by Google

Lebenskreises soll der Lehrer seine Aufgaben auf der großen Fläche des Lebens suchen."[1])

In der Naturwissenschaft sollen keine Einzelbeschreibungen sondern die Elemente in einem systematischen Zusammenhang gegeben werden.[2]) Professor Dodel-Port fordert sogar, in der Schule solle nicht der „Mythus des mosaischen Schöpfungsberichts," sondern die Darwin'sche Abstammungslehre gelehrt werden.[3]) Auch das Lesen, wie überhaupt alles, wird nach Ed. Sack in der jetzigen Volksschule sehr mangelhaft betrieben. Die Kinder sollen sehr viel in der Litteratur lernen, daß sie sich später nach einem Katalog selbst die schönsten Romane und Novellen wählen können.[4])

Standesschulen wird es im Zukunftsstaate nicht mehr geben. Douai schreibt: „Es müßten alle Armenschulen abgeschafft und alle Schulen auf demselben Fuße organisirt sein, welche jeden Einzelnen vom Kindergarten auf bis zur Hoch- und Fachschule mit allen Mitteln der Kunst, Wissenschaft und Sittlichkeit zum wahren Menschen ausbilden."[5]) „Zukünftig werden alle Kinder gemeinschaftlich die Unterstufe besuchen; die befähigten werden in die Mittelstufe und bei hervorragender Befähigung in die Oberstufe, die unsern Universitäten ungefähr entsprechen würde, aufsteigen."[6]) „Alle Schulen müssen Volksschulen sein, d. h. sie müssen jedem Kinde ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen zugänglich sein, die Elementarschulen so gut wie die Akademien und Universitäten."[7])

Die Socialdemokraten fordern ferner als nothwendig zur Einheitsschule gehörig die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, der Lehrmittel und der Verpflegung. „Jedem, auch dem ärmsten Bürger des Staates muß es freistehen, seine Kinder in die Staatsschulen zu senden."[8]) Hans Müller in Zürich schreibt: „Die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel ist für die deutsche Volksschule mit ganzer Kraft im Interesse der finanziellen Erleichterung der Arbeiterklasse sowohl, wie in Rücksicht auf die damit verbundenen erzieherischen Vortheile anzustreben. Ebenso haben wir auf die Verstaatlichung der Lehrmittel als die unerläßliche Voraussetzung ihrer unentgeltlichen Abgabe hinzuwirken."[9])

[1]) AaO. S. 52.
[2]) AaO. S. 55. — [3]) Moses oder Darwin? S. 41.
[4]) Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit, S. 56.
[5]) Kindergarten und Volksschule, S. 15.
[6]) Dr. Karl Pinn, das Bildungsmonopol, S. 15.
[7]) Ed. Sack, Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit, S. 95.
[8]) Die Volksschule in der Provinz Preußen, S. 22.
[9]) Die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel, S. 32.

Digitized by Google

Der Handfertigkeits-Unterricht wird im socialistischen Zukunftsstaate noch weiter ausgebildet werden. „Durch den Arbeits-Unterricht, der in der socialdemokratischen Gesellschaft selbstverständlich in umfassendstem Maße eingeführt und der heute bereits in seinem Keimzustande, im Handfertigkeits-Unterricht, vorhanden ist, wird außerdem lange, ehe die jungen Leute zur Berufswahl genöthigt sind, Gelegenheit geboten sein, durch geeignete Beschäftigung und sorgfältige Beachtung jeder besonderen Anlage eine den voraussichtlichen Bedürfnissen entsprechende Zahl von Ersatzkräften für jeden Beruf heranzubilden."[1])

Wie der Handfertigkeits-Unterricht beschaffen sein soll, zeigt uns Douai: „Die freien Nachmittage dürften am passendsten so vertheilt werden, daß die des Sommers für die Arbeiten im Garten, die des Winters für die in der Werkstatt, und die mit schlechtem Wetter des Sommers und einige des Winters für die in den Schulraum passenden Arbeiten (Zeichnen, Modellieren, Musizieren, Deklamieren, Darstellen, Ausmalen, Flechten, Nähen, Pappen und Schnitzeln ꝛc.) verwandt werden."[2])

Betrachten wir nun noch die Stellung, welche die Socialdemokraten den Lehrern im Zukunftsstaate anweisen wollen. Allzu rosig sind die Aussichten nicht. Vor den heutigen Lehrern, ihrer Bildung und ihren Leistungen haben die Socialdemokraten überhaupt wenig Respekt. Es geht dies schon aus den von ihnen herausgegebenen Jugendschriften hervor, in denen die Verfasser offen gegen Lehrer und Schule Stellung nehmen. Jener wird den Kindern in nicht mißzuverstehender Weise einfach als Betrüger und Schwindler hingestellt.

In der Reichstagssitzung vom 2. März 1894 sagte Bebel [illegible] der Debatte über den Militairdienst der Volksschullehrer: „Meines Wissens erhalten die Volksschullehrer in vielfacher Beziehung ein geringeres Maß allgemeiner Bildung, als die Bestimmungen erheischen, die gegenwärtig für die Absolvirung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes gelten!" Unsers Wissens hat der Drechslermeister Bebel die Grundlage seiner Bildung auch nur in einer Volksschule erworben. Erst kürzlich wurde der Redakteur des in Braunschweig erscheinenden socialdemokratischen „Volksfreund" wegen

[1]) Kurt Falck, die Bestrebungen der Socialdemokratie beleuchtet vom Irrsinn Eugen Richters, S. 65.

[2]) Kindergarten und Volksschule, S. 40. Weiteres s. S. 44.

Digitized by Google

eines Artikels über die „Prügelpädagogen" zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt.[1])

Fast alle socialistischen Schriftsteller sprechen mit Verachtung von der Bildung der Volksschullehrer. So schreibt einer derselben: „Viele, sogar sehr viele Lehrer sind nicht im Stande, die deutsche Sprache grammatikalisch richtig zu sprechen oder orthographisch richtig zu schreiben, von den Klassikern wissen sie meistens gar nichts, im Rechnen, namentlich aber in der Geographie und Geschichte, selbst in der vaterländischen, zeigen sie oft eine Unwissenheit, die ans Unglaubliche grenzt."[2]) Auf derselben Seite seiner Broschüre macht sich der brave Ostpreuße auch über die angeblichen Frühheirathen der Lehrer lustig. Da das Machwerk schon 1875 erschien, konnte der Verfasser selbstverständlich von der neuesten Statistik keine Ahnung haben, die lediglich bestätigt, daß die Lehrer nicht früher heirathen wie andere Menschenkinder. Kultusminister Dr. Bosse führte ja auch diesen Punkt im Abgeordnetenhause aus.

Sehr wegwerfend über die Bildung der Lehrer äußert sich der frühere Volksschullehrer Ed. Sack in seiner Schmähschrift „Gegen die Prügelpädagogen." Derselbe macht sich nämlich folgende Auslassungen einer im Jahre 1869 erschienenen Broschüre „Kritik des preußischen Volkschulwesens und Vorschläge zu einer Reform desselben nach freisinnigen Grundsätzen" zu eigen: „Mit einer ganz unfertigen Bildung verläßt der junge Lehrer das Seminar. Seine positiven Kenntnisse erheben sich wenig über das Niveau derjenigen, die man von einem guten Elementarschüler fordern darf. Sein Kopf ist angefüllt mit einem Wust von Bibelsprüchen, geistlichen Liedern, Theilen der Bibel und halb oder gar nicht verstandenen theologischen Ideen. Dazu kommen eine Menge zerstreuter Kenntnisse, über die ihm der Gesammtblick fehlt. Seine Gewandtheit im mündlichen Ausdruck ist eine geringe, sein Stil ist unbeholfen, unklar, gedankenarm und unsicher."

Derselbe Ed. Sack sagt in einer andern Broschüre: „Wenn arme Eltern überlegen, wie wenig ihnen und ihren Kindern die 10000 in der Schule unter mancherlei Schmerzen und Entbehrungen verbrachten Stunden nützen, dann muß man ihnen doch Recht geben, wenn sie diese Zeit für verloren halten, wenn sie keine Opfer für die Schule bringen wollen und schließlich der Ansicht sind,

[1]) Ein Stuttgarter Socialistenblatt nannte die Theilnehmer am deutschen Lehrertag (Pfingsten 1894) „Kröten im Sumpfe des Freisinns."

[2]) Die Volksschule und die Lage ihrer Lehrer in der Provinz Preußen. Eine Skizze von einem Ostpreußen, S. 7.

Digitized by Google

daß die Hälfte jener fast fabelhaft vielen Stunden sehr viel nützlicher zu Hause verwendet werden könnte."[1]) Uns ist unbegreiflich, aus welchen Gründen Ed. Sack von solchem Haß gegen seine ehmaligen Amtsgenossen erfüllt ist. An einer andern Stelle schreibt derselbe: „Unsere Schule erfüllt den ihr materiell und ideell gesetzten Zweck nicht. Jetzt vielleicht weniger denn je. . . Es ist jammervoll wenig, was die Schule in acht mühevollen Jahren den Kindern gewährt. Dort ist der Grund, warum man die Schule so geringschätzig behandelt und den Lehrern nur selten mit herzlichem Wohlwollen begegnet."[2]) Durch Schriften wie diejenigen Ed. Sacks wird das Wohlwollen für die Lehrer sicher nicht größer. Derselbe thut ja sein Möglichstes, um seine ehemaligen Amtsgenossen herabzudrücken. Ist der Mann doch der Ansicht, daß die Gemeinden den Lehrer nicht nur wählen und überwachen, sondern auch entlassen sollen, sobald er ihnen nicht mehr gefällt.[3]) Daß dadurch der Willkür Thür und Thor geöffnet ist, sollte auch ein Socialdemokrat einsehen.

Geben wir nun noch einem Professor, Dr. Dodel-Port in Zürich, das Wort. Er schreibt: „Die staatlichen Volksschulen sind faktisch von den ungeahnten Fortschritten der Naturwissenschaft fast unberührt geblieben. . . Wer nach den Ursachen dieses Stillstandes forscht, wird unschwer finden, wo der Fehler liegt: es ist die mangelhafte Bildung unserer Volksschullehrer. . . Die Lehrerseminarien sind mit wenig Ausnahmen Pflanzstätten des Halbwissens und geistiger Versumpfung."[4])

Sehen wir nun zu, welche Wünsche die Socialdemokraten bezüglich der Lehrerbildung haben.

Die heutige Ausbildung der Lehrer genügt ihnen nicht. Donai schreibt darüber: „Hieraus ergibt sich, daß eine bloß seminaristische Ausbildung der Elementarlehrer für die Fröbel'sche Erziehungsweise nicht länger ausreicht, wie verdienstlich auch bisher die Leistungen der Seminare und ihrer Schüler gewesen sein mögen. . ." Solchen Bewerbern (aus den untersten Volksschichten) um das Lehramt kann, schon weil sie eine nur ungenügende Vorbereitung mitzubringen pflegen, kein Bildungsgang zugemuthet werden, wie ihn die Wissenschaft und Kunst der Pädagogik erfordert, sondern nur ein mehr handwerksmäßiger. Und so ist denn durch die Seminare die Methodik in der That zum Handwerk geworden." Weiter meint

[1]) Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit, Braunschweig, Bracke, S. 40. — [2]) AaO. S. 58. — [3]) AaO. S. 43.

[4]) Moses oder Darwin? S. 45.

Digitized by Google

Douai, „daß die Lehrerbildung eine universitätische sein sollte, daß durch das höchstmögliche Gehalt und eine höchst geachtete und einflußreiche Stellung des Lehrerstandes jede nöthige Anzahl der besten Talente und Charaktere zur Bewerbung um das Lehramt herangezogen werden muß und dadurch allein gewonnen werden kann, und daß der Anfang zur Reform mit einer Musterbildungsanstalt für Lehrer für das Reich, später für jede Provinz, noch später für jeden Verwaltungsbezirk gemacht werden sollte.“[1])

In einer andern Broschüre heißt es: „Der Staat hat für Lehrer zu sorgen, die ihrer Aufgabe gewachsen sind. Der Lehrer muß ein Mann von Kenntnissen und Charakter sein. . . Die Lehrerseminare, denen die Bildung der meisten Lehrer obliegt, müssen von jedem konfessionellen Einfluß ferngehalten werden.“[2])

Professor Dr Dodel-Port schreibt in seiner schon erwähnten Schrift: „Alle Volksschulen sollen eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung erhalten, welche sie befähigt, in der Schule einen tüchtigen Unterricht in der Naturlehre zu ertheilen und gelegentlich auch den Erwachsenen über die wichtigsten Fortschritte der Naturforschung Rechenschaft zu geben in öffentlichen Vorträgen.“ Unter dieser gründlichen naturwissenschaftlichen Bildung versteht der Verfasser die Darwins und die Verwerfung der Bibel.

In einem Punkte sind die socialdemokratischen Schriftsteller einig, daß nämlich die Besoldung der Lehrer eine ungenügende ist. So schreibt Hans Müller: „Vergleicht man das Durchschnittsgehalt der Lehrer mit dem der Unterbeamten, so ergibt sich, daß es dahinter zurückbleibt. Die Lehrer bekommen vielfach weniger Gehalt als die Polizeidiener, Bahnwärter und Nachtwächter.“[3]) Selbst unser Freund Ed. Sack meint: „Darum muß das Hungern und schmerzliche Sorgen der Lehrer (und auch ihrer Witwen und Waisen), diese Schande unseres Zeitalters, aufhören; denn die Nachtheile eines unzureichenden Lohnes treffen nicht den Lehrer allein, sondern mehr noch die Gemeinden oder den Staat.“[4])

Douai schreibt: „Leugne einer, daß der durchgebildete und gewissenhafte Lehrer — und zu einem solchen gehört mindestens so viel Wissen und Können, als zu einem tüchtigen General, Fabrikleiter oder höhern Verwaltungsbeamten — der bedauernswertheste

[1]) Kindergarten und Volksschule S. 33, 35.

[2]) Die Volksschule und die Lage ihrer Lehrer in der Provinz Preußen, S. 22.

[3]) Preuß. Volksschulzustände, S. 35.

[4]) Beiträge zu der Schule im Dienste für die Freiheit, S. 17, 1. Theil

aller Berufsleute ist, selbst abgesehen davon, daß er die durchschnittlich elendeste Vergütung seiner Arbeit erhält!" „Es ist schon schlimm genug, daß die elende Besoldung und tief untergeordnete Stellung der Elementarlehrer nur Personen aus den aussichtslosesten, wenigst emporstrebenden Volksschichten anziehen können, keinesfalls aber die talent- und charaktervollsten fesseln oder auf die Dauer ihre freudige, kraftvolle Wirksamkeit erhalten werden." Ferner fordert Douai, daß „die Lehrerstellungen durchweg bedeutend verbessert und die Lehrer im Erziehungswesen maßgebend gemacht werden."[1])

Bezüglich der niedrigen Witwen- und Waisenpension meint Hans Müller, daß dies eine der traurigsten Seiten des Volksschullehrerberufs sei. Ihm sei es ein arithmetisches Problem, wie man mit 250 Mark jährlich eine Frau und etliche Kinder erhalten soll.[2])

In der Schule der Zukunft soll dem Lehrer das Recht der körperlichen Züchtigung genommen werden. Wie schon erwähnt, schrieb Ed. Sack eine 114 Seiten starke Broschüre „Gegen die Prügelpädagogen", in welcher die Lehrer die ärgsten Unmenschlichkeiten nachgesagt werden und ihnen jedes Recht zur Handhabung der körperlichen Züchtigung bestritten wird. Uebrigens besagt der geschmackvolle Titel schon genug.

Als im sächsischen Landtag die Petition des Dresdener Arztes Dr. Engelmann um Abschaffung der körperlichen Züchtigung als Disziplinarmittel in den Schulen zur Verhandlung kam, wurde dieselbe von dem socialdemokratischen Abgeordneten Goldstein-Zwickau in längerer Rede begründet. Nach seiner Meinung sollen viele Fälle von Epilepsie auf Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes zurückzuführen sein. Wenn man in den höheren Schulen die Prügel abgeschafft habe, so dürften sie in der Volksschule erst recht nicht angewendet werden. Die Kinderseele sei ein weißes, unbeschriebenes Blatt, auf dem alle widerlichen Eindrücke sofort haften bleiben. Die Gesellschaft brauche freie Menschen, die nicht mit Prügeln herangezogen werden könnten. Gerade bei den armen Kindern der Volksschule, deren Gehirn schlecht genährt sei, und infolge dessen das Gedächtniß weniger leistungsfähig, sei die größte Nachsicht am Platz. Der Redner schloß mit den Worten: „Diejenige Nation, die in ihren Schulen prügeln läßt, verdient selber noch Prügel."

Die Zahl der Lehrkräfte soll im socialdemokratischen

[1]) Kindergarten und Volksschule, S. 13, 33, 55.

[2]) Preuß. Volksschulzustände, S. 39.

Digitized by Google

Zukunftsstaate vermehrt werden. So schreibt Bebel in seiner Hauptschrift: „Die Frau und der Socialismus“: „Entsprechend dem total veränderten Erziehungssystem, das ebenso die körperliche wie die geistige Entwicklung und Ausbildung der Jugend im Auge zu haben hat — und namentlich die heute noch sehr unvollkommenen Einrichtungen für die körperliche Ausbildung zur höchsten Blüthe zu bringen haben wird — muß die Zahl der Lehrkräfte sich steigern. Es muß für die Erziehung des Nachwuchses der Gesellschaft mindestens in ähnlicher Weise gesorgt werden, wie das heute im Militärwesen für die Ausbildung der Soldaten geschieht, indem ein Unteroffizier auf höchstens zehn Gemeine kommt.“ „Die ungeheuere Ueberfüllung unserer Schulen muß ein Ende nehmen und jeder Lehrer darf nur so viel Kinder erhalten, als er nach dem Urtheil der erfahrensten Pädagogen mit sicherm Erfolg zu unterrichten vermag.[1]) Ed. Sack meint, daß ein guter, erziehender Unterricht nur möglich ist, wenn ein Lehrer gleichzeitig nur etwa 40 Kinder zu unterrichten habe.[2])

Ist die Schularbeit vorbei, so müssen die Lehrer des Zukunftstaates sich einige Stunden körperlicher Thätigkeit widmen, ja im Bedarfsfalle können sie sogar zu weniger angenehmen Arbeiten, wie zum Reinigen der Kloaken u. dergl., herangezogen werden. Herr Bebel schreibt nämlich: „Die künftige Gesellschaft wird Gelehrte und Künstler jeder Art und in ungezählter Menge besitzen, aber jeder derselben wird einen Theil des Tages physisch arbeiten und in der übrigen Zeit nach Geschmack seinen Studien und Künsten und geselligem Umgang obliegen. Der heute bestehende Gegensatz zwischen Kopfarbeit und Handarbeit, ein Gegensatz, den die herrschenden Klassen nach Möglichkeit verstärkt haben, um die ihnen als leitende und herrschende Klasse vorzugsweise zufallende Kopfarbeit privilegiert erscheinen zu lassen, wird also ebenfalls aufgehoben werden.[3]) Und an einer andern Stelle: „Indem die Gesellschaft nur gesellschaftlich nützliche Arbeit verrichten läßt, ist jede Arbeit, welche diese Eigenschaft besitzt, auch der Gesellschaft gleich werth. Können unangenehme, widerliche Arbeiten nicht auf mechanischem, bezw. chemischem Wege verrichtet und durch irgendwelchen Prozeß in angenehme Arbeiten umgewandelt werden, . . . und sollten sich die nöthigen Kräfte freiwillig nicht finden, dann tritt für jeden die Verpflichtung ein, sobald die Reihe an ihn kommt, seine Leistung

[1]) Ed. Sack, Gegen die Prügelpädagogen, S. 102. — [2]) AaO. S. 73.
[3]) Die Frau, S. 284.

zu vollziehen. Da gibt's keine falsche Scham und keine blödsinnige Verachtung nützlicher Arbeit." [1])

Daß die Socialdemokraten von der Thätigkeit eines Lehrers überhaupt keine richtige Vorstellung haben, zeigt folgende Thatsache. Bei der Maifeier der Socialdemokraten der württembergischen Stadt R. im Jahre 1892 mußten auch die Kinder theilnehmen. Von den Rednern wurde zur Begründung der Forderung des Achtstundentages auf die Lehrer hingewiesen, denen eine nur fünf- bis sechsstündige Tagesarbeit zugewiesen sei. Die Kinder müssen allen Respekt vor ihren faulenzenden Lehrern bekommen haben!

Die Socialdemokraten treten auch für Fachaufsicht ein. Douai schreibt: „In der That werden die Pädagogen kaum je gefragt, wie eigentlich die Erziehung beschaffen sein sollte; man muthet ihnen unablässig zu, sie im Sinne fremder Ziele zu gestalten, anstatt nach dem von der veredelten Menschennatur vorgezeichneten. Bei anderen Berufsarten ist dies anders; . . . in allen Berufszweigen entscheiden die Berufsleute. Nur die Pädagogik ist das Stiefkind aller herrschenden Mächte; nur die Erzieher haben in Sachen der Erziehung so viel wie nichts zu entscheiden, und werden mehr oder weniger zu Werkzeugen von Laien ihres Faches herabgewürdigt, zu einer ihren besten Ueberzeugungen widerstrebenden Erziehungsweise gezwungen." [2])

In einer andern Broschüre heißt es: „Zur Schulaufsicht und zur Verwaltung des Unterrichtswesens verlangen wir die Anstellung von gebildeten Fachmännern. Die ungeeignetsten Personen zur Ausübung dieser Aemter sind die Theologen." [3])

Der sattsam bekannte Ed. Sack ist derselben Ansicht, wenn er schreibt: „Alle unsere Schulen sind der Beaufsichtigung und Leitung sachverständiger, für die Volksbildung begeisterter oder ihr mindestens nicht feindlich gesinnter Männer zu unterstellen." [4]) In einer andern Broschüre meint derselbe socialistische Schriftsteller: „Zur Beaufsichtigung und Leitung der Volksschulen eignet sich auch nicht jeder, der an irgend einer Schule Unterricht ertheilt. . . . . Mit Leuten, die blos in höheren Schulen unterrichtet, wird die alte Forderung, die Volksschule müsse der Leitung und Aufsicht Sachverständiger unterstellt werden, nicht erfüllt. Nur Schulinspektoren und Schulräthe aus dem Kreise der Volksschullehrer können dieser

[1]) Die Frau, S. 291.
[2]) Kindergarten und Volksschule, S. 12.
[3]) Die Volksschule und die Lage ihrer Lehrer in der Provinz Preußen.
[4]) Gegen die Prügelpädagogen, S. 102.

Digitized by Google

Forderung genügen." [1]) Aehnlich sprechen sich über die Aufsichtsfrage alle anderen socialdemokratischen Schriftsteller aus.

II. Praktische Versuche der Socialdemokraten auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts.

Wir kommen nun zu den praktischen Versuchen der Sozialisten. Allzu zahlreich sind dieselben nicht. Sie beschränken sich auf die Herausgabe einiger Jugendschriften und die Einrichtung einer Arbeiter-Bildungsschule in Berlin.

Auf dem Erfurter Parteitag wurde nämlich folgender Antrag genehmigt:

„Da die Sozialdemokratie eine ihrer edelsten Aufgaben damit erfüllt, durch gute, den Volksklassen zuzuführende Lektüre die Menschheit für eine bessere Zukunft zu erziehen, möge der Kongreß beschließen, den befähigten Mitgliedern der Partei es zur Pflicht zu machen, ihr Augenmerk mehr als bisher darauf zu richten, daß eine Jugendliteratur zu Stande kommt, die in unterhaltender Weise, dem Wesen der Kindheit entsprechend, den Geist und das Fühlen der Jugend zu gunsten des Sozialismus weckt und bildet. Wir beantragen, dieses Unternehmen dadurch zu organisiren, daß eine Kommission ernannt wird, der die Pflicht obliegt, dafür zu sorgen, daß nach Möglichkeit Literatur in diesem Sinne geschaffen, resp. daß solche in andrer Sprache erscheinende Werke in unsere Landessprache übersetzt und diese Literatur agitatorisch der Jugend zugänglich gemacht wird."

Bald darauf erschienen einige Bücher und Zeitschriften für die Jugend, von denen wir nur die der Wochenschrift „Leuchtthurm" angefügte Beilage „Für die Jugend", das „Lehrbuch für Kinder aufgeklärter Eltern" von Theobald Werra und das „Lehrbuch für den Jugendunterricht freier Gemeinden" von Dr. Bruno Wille hervorheben. [2])

---

[1]) Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit, S. 66.

[2]) Die III. Generalversammlung des „Kathol. Lehrerverbandes zu Osnabrück, welche im Juni 1892 tagte, nahm folgende Resolution an: 1. Nachdem die sozialdemokratische Partei beschlossen hat, die Jugendliteratur planmäßig in ihre Dienste zu stellen, muß die Ueberwachung und Pflege der Jugendlektüre mit doppeltem Nachdrucke empfohlen und mit doppeltem Eifer ausgeführt werden. 2. Eine scharfe Ueberwachung ist besonders auf die Privatlektüre der Schüler und auf den Absatz der Kolporteure zu richten. 3. Die Schüler sind unter Erweckung des Vertrauens in Liebe und Ernst anzuhalten, kein unbekanntes Buch oder Heft ohne Zustimmung des Lehrers zu lesen. Die Auffindung verderblicher Jugendschriften möge der Schulbehörde und dem Vorsitzenden des Provinzialvereins angezeigt werden. 4. Es

Digitized by Google

In der Beilage „Für die Jugend", die übrigens wie mehrere ähnliche Erscheinungen ein schnelles Ende gefunden hat, kommt die Fabel vor „Erlebnisse einer Mäusefamilie". In derselben erzählt eine Mäusemutter ihren Kindern u. a. folgendes:

„Die Menschheit zerfällt gegenwärtig in zwei große Lager, die sich einander feindlich gegenüberstehen. Das eine Lager besteht aus Gläubigen; diese glauben nämlich an ein höheres Wesen und an ein Leben nach dem Tode. Das andere Lager besteht aus Ungläubigen, welche nicht an ein höheres Wesen glauben und denen das Leben nach dem Tode unmöglich erscheint. Beide Parteien suchen natürlich alles für sich auszubeuten, was in den Forschungen und Entdeckungen der Wissenschaft für ihre Ansicht spricht oder zu sprechen scheint. Die Anhänger der ersten Ansicht haben ein dickes Buch (die Bibel), das sie für heilig erklären und dem sie alles aufs Wort glauben, weil sie meinen, daß alles, was darin steht, von dem höchsten Wesen selbst den Verfassern eingegeben sei. In diesem Buche steht nun irgendwo, daß ein Mann der Sonne geboten habe, sie solle stille stehen einen Tag lang, und daher behaupten seine Verehrer von jeher, daß die Sonne sich um die Erde bewege und daß die Erde still stehe. Schließlich gelang es der Wissenschaft, zu beweisen, daß die Sache umgekehrt sei. Da entstand großes Aergerniß unter den Gläubigen, die man auch Fromme nennt, und sie wollten es nicht glauben trotz der gewichtigsten Beweise, weil sie einsahen, daß die Entdeckung der Hebel sein werde, mit dem nachher auch manches andere aus den Angeln gehoben werden könnte. Sie haben aber schließlich wieder weichen müssen, weil sie nicht gegen das als wahr Erkannte ankämpfen konnten, doch haben sich bis in die neueste Zeit sonderbare Heilige in ihren Reihen gefunden, welche behaupten, daß jenes Buch recht und die Wissenschaft unrecht habe, daß die Erde still stehe und die Sonne sich drehe."

Wir kommen nun zu dem „Lehrbuch für Kinder aufgeklärter Eltern" von Theobald Werra. Dasselbe zerfällt in drei Theile. In der Vorrede zum I. Theile heißt es:

„Das vorliegende Lesebuch soll den neuen Geist pflegen. Und in diesem

empfiehlt sich, ein Verzeichniß schlechter Jugendschriften mit besonderer Berücksichtigung der einschlägigen sozialdemokratischen Bestrebungen anzulegen und durch Vermittelung des Verbandsvorstandes den weitesten Kreisen zur Warnung bekannt zu geben. 5. Da das Gute der wirksamste Feind des Schlechten ist, so verdienen aus Rücksicht auf die Quellen und Ziele der Sozialdemokratie die Jugendschriften die weiteste Verbreitung, welche im Gewande anziehender Erzählung die Religiosität pflegen, die Vaterlandsliebe beleben, die Autorität stützen, die Treue und Ehrlichkeit stärken, die Genußsucht bekämpfen, den Geist anregen und den schlichten zufriedenen Sinn nähren und befestigen. 6. Zur Erreichung dieser Ziele ist eine gute Schülerbibliothek von weitreichender und segenbringender Bedeutung. 7. Jugendschriften, welche unmittelbar die Sozialdemokratie bekämpfen durch sogen. Tendenz-Erzählungen sind für das schulpflichtige Alter im allgemeinen nicht geeignet. Es wird den Mitgliedern empfohlen, zu untersuchen, ob solche Schriften, welche für Simultanschulen empfohlen oder angeschafft werden, auch nichts enthalten, was die Angehörigen der einen oder andern Konfession verletzen kann.

Digitized by Google

Sinne wird es wohl noch sehr vereinzelt dastehen und mit Freuden von allen aufgeklärten Eltern aufgenommen werden. Was an Lesebüchern vorhanden ist, zielt nur darauf ab, die Kinder für den politischen und religiösen Fanatismus, für den alten Geist zu erziehen. Diese Bücher strotzen von Kriegsgeschichten und Kriegshelden, von fanatisch-religiösen Einseitigkeiten und lehren alles, nur keine wahre Sittlichkeit, wahre Menschenliebe und am allerwenigsten die nothwendigste aller Tugenden, die der Duldsamkeit, der Toleranz, ohne die es nie besser auf Erden werden wird. Der Plan der vorliegenden Folge von Lesebüchern ist, zunächst jeden Keim zu religiösem Fanatismus und religiöser Unduldsamkeit in den Kinderherzen auszumerzen und sie von vornherein für die höchste ethische Aufgabe heranzubilden, für das Elend ihrer Mitmenschen Mitgefühl zu haben und den Kampf gegen dieses Elend aufzunehmen. Bücher mit angenehmen Unterhaltungsstoffen gibt es in Hülle und Fülle. Hier soll das Kind zum Nachdenken auch über die ernsten Seiten des Lebens veranlaßt werden. Sind alle einseitigen religiösen Anschauungen im Kinde beseitigt, dann schreiten wir allmählich zur festeren Begründung von Lebens- und Weltanschauungen empor, von dem Grundsatze ausgehend, daß jeder Mensch eines inneren Haltes, einer Sicherstellung seiner inneren Harmonie bedarf. Der alte Geist, der Geist der Herrschsucht und Vergewaltigung, soll auf das Kind zuerst in seinen abschreckendsten Zügen wirken, es soll mit Entsetzen gegen allen Fanatismus erfüllt werden. Hat es einen gründlichen Blick in die alte Zeit des Schwertes, der Blutgier und Rohheit gethan, dann soll es in den folgenden Büchern auf die Ideale der neuen Zeit, die Ideale wahrer Menschlichkeit, vorbereitet werden."

Der I. Theil des Werra'schen Lesebuches enthält folgende 30 Nummern:

1. Ein Wort der Ermahnung. 2. Erstes Zwiegespräch über Religion. 3. Die Mythologie der Griechen. 4. Der Buddhismus. 5. Das Christenthum. 6. Zweites Zwiegespräch über Religion. 7. Aus „Nathan dem Weisen" von Lessing. 8. Sinnsprüche. 9. Das Lied vom braven Mann. 10. Menschenweisheit. 11. Alexander der Große. 12. Caligula. 13. Zwiegespräch über die Herrschsucht. 14. Die Inquisition. 15. Drittes Zwiegespräch über Religion. 16. Weltenfriede. 17. Erst dann! 18. Die Krone des Daseins. 19. Sinnsprüche. 20. Der Pilger. 21. Erzählung aus dem Morgenlande. 22. Der Verleumder. 23. Der Hufnagel. 24. Die Klugheit. 25. Denksprüche. 26. Friedrich von Spee und Christian Thomasius. 27. Lord Anthony Ashley Cooper, Graf Shaftesbury. 28. Zwiegespräch über die Grausamkeit. 29. Die römischen Arenakämpfe. 30. Spanisches Stiergefecht.

In folgendem einige Proben aus dem I. Theile des Werra'schen Lesebuches.

Nr. 2. Vater: Nun, mein Kind, was habt ihr heute in der Schule gelernt?

Kind: Sehr viel Schönes, Vater, aber ich muß Dich über etwas befragen. Der Lehrer hat uns heute gesagt, die christliche Religion sei die einzig richtige und der Christengott sei der einzig wahre Gott, die Götter aller anderen Völker seien falsche Götter. Ist das wahr?

Vater: Aber ihr Kinder in der Schule müßt doch glauben, was euch der Lehrer sagt.

Kind: Ja, Vater, das thun wir auch, wenn wir den Lehrer verstehen, aber was er von Gott sagte, habe ich nicht verstanden.

Vater: Warum hast du deinen Lehrer nicht gefragt?

Kind: O, das habe ich gethan. Ich habe den Lehrer gefragt, wer Gott sei und was wir uns unter ihm zu denken hätten.

Vater: Was sagte denn da dein Lehrer?

Kind: Er war ganz erstaunt und erwiderte: „Das weißt du nicht? Deine Eltern haben dich doch gewiß schon lange zum lieben Gott beten gelehrt; ein jedes Kind lernt im zarten Alter Gott lieben und verehren!"

Vater: Bist du zufrieden mit dieser Erklärung? Sagte dein Lehrer weiter nichts?

Kind: Nein, Vater, er schien eigentlich ein bißchen böse auf mich zu sein, daß ich eine solche Frage stellte, und ich schwieg daher . . . .

Kind: Aber, Vater, der Lehrer muß ihn doch kennen, sonst würde er sicherlich nicht über meine Frage so erstaunt gewesen sein.

Vater: Darüber kann ich nur selbst mit deinem Lehrer reden. Du bist noch zu jung, hast noch zu wenig gelernt, als daß ich dir jetzt schon auseinandersetzen könnte, was die Leute mit dem Worte Gott besagen wollen.

Nr. 6. Vater: Nun, mein Kind, hast du die Darstellungen der verschiedenen Religionssysteme richtig verstanden und hast du dir irgend welche Vorstellungen über sie gemacht?

Kind: Sind dies denn wirklich die hauptsächlichsten Religionen?

Vater: Es kommt ganz darauf an, was man unter hauptsächlich verstehen will. Jeder Mensch hält seine Religion von vornherein für die hauptsächlichste, weil sie ihm in frühester Jugend ins Herz gepflanzt wird und alle Eindrücke der Jugend am festesten wurzeln, für das ganze Leben andauern . . . .

Unter hauptsächlichsten Religionen will ich aber jetzt diejenigen Religionen verstehen, die uns nach unserem Denken und Empfinden am meisten interessiren. Buddhismus und Christenthum können überdies heute insofern die hauptsächlichsten Religionen genannt werden, weil sie die verbreitetsten sind . . . . .

Kind: Aber ich habe doch in der Schule immer von einem dreieinigen Christengott gehört, was ist denn das?

Vater: Ueber solche Dinge wollen wir noch nicht reden, ihre Besprechung liegt noch zu hoch für dein Verständniß. Ich habe dir daher auch nur solche Beschreibungen der verschiedenen Religionen zu lesen gegeben, die den eigentlichen Kern der Religionen behandelten, und es mir erleichtern sollten, dir die Entstehung und Entwickelung der Religionen zu erklären . . .

Kind: Der Lehrer sagt uns in der Schule immer, die Religion sei von Gott eingesetzt.

Vater: Das haben alle Völker von ihren Religionen behauptet, und du hast gesehen, wie verschieden die Götter sind, die sich die Menschen zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen zurechtgelegt haben.

Nr. 14. Einer der herrschsüchtigsten, gewaltthätigsten Männer, die je auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, war Innocenz III. (1197—1216), der

Digitized by Google

durch Schlauheit und List die Gewalt des Papstthums noch mehr befestigte, als selbst Gregor VII. Die Hauptschöpfung des Innocenz war die Gründung des Instituts der „heiligen Inquisition" (sanctum officium), des Ketzergerichtes. Dieses Gericht sollte unmittelbar unter dem Papste stehen, alle Ungläubigen oder Irrgläubigen aufspüren und ohne weiteres über Leben und Habe derselben entscheiden."

Wie aus den mitgeteilten Proben ersichtlich ist, veranlaßt der Verfasser die Eltern, dem Unterricht des Lehrers direkt entgegenzuarbeiten. Noch schlimmer wird dies im II. Theile des Lehrbuches. Der Verfasser verräth dies schon in der Vorrede, in der es heißt:

„Diesen I. Theil hatte ich sozusagen nur als Fühler ausgestreckt, nun ich sehe, daß das Interesse vorhanden ist und sich die große Mühe verlohnt, die bei Abfassung derartiger Schriften, zu denen in unserer Literatur beinahe alles und jegliches Material fehlt (es gibt z. B. beinahe keine Gedichtzeile, in der sich nicht religiöse oder politische und menschenschlächterische Sentenzen breit machen), aufzuwenden ist, habe ich meinen Plan auch sofort erweiternd umgeformt und ihm die richtigere Gestalt gegeben . . . . Ich werde daher in diesem und den folgenden Theilen die gesetzmäßigen Unterlagen der menschlichen Handlungen dem Kindesverstande nahe zu bringen suchen, und erst Hand in Hand mit dem zu erweckenden Verständniß für diese gesetzmäßigen treibenden Faktoren werde ich die Perlen wahrer Sittlichkeit dem kindlichen Gemüthe in den Schoß werfen."

Der II. Theil enthält folgende 19 Nummern:

1. Einleitendes Zwiegespräch. 2. Der Hund. 3. Der Bettler und sein Hund. 4. Der Wolf und der Hund. 5. Der Wolf und das Lamm. 6. Die zwei Hunde. 7. Die Hauskatze. 8. Die Ameise. 9. Die Drohnenschlacht. 10. Der Elefant. 11. Eine Parabel. 12. Der Gorilla. 13. Zwiegespräch über die Thiere. 14. Unter den Indianern des Amazonenstromes. 15. Der Wilde. 16. Der Untergang der Indianerrasse. 17. Die drei Indianer. 18. Das Negerweib. 19. Erstes Zwiegespräch über den Menschen.

Zur Charakterisirung des II. Theiles mögen folgende Proben dienen.

Nr. 1. Vater: In allem, was du bis jetzt gelesen hast, und was wir besprochen haben, mein Kind, bist du immer mehr oder weniger an das erinnert worden, was dir in der Schule gelehrt wird. Die Erklärungen, die ich mit eingeflochten habe, sollten dich veranlassen, über alle diese Dinge ein wenig nachzudenken, . . . wie und warum das alles gekommen ist. . . . Wenn euch z. B. in der Schule Geschichte gelehrt wird, sollst du nicht blos die Ereignisse an deinem geistigen Auge vorüberziehen lassen, sondern auch fragen, wie und warum sie sich zugetragen haben. . . .

Kind: Oft habe ich ja solche Fragen an den Lehrer gerichtet.

Vater: Nun, welche Antworten gab dir dein Lehrer?

Kind: Er sagte mir gewöhnlich, das alles habe der liebe Gott so geordnet, der die Welt nach seinem Willen lenke und leite, er habe Mächtige und Schwache, Herren und Knechte, Reiche und Arme geschaffen. Fragte ich weiter, so meinte der Lehrer, das verstehe ich noch nicht. . . .

Vater: Die meisten Menschen wissen sich auch keine andere Erklärung

Digitized by Google

zurecht zu legen. Sie sind eben alle in der Schule gelehrt worden, der liebe Gott habe die Welt so eingerichtet, wie sie ist, er lenke sie nach seinem Willen, und wo immer sie auf etwas Räthselhaftes, Unbegreifliches stoßen, da trösten und beruhigen sie sich mit dem Glauben, der liebe Gott habe es so gemacht. . . .

Kind: Es ist aber doch so leicht und natürlich, an den lieben Gott zu glauben, und ich weiß auch gar nicht, was und wie ich anders denken soll?

Vater: Das will ich dich eben lehren, und wenn du mich verstanden haben wirst, dann wirst du auch deine große Freude daran haben. Freilich jetzt findest du es leicht und natürlich, alles blindlings zu glauben, was dir gelehrt wird; allein später, wenn du siehst, wie die Dinge im Leben wirklich sind, wirst du bald herausfinden, daß dir das Begreifen immer schwieriger und unmöglicher wird, daß diese Lehren der Schule gar nicht auf das passen, was du im Leben siehst und erfährst. . . . Man hat dich in der Schule gelehrt, Gott sei allmächtig, er vermöge alles, er habe Himmel und Erde geschaffen; er sei allwissend, d. h. nichts könne in der Welt geschehen, von dem er keine Kenntniß habe. Ferner, Gott sei die Liebe, nur aus Liebe habe er die Welt erschaffen, er liebe alle seine Geschöpfe. Diese Dinge hat man dich schon gelehrt, als du noch ein Kind von sieben oder acht Jahren warst, und man hat sie dir so eingeprägt, daß du gewiß noch nicht den geringsten Zweifel über sie gehabt hast. . . . Schon dein kindlicher Verstand muß dir nahe führen, wenn Gott die Liebe ist, die Welt und alle Geschöpfe aus Liebe geschaffen hat, er zudem allwissend und allmächtig ist, so könnte er doch unmöglich solch entsetzliche Greuel und Schandthaten, wie sie in dieser seiner Welt verübt werden, dulden, erlauben und ruhig mit ansehen.

Nr. 13. Vater: Die Geschichte, wie sie dir in der Schule nach der Bibel gelehrt wird, ist eine poetische Erfindung, die für uns ebensowenig Werth hat, wie die Schöpfungsgeschichten und die Geschichte der Menschen der anderen Religionen. Dir wird in der Schule gelehrt, daß die Menschen vom ersten Menschenpaar Adam und Eva abstammen, und daß die Vorfahren der Juden die Vorfahren der Menschen überhaupt gewesen seien. Dies ist ganz falsch, und wenn du mir recht aufmerksam folgst, wirst du bald zu richtigeren Vorstellungen gelangen, die dir später viel Kopfzerbrechen ersparen werden. . . . Wir erklären uns die Entstehung der Thiere und des Menschen auf natürliche Weise, ohne unsere Zuflucht zu Wundern und unfaßbaren Schöpfungsgeschichten zu nehmen.

Nr. 19. Kind: Unser Lehrer sagt uns, es sei ein großes Verdienst der Europäer, daß sie den Negern in Afrika das Christenthum und die Kultur brächten. Und vor allem wollten die Europäer dem schrecklichen Sklavenhandel in Afrika ein Ende machen. Auch werden uns in der Geographie die großen und schönen Kolonien gezeigt, die wir jetzt in Afrika haben.

Vater: . . . Kümmere dich nie darum, was die Menschen sprechen, sondern sieh immer darauf, was sie thun, wie sie handeln . . . Wenn der Europäer dem Neger sagt, ich bringe dir das Christenthum, die Religion der Liebe, und er schlägt den Neger dabei todt, so wäre der Neger sicherlich besser daran gewesen, wenn er nicht auf die Worte des europäischen Heuchlers gehört, sondern seine feindseligen Handlungen beobachtet und sich gegen ihn zur Wehr gesetzt hätte. Wenn ich sehe, daß die Europäer in Afrika mit

Digitized by Google

Feuer und Schwert wüthen, so kann ich doch ihren leeren Worten, den Negern die Kultur bringen und sie von der Sklaverei befreien zu wollen, keinen Glauben schenken. . . .

Kind: Der Lehrer sagt uns doch, wir müßten stolz auf unsere Kolonien in Afrika sein.

Vater: Das ist das traurige, daß man schon in euren zarten Kinderherzen den Sinn für Vergewaltigung, Raub- und Habgier weckt. Man erzählt euch aber nichts von den Greuelthaten und Menschenschlächtereien, auf denen dieser Stolz sich aufbaut. Ja gerade hier liegt, wie man zu sagen pflegt, des Pudels Kern. Der Kolonienbesitz ist die Hauptsache, zu Macht und Reichthum will man gelangen. Dies sind die wahren Triebfedern, die die Handlungen der Europäer erklären, während der Vorwand der Bekehrung und Civilisierung mit diesen Handlungen in den schreiendsten Widerspruch tritt.

Der III. Theil des Lesebuches enthält folgende 26 Nummern:

1. Es werde Licht! 2. Wächterlied. 3. So steh' ich da! 4. Warum? 5. Die Weide. 6. Das Rasenblümchen. 7. Zweites Zwiegespräch über den Menschen. 8. Die Sklaverei in Griechenland und Rom. 9. Die cilicischen und isaurischen Seeräuber. 10. Der Verfall Roms durch die Sklaverei. 11. Zwiegespräch über den Menschen. 12. Sinnsprüche. 13. Die Leibeigenschaft. 14. Die Schwefelarbeiter Siciliens. 15. Zwiegespräch über die Arbeit. 16. Der Arbeitsmann. 17. Der Hunger. 18. Das Lied der Arbeit. 19. Hans Euler. 20. Amynt. 21. Der Waldenser. 22. Luxus bei rohen Völkern. 23. Luxus bei blühenden und verfallenden Völkern. 24. Zwiegespräch über alte und neue Ideale. 25. Lebensregeln. 26. Sinnsprüche.

Auch aus dem III. Theile mögen einige Proben folgen.

Nr. 1. Es werde Licht! Mit diesen erhabenen Worten läßt wohl eine der schönsten Schöpfungssagen, die mosaische, die Welt, die schöne, sonnenlachende Welt aus dem Chaos erstehen, sich den Banden der Finsterniß entwinden.

Nr. 3. Daß ich dem Unerschaffenen diene,
Wenn frei und stolz mein Sinnen steht,
Und nicht mit frommer Heuchlermiene,
Mit Händefalten und Gebet —
. . . . . .
Das ist mein Kultus, ist mein Glaube.
Ob er der rechte sei? Getrost!
Er hebt mich siegreich aus dem Staube
Und hält mich, wenn der Sturmwind tost.

Nr. 13. Unter den Verdiensten des Christenthums um die allgemeine Kulturentwicklung wird gewöhnlich die Aufhebung der Sklaverei angeführt. Es ist dies eine große Täuschung und eine vollständige Verleugnung und Verkennung der geschichtlichen Thatsachen. . . . Die christliche Kirche hat, sowohl in den ersten Jahrhunderten, als im ganzen Verlaufe des Mittelalters, eigenmächtige Befreiung der Sklaven auf's strengste verboten und sie mit ihrer schärfsten Strafe, der Exkommunikation, belegt.

Nr. 15. Kind: In der Schule wird uns aber gelehrt, seit Einführung des Christenthums habe die Kultur in Europa große Fortschritte gemacht.

Digitized by Google

Vater: Dem ist keineswegs so. Ich habe dir gerade über diesen Punkt so viel zu lesen gegeben, daß du eher zu der Ueberzeugung gekommen sein solltest, die europäischen Menschen seien zur Zeit der höchsten Blüthe der christlichen Religion roher und verthierter als je zuvor gewesen. . . . . Die Kirche hat alle Menschen, die durch Wissen und neue Ideen und Entdeckungen die Kultur zu fördern hofften, mit Feuer und Schwert verfolgt. . . .

Kind: Aber wir hören doch immer, die christlichen Missionäre brächten den Heiden, den Kulturvölkern, die Kultur?

Vater: Man gefällt sich eben darin, die Ursachen immer gewaltsam mit einander zu verwechseln und sie zu fälschen. Nicht die Religion erzeugt und beeinflußt die Kultur, sondern umgekehrt.

Nr. 24. Vater: Ich habe die Bilder aus den verschiedensten Gebieten des Wissens, der Geschichte und des alltäglichen Lebens vorgeführt. . . . . Ich glaube, daß du das meiste verstanden und begriffen haben wirst?

Kind: Manches gewiß, aber ich hätte noch mehr begriffen, wenn nicht so vieles ganz neu für mich gewesen wäre und so verschieden von dem, was uns in der Schule gelehrt wird.

Vater: . . . Hat man dich in der Schule nicht gelehrt, daß Gott allmächtig, allweise, allgütig sei, daß er die Welt aus nichts geschaffen, daß es ein dreieiniger Gott sei, . . . und noch viele andere derartige unbegreifliche Dinge? Und das alles hat man euch erzählt, noch ehe ihr 10 Jahre alt waret. Konntet ihr von alledem auch nur ein Wort begreifen und verstehen? Unmöglich, denn wir Erwachsene verstehen es nicht und lernen es nicht verstehen, auch wenn wir unser ganzes Leben lang über solch' unnatürliche Dinge brüten wollten. Also so lange man in der Schule solche unfaßbare Dinge kleinen Kindern vorführt, wird mich kein Vorwurf treffen können, wenn ich dich in die wahren und wirklichen Verhältnisse des Lebens einzuführen suche. . . . Man will euch Kindern die Jugend nicht durch die häßlichen Bilder des Lebens trüben und füttert euch zu diesem Zwecke mit einer unverantwortlichen Täuschung, mit einer Lüge auf.

Wir kommen zu dem „Lehrbuch für den Jugend-Unterricht freier Gemeinden" von Dr. Bruno Wille. Wille war Lehrer der freireligiösen Gemeinde zu Berlin, überwarf sich aber mit dem Parteivorstande der Socialdemokraten und schloß sich den sog. „Unabhängigen" an. Von dem „Lehrbuch" sind bis jetzt drei Theile erschienen. In dem Vorwort zum ersten Theile heißt es: „Als Jugendlehrer der freireligiösen Gemeinde zu Berlin folge ich dem Herkommen, die Unterrichtsstunde mit einem Gesange beginnen zu lassen. . . Diesem Zwecke sollen die folgenden Lieder in erster Linie dienen, sodann natürlich auch der freigeistigen Sangeslust zu Hause und im Freien Stoff bieten. An manchen der Lieder und Gedichte habe ich mir Abänderungen zu machen erlaubt."

Der erste Theil des Lehrbuches enthält Gedichte, Lieder und Sprüche. Neben manchem bekannten Kindergedichte finden wir hier auch Stoffe, in denen offen der Haß und die Verachtung gegen die

Digitized by Google

Religion und ihre Vertreter gepredigt werden. So heißt es in dem Gedichte „Die ersten Blumen“:

Nur im Licht gedeiht die Blume, nur im Licht das Menschenglück,
Darum drängt das Licht des Geistes-Menschen, drängt es nie zurück.
Laßt es walten frei und offen in der Schule, in dem Haus,
Löscht es länger doch, ihr Pfaffen, nicht mehr in den Kirchen aus.

Das Lied „Muckerei“ (S. 55) wird nach der Melodie „Was frag' ich viel nach Geld und Gut“ gesungen. Es lautet:

1. Fort mit der alten Muckerei,
Die nur den Kopf verdreht!
Es singt sich noch einmal so frei,
Wenn's frisch vom Herzen geht.
Wenn jeder treu das Seine thut,
Geht ohne Pfaffen alles gut.

2. Sie möchten rings die ganze Welt
Zum Bethaus richten ein.
Doch da hat sie der Fuchs geprellt;
Fürwahr, das soll nicht sein!
Muß alles haben Zeit und Ort;
Drum heißt's bei uns: Ihr Mucker fort!

3. Soll man doch auf das Herz nur schaun,
Und das ist gut bestellt.
Das fürchtet weder Tod noch Graun
Und liebt die ganze Welt.
Was mancher Pfaff von Liebe spricht,
O weh, das sitzt im Herzen nicht.

4. Drum soll uns nicht den Kopf verdrehn
Die alte Muckerei!
Das Leben ist noch mal so schön,
Sind alle Herzen frei.
Lacht Himmel doch und Sonne drein,
Da mag der Kukuk Mucker sein!

S. 78:

Den jedes Pfaffen Wort
Gleich reißt zu Thränen fort,
Der ist, wenn das Gefühl verpufft,
Zumeist ein Schwächling und ein Schuft.

Einzelne der Sprüche betrachtet Wille als „Probleme, als Denkaufgaben“, welche die Zöglinge zum Nachdenken und zur selbständigen Urtheilsbildung anregen sollen. Deshalb werden die Sprüche „Liebet eure Feinde“, „Ueberwinde das Böse mit Gutem“, „Gutsein ist die beste Klugheit“, „Zufriedenheit ist der wahre Reichthum“ mit Fragezeichen abgedruckt, und dem Schiller'schen Verse „Zu was bess'rem sind wir geboren“ wird die Fußnote „Auf Erden“ hinzugefügt.

Digitized by Google

Mehrere unserer herrlichsten Dichtungen hat Wille zu seinen Zwecken umgemodelt. Auch davon einige Proben:

Hoffnung von Geibel (S. 25):

Nur unverzagt hinfort vertraut:
Es muß doch Frühling werden!

Die Weihnachtszeit (S. 36):

1. O du fröhliche, o du selige,
Gabenbringende Weihnachtszeit!
Lag die Welt in Winters Bann,
Jedesmal erstand ein Mann
Und bescherte sie mit edler Menschlichkeit.
2. O du fröhliche, o du selige,
Liebestärkende Weihnachtszeit!
Der Bescherer denken wir,
Und zum Dank beschenken wir
Unsre Nachwelt mit erhöhter Menschlichkeit.

Weihnacht (S. 36):

Der Glaube nennt ihn „Gottes Sohn,
Zur Rechten auf des Vaters Thron",
Wir aber, minder dreist und kühn,
Wir Menschen nennen Jesus ihn.

Mit diesen Liedern, welche nach Melodien gesungen werden, die meistens gar nicht zum Texte passen,[1]) begann Dr. Wille seine sog. Religionsstunde. Da ist es nicht zu verwundern, daß die Berliner Stadtverordnetenversammlung Herrn Wille die Benutzung der Schullokale versagte.

Der zweite Theil des Lehrbuches, der moralische Geschichten und Fabeln enthält, ist unstreitig besser wie der erste Theil, da in ihm weniger die Tendenz vorwaltet, die Religion und ihre Diener verächtlich zu machen. Viele der Erzählungen und Fabeln bilden den eisernen Bestand unserer Lesebücher. Das „Redigieren" konnte Herr Wille aber auch in diesem Theile nicht lassen. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Erzählung „Der kleine Friedensbote" von Karl Stöber der Satan, der in das Feuer blies, der gute Märtel und das Christkindlein und noch manches andere gestrichen.

Der dritte Theil des Lehrbuches ist ähnlich gehalten, nur bedeutend umfangreicher. Proben daraus mitzutheilen können wir uns ersparen.

Die Agitation für Verbreitung der socialdemokratischen Jugendschriften ist nicht ganz erfolglos gewesen, denn sowohl das

[1]) Herr Wille wählte beispielsweise folgende Melodien: Freut euch des Lebens — Steh ich in finstrer Mitternacht — Schier dreißig Jahre bist du alt — Prinz Eugenius — Im schwarzen Walfisch zu Askalon — Wohlauf zum fröhlichen Jagen.

Digitized by Google

Lesebuch von Werra wie auch das Wille'sche Lehrbuch ist bereits in zweiter Auflage erschienen. Selbst für das zarteste Kindesalter sind Bilderbücher erschienen, in welchen die Lehren der Socialdemokratie verbreitet werden. Dagegen sind andere literarische Erzeugnisse, wie die der Berliner Wochenschrift „Leuchtthurm" angefügte Beilage „Für die Jugend", wieder eingegangen. Ueberhaupt hatte man sich den Erfolg der socialdemokratischen Jugendschriften anders gedacht. Man hat, wie Auer auf dem vom 22. bis 28. Oktober 1893 in Köln abgehaltenen Parteitage ausführte, darin Fiasko gemacht, weil man nicht die rechten Leute für diesen Zweck hatte. Die Prospekte für ein größeres Unternehmen waren bereits gedruckt, eine Massenverbreitung von Schriften gedachter Art sollte beginnen. Da fehlte es an der ausführenden Kraft. Seit dem Erfurter Parteitage wird denn auch in den socialdemokratischen Versammlungen die Erziehungs- und Schulfrage kaum mehr berührt.

Im Jahre 1891 wurden in Berlin auch sechs Arbeiterbildungsschulen errichtet. Diese Anstalten sollten die Hochschulen der Partei werden, in denen die Jugend, Jünglinge und Jungfrauen, systematisch für den Socialismus und Atheismus erzogen werden sollte. In dem Prospekt der Schule heißt es:

„Die Arbeiter-Bildungsschule will neue Kräfte zum Klassenkampf heranbilden und eine möglichst große Anzahl von Kämpfern kräftigen und in der Führung aller geistigen Waffen üben, die nur die Gegenwart darbietet, und die nur irgend anzueignen sind. So nützlich auch dem Einzelnen Fertigkeiten und Kenntnisse für bessere Gestaltung des eigenen Lebens sein mögen, die Arbeiter-Schule will doch vor allem die einzelnen Kräfte dazu ausbilden, daß sie der Gesammtheit, daß sie der ganzen Arbeiterschaft besser dienen können.

„So kann z. B. das Rechnen dem Arbeiter in seinem Beruf zwar vielfach nützen, aber wichtiger ist es doch, daß die gewerkschaftlichen und politischen Vereine Mitglieder haben, die rechnen und die Bücher führen können. Auch kaufmännisches Rechnen und Korrespondenz macht tüchtiger zur Bekleidung von Vorstandsposten, zum Verkehr mit den Behörden u. dgl.

„In der Gesundheitslehre wird ein übersichtliches Bild von dem Bau und den Verrichtungen des menschlichen Körpers gegeben.

„Der volksthümlich medizinische Unterricht erstreckt sich auf alle Gebiete der Medizin nach Auswahl. Er findet in Form von Vorträgen statt, woran sich Frage und Antwort schließen. Vorträge werden auch von Schülern gehalten.

„Der Unterricht in den beiden eben genannten Fächern wird von den öffentlichen Schulen völlig vernachlässigt und in Berlin nur an der Arbeiter-Bildungsschule geboten. Er rüstet mit all dem Wissen aus, das einen in den Stand setzt, auch im Rahmen des Klassenstaates sich und seine Familie

[1]) Preuß. Lehrerztg. 1893. Nr. 267, Beilage.

vor mancher Unbill zu bewahren. Er liefert auch scharfe Waffen gegen die Stützen der alten Gesellschaft.

„Die heutigen Gesetze, welche von den herrschenden Klassen in der Hauptsache zu ihrem Nutzen geschaffen und oft im Widerspruch mit dem Rechtsgefühl des Volkes gehandhabt werden, müssen doch gekannt werden, da jeder Arbeiter ihre Wirkung am eigenen Leibe verspürt, und niemand durch Unkenntniß vor Strafe geschützt ist. Daher sind auch Kurse über verschiedene Gebiete der Gesetzeskunde eingeführt.

„Der Geschichtsunterricht bezweckt, vom materialistischen Gesichtspunkte aus in gedrängter Kürze die Vergangenheit vor dem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen. Damit die Geschichte ihren Zweck erfülle, als „Lehrmeisterin" zu dienen, wird nicht, wie in unseren Schulen, niederen und höheren, und wie in den landläufigen Geschichtswerken, die öde Regenten- und Kriegsgeschichte behandelt, sondern nach der von unserem großen Vorkämpfer Karl Marx im „kommunistischen Manifest" gegebenen Richtschnur die ganze bisherige Geschichte der menschlichen Gesellschaft als eine Geschichte von Klassenkämpfen aufgefaßt und im Zusammenhange damit die Kulturgeschichte in den Bereich der Betrachtung gezogen."

Der erste Lehrplan der Anstalten[1]) weist folgende Gegenstände auf:

Geschichte 4 Stunden.
Deutsch
Naturwissenschaft
Nationalökonomie } je zwei Stunden.
Zeichnen
Buchführung
Stenographie
Rechnen } je eine Stunde.
Rechtschreiben

Schon nach einem halben Jahre wurde der Lehrplan in folgender Weise geändert:

Deutsch 6 Stunden.
Rechnen mit Buchführung 4 Stunden.
Physik (oder Chemie)
Geschichte } je zwei Stunden.
Nationalökonomie

Was die Organisation der Arbeiter-Bildungsschule betrifft, so steht die ganze Anstalt unter einem gemeinsamen Schulvorstande, während jede Schule von einer besonderen Schulkommission verwaltet wird. Die Schulkommissionen sind Schülervertretungen, hervorgegangen aus Wahlen der einzelnen Kurse, auch der Obmann ist ein Schüler. Die Kommissionen haben folgende Befugnisse: Kontrolle des Schulbesuchs, Verwaltung der Lehrmittel, Abhaltung von öffentlichen Versammlungen innerhalb des Bezirks, Veranstaltung von geselligen Zusammenkünften ꝛc. Die Obmänner der Schulkommissionen, also Schüler, müssen zu den Sitzungen des Vor-

[1]) Joh. Tews, Sozialdemokratische Pädagogik, Langensalza, Beyer.

Digitized by Google

standes in manchen Fällen zugezogen werden, wogegen die Lehrer bezeichnender Weise nicht zum Vorstande gehören können.[1])

Die Socialdemokraten haben mit ihrer Arbeiterbildungsschule wenig Glück gehabt. Trotzdem Tausende von Arbeitern beisteuerten, fehlt es sowohl an Geld wie an Schülern. Die ursprünglich aus sechs Anstalten bestehende Schule ist denn auch bereits auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Auch der Lehrplan wurde weiter beschnitten, indem die Geschichte auf je eine Stunde herabgesetzt wurde und die Nationalökonomie ganz fortfiel. So nähert sich derselbe immer mehr dem Lehrplan der übrigen Fortbildungsschulen. In letzter Zeit, wo der Besuch der Arbeiter-Bildungsschule sehr abgenommen hat, hat man den socialistischen Parteicharakter derselben wieder mehr hervorgehoben. Dr. Karl Pinn schreibt: „Möge nun die Arbeiter-Bildungsschule in der That zu einer Volksuniversität werden, möge sie an der Ungunst der Zeitverhältnisse scheitern, das eine steht jedenfalls fest: „Wer die Schule hat, hat die Zukunft", das ist die Devise unserer Bourgeoisie. Aus diesem durchsichtigen Grunde wird nur einseitiges Wissen gelehrt und die große Masse des Volkes von jedem tieferen Eindringen in die Wissenschaft mit kluger Absicht ferngehalten. . . . Die Schule des Lebens öffnet manchem die Augen, dem als Kind in der Schule förmlich eine Binde um die Augen gelegt wurde."[2])

III.

Stellung der Lehrer zum socialdemokratischen Programm.

Ueber die Hilfe, welche die Socialdemokraten von den Lehrern zur Ausbreitung ihrer Ideen erwarten, sind erstere nicht recht einig. Während einige viel auf die Unterstützung durch die Lehrer geben, rathen andere denselben, die Zirkel der Socialdemokratie nicht zu stören. Dieser Rath setzt die Stellungnahme der Lehrer *gegen* die genannte Partei voraus.

Vertreter der ersteren Richtung sind Liebknecht und Bebel. Auf dem Parteitag in Halle erklärte Liebknecht: „Die Schule ist der schwächste Punkt in dem Festungsgürtel, der das katholische Landvolk, diesen Grundbau des Centrums, schützend umgibt." Und Bebel meinte, man solle sich doch ein Beispiel an der französischen Republik nehmen; diese vermeide die Böcke, die in Deutschland geschossen worden seien; sie führe den Kampf gegen Kirche und

[1]) Joh. Tews, AaO. — [2]) Das Bildungsmonopol, S. 16.

Digitized by Google

Religion durch die Schulmeister; die Schulmeister beseitigen die Religion mit Leichtigkeit, nicht aber werde sie beseitigt durch radikales Schimpfen gegen sie. — Dagegen schrieb die socialdemokratische „Münchener Post" zu der Zeit, als die Socialdemokratie anfing, ihre Agitation auch auf die Landbevölkerung auszudehnen: „Die Lehrer werden in dem Kriege, den wir nothgedrungen gegen das Centrum führen, einfach neutral bleiben. Lassen sie sich aber verleiten, auf die Seite unserer Gegner zu treten, so sollen sie bald empfinden, daß es im Kriege keine Rücksicht gibt. Sie würden dabei sogar merken, daß sie als Proletarier von gestern bei den Proletariern von heute mehr gehaßt wären, als die Priester, welche sich bei ihrem Vorgehen auf ihre Vergangenheit berufen können. Da unser Kampf in erster Linie materielle Fragen betrifft, so haben die Lehrer keine Veranlassung, sich einzumischen. Es würde dem Volksschullehrerstande, der so häufig über Bedrückung klagt, mit Recht verargt werden, wenn er sich gegen die unterdrückten Klassen ausspräche. Wir kämpfen einen schweren Kampf und rathen den Herren, welche fernbleiben können, unsere Kreise nicht zu stören."

Wie stellen sich nun thatsächlich die Lehrer zur Socialdemokratie? Der größte Theil derselben ist sicherlich ein Gegner dieser Partei, was durch die Verhandlungen in den Lehrerversammlungen, durch zahllreiche Broschüren und unzählige Artikel in der pädagogischen Presse bewiesen werden kann. Ein anderer, kleinerer Theil bleibt nach dem Rathe der „Münchener Post" in dem Kampfe der Umsturzpartei gegen die bestehende Gesellschaftsordnung thatsächlich neutral und läßt die Dinge eben gehen, wie sie gehen. Schlimmer als es jetzt ist, denken diese Leute, kann es in Zukunft keinesfalls werden. Eine solche Handlungsweise läßt sich nicht entschuldigen, wohl aber verstehen, wenn man die erbärmliche materielle Lage betrachtet, in der sich viele Lehrer befinden. Nach der amtlichen Statistik vom Jahre 1891 gab es in Preußen auf dem Lande 45414 vollbeschäftigte Lehrkräfte. Davon hatten einschließlich der staatlichen Alterszulagen

9	Lehrer	ein	Einkommen	bis		300	Mark
78	„	„	„	von	301 —	450	„
2309	„	„	„	„	451 —	600	„
6127	„	„	„	„	601 —	750	„
2938	„	„	„	„	751 —	810	„
5754	„	„	„	„	811 —	900	„
6952	„	„	„	„	901 —	1050	„

Digitized by Google

5041 Lehrer ein Einkommen von 1051 — 1200 „
13020 „ „ „ „ 1201 Mk. und mehr.

In den Städten hatten einschließlich der staatlichen Dienstalterszulagen

2	Lehrer	ein	Einkommen	bis	300	Mark
39	„	„	„	von 301 —	450	„
354	„	„	„	„ 451 —	600	„
1544	„	„	„	„ 601 —	750	„
800	„	„	„	„ 751 —	810	„
1518	„	„	„	„ 811 —	900	„
2306	„	„	„	„ 901 —	1050	„
2220	„	„	„	„ 1051 —	1200	„

Das Durchschnitts-Gehalt der städtischen Lehrer beträgt einschließlich der staatlichen Alterszulagen 1168 Mark. Das der Landlehrer 1064 Mark. Diese Verhältnisse erklären manches. Bemerkt muß übrigens werden, daß auf Betreiben des Ministers in den letzten Jahren in manchen Orten die Gehälter aufgebessert wurden.

Endlich ist nicht daran zu zweifeln, daß die Socialdemokratie auch unter den Lehrern bereits Anhänger zählt. Zu verwundern ist dies nicht, da ja Leute aus allen Ständen zu dieser Partei halten. Selbst der Offizierstand ist, wie die Verhaftung des bayrischen Premier-Lieutenants Hoffmeister zeigte, schon in Mitleidenschaft gezogen.

Ueber den Umfang der socialdemokratischen Neigungen im Volksschullehrerstande läßt sich nichts Bestimmtes behaupten, da die Betreffenden mit ihren Aeußerungen selbstverständlich sehr vorsichtig sind. Ein unbedachtes Wort würde sofort Disziplinar-Untersuchung und Amtsentsetzung nach sich ziehen. Daß aber auch dieser Stand von dieser modernen Krankheit nicht unberührt geblieben, dafür lassen sich wohl Belege beibringen.

Die in Wurzen erscheinende „Päd. Revue" druckte in No. 15 vom 10. Aug. 1893 eine Stelle aus der Schrift des socialdemokratischen Professors Dodel-Port in Zürich, betitelt: „Aus Leben und Wissenschaft" ab. Der Schlußsatz dieser Stelle lautet: „Ist der Lehrer eines Ideals fähig, so steht er ganz entschieden auf dem Boden der Socialdemokratie." Die „Päd. Revue" fügt noch hinzu: „In Deutschland stehen die meisten der hervorragenden und einflußreichen Volksschullehrer auf dem liberalen Boden. Viele bekennen sich offen zum entschiedenen Freisinn oder zur Demokratie. Dagegen sind erklärte Socialdemokraten nur in geringer Menge unter den deutschen Volksschullehrern zu finden. Es will jedoch scheinen, als

Digitized by Google

ob die socialdemokratischen Ideen auch in Lehrerkreisen mehr und mehr Eingang gewinnen, und gerade unter den intelligentesten Kollegen findet man jetzt häufiger wie früher Männer, die längst mit der ebenso unberechtigten als rückständigen Anschauung gebrochen haben, der Socialismus würde die Welt wieder in die Barbarei zurückwerfen. Zweifellos würde in der socialistischen Gesellschaft dem Lehrer und der Volksschule eine weit höhere Würdigung zu Theil werden, als es im Gegenwartsstaate der Fall ist."

In No. 20 schreibt das genannte Blatt: „Wie steht nun die Socialdemokratie zum Schulwesen? Ihr Programm fordert für die Schüler und deren Eltern: Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lehrmittel. Für die Lehrer: Uebernahme der Alterszulagen durch den Staat. Dafür sind sie bereits des öfteren eingetreten. Für die Staatsdienereigenschaft des Lehrers ist man, wenn auch nicht durch besonderen Antrag, so doch im Prinzip des öfteren, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit eingetreten. Mögen sich darum die Lehrer nicht durch das Zerrbild abschrecken lassen, das ihnen über die Socialdemokratie vorgemalt wird. Wenn auch viele der Lehrer die wirthschaftlichen Ziele der Socialdemokratie nicht kennen oder billigen, in Schulsachen muß die Schule diese Partei als ihren wärmsten Freund betrachten."

Die conservative „Deutsche Lehrerzeitung" schrieb im vorigen Jahre: „Uns ist die Aeußerung eines Mannes, der großen Einfluß auf Lehrerkreise ausübte, mitgetheilt worden, die dahin lautete: Der Lehrer müsse gegen die Socialdemokraten nichts sagen; letztere kämen einmal ans Ruder, und nur von ihnen habe er eine Besserstellung zu erhoffen."

Einzelne Lehrer wagen es schon sogar, für die Socialdemokratie zu agitiren. Nach der „Danziger Ztg." wurde über einen Lehrer in der Lausitz, der bei der letzten Reichstagswahl für den socialdemokratischen Candidaten agitirte und durch seine Schulkinder socialistische Stimmzettel in die Häuser sandte, durch die Königliche Regierung in Frankfurt a. O. eine Geldstrafe von 20 Mark verhängt. Dieselbe Strafe hatte sie demselben Lehrer im Jahre 1893 aufgelegt, als er Uhren reparirt und telegraphische Leitungen ohne ihre Erlaubniß angelegt hatte.

Weiter vorgeschritten wie die deutschen Lehrer sind die Lehrer des benachbarten Holland, die im Jahre 1890 sogar einen socialdemokratischen Verein gegründet haben. In diesem Jahre veröffentlichte der Vorstand desselben folgenden Aufruf:

„Im Jahre 1890 wurde in Amsterdam ein socialdemokratischer Lehrer-

Digitized by Google

verein gegründet, der unseres Wissens wohl der erste Fachverein dieser Art in ganz Europa ist. Er verfolgt den Zweck: 1. Die socialdemokratischen Principien unter den Lehrern auszubreiten und 2. für einen eigenen Volksunterricht einzutreten, der frei ist von allen theologischen und ökonomischen Dogmen.

Dieser Zweck soll zu erreichen versucht werden für den ersten Theil durch a) öffentliche Volksversammlungen; b) die Herausgabe eines Organes „De Volksonderwyzer" (Der Volksschullehrer); c) die Herausgabe kleinerer Schriften; und für den zweiten Theil durch a) Kritik an den bestehenden Lese- und Lehrbüchern; b) die Herausgabe von gutem Lesestoff für die Kinder oder Unterstützung solcher Ausgaben; c) die Aufstellung der Principien, wonach der Unterricht gestaltet sein soll, um selbstständig denkende Menschen zu bilden.

Mitglied unseres Vereins kann jeder Lehrer oder Lehrerin werden, seien sie nun an einer Volksschule, einem Gymnasium oder an einer Hochschule thätig, welche meinen, daß nur mit Beseitigung des Privateigenthums an Grund und Boden und an den Arbeitsmitteln die ökonomische Abhängigkeit, worunter der größte Theil der heutigen Gesellschaft leidet, verschwinden wird.

Der Vorstand des socialdemokratischen Lehrervereins in Holland findet es erfreulich, daß sowohl die Mitgliederzahl als der Abonnentenstand des „Volksonderwyzer" fortwährend im Steigen begriffen ist, trotz des Druckes, den Regierung und Schulautoritäten ausüben.

Jetzt meint er, sei die Zeit gekommen, um den socialdemokratischen Lehrern aller Länder zuzurufen: „Vereinigt Euch! Gründet in Eurem Lande einen socialdemokratischen Lehrerverein, dies im Interesse Eurer selbst sowohl, wie im Interesse der Kinder, der Schule, der Gesellschaft.

Zustimmungserklärungen zu unseren Bestrebungen wolle man senden an unsere Adresse: Redaktion Volksonderwyzer, Czour, Peterstraße 71, Amsterdam."

Zu diesem Aufruf bemerkt die schon erwähnte „Päd. Revue": „In Deutschland gibt es wohl eine ganze Anzahl socialdemokratisch gesinnter Lehrer, aber sie können sich, ohne ihr Brot zu verlieren, nicht öffentlich organisiren."

Neuerdings kommen auch bereits Fälle vor, daß stellenlose, in Noth befindliche Lehrer sich Hilfe suchend an die Socialdemokraten wenden. Einzelne socialdemokratische Schriftsteller suchen die Lehrer durch allerlei Versprechungen in's socialistische Lager hinüberzuziehen. So schreibt Hans Müller: „Ihre (der Bourgeoisie) Profithascherei ließ es nicht zu, den Volksschullehrer angemessen zu besolden. Auch ihn wollte sie ausbeuten. Aber anstatt sich damit zu nützen, schädigte sie sich. Dadurch, daß sie den Volksschullehrer zum Proletarier macht, treibt sie ihn dem Socialismus in die Arme.

Es ist das eine Thatsache, die unsere Gegner mit Wuth und Entsetzen erfüllt, aber von ihnen nicht einmal bestritten wird. Die proletarisirten Volksschullehrer nun verbreiten als die berufenen Agitatoren das „Gift" der socialistischen Idee in dem heranwachsenden Volk und vermehren damit die Masse des seine Klassenlage begreifenden Proletariats."[1]) Und an einer anderen Stelle: „Kein Zweifel, daß die Interessen der Volksschullehrer und die des Proletariats sich decken. . . . Der Volksschullehrer hat keinen bessern Freund, keinen treueren Beschützer als die arbeitende Klasse, nur sie kann und wird ihm eine materiell gesicherte wie social geachtete Stellung verschaffen. Die Zukunft des Volksschullehrers hängt von der des Proletariats ab. Dessen möge er stets eingedenk sein und danach handeln!"[2])

Einzelne Lehrer haben auch bereits freiwillig oder gezwungen ihr Amt niedergelegt und sich ganz in den Dienst der Socialdemokratie gestellt. Einer derselben ist Ed. Sack, der Verfasser der schon gekennzeichneten Broschüre „Gegen die Prügelpädagogen." Ueber seine Seminarzeit erzählt Sack selber: „Es war im Spätherbst 1851. Ich befand mich, ein unerfahrener, unwissender Bursche, im Seminar, und fühlte mich sehr unbehaglich, sehr unbefriedigt. Vier Kameraden ging es ebenso. Wir bildeten einen streng abgeschlossenen Freundesbund und wurden von den andern als die Verschworenen respektirt, von den Seminarlehrern aber mit Mißtrauen beobachtet und von den Theologen mit Spionen bedacht."[3]) Sack gab später, ob freiwillig oder unfreiwillig, ist nicht bekannt, sein Amt auf und stellte seine Feder in den Dienst der Socialdemokratie. Mit dem Gefängniß hat er auch schon Bekanntschaft gemacht.

Ein anderer Volksschullehrer, der in das socialistische Lager überging, ist Hermann Wolf aus Sachsen. Die Gründe seiner Amtsniederlegung legte er in einer besonderen Broschüre „Warum ich nicht mehr Volksschullehrer bin?" dar. Es heißt darin: „Vom Seminar kam ich als ein höchst frommer und patriotisch gesinnter Jüngling. . . Aber wie der Dieb in der Nacht kamen die Zweifel. . . Als ich als junger Lehrer Reisen machte und beobachtete, wie wir Lehrer uns auf das äußerste einschränken mußten, während die Herren Reisekollegen aus den sog. bessern Kreisen sich alle möglichen Bequemlichkeiten und Genüsse boten, da fing es an in mir zu kochen und zu brodeln. . . Da gründete ich 1886 einen Natur-

[1]) Preuß. Volksschulzustände, S. 46. — [2]) AaO. S. 48. — [3]) Beiträge zu der Schule im Dienste für die Freiheit, S. 46.

Digitized by Google

heilverein im Plauenschen Grunde. Zahlreich schlossen sich die Arbeiter dem Vereine an. Dadurch kam ich mit den Arbeitern in nähere Berührung und lernte ihre Literatur kennen. Dankbar gedenke ich noch jenes Arbeiters, der mir die ersten socialistischen Schriften zusteckte. Mit einem wahren Heißhunger verschlang ich dieselben; Bebels Buch „Die Frau und der Socialismus" versetzte mich in die höchste Aufregung. Eine ganz neue Welt ging mir auf. Tag und Nacht ließen mir die neuen Ideen keine Ruhe. Ich wurde bald ein überzeugter Anhänger der Socialdemokratie... Als Socialdemokrat konnte ich nicht mehr Volksschullehrer sein. Und so legte ich meinen Lehrerberuf nieder, um mich dem Berufe eines Naturheilkundigen und socialdemokratischen Volksaufklärers zu widmen."

* * *

Wir sind am Ende mit unsern Ausführungen. Wenn wir die Bestrebungen der Socialdemokraten auf dem Schulgebiete noch einmal überschauen, so findet man, daß dieselben manche Forderung erheben, die auch anderen Leuten als berechtigt erscheint. Dahin gehören der Wegfall aller Standesschulen, die bessere Vorbildung und Besoldung der Lehrer, die Vermehrung der Lehrkräfte und manches andere. Das sind lauter schöne und wünschenswerthe Dinge, zu deren Verwirklichung aber der Umsturz alles Bestehenden nicht nothwendig ist. Andererseits erheben die Socialdemokraten jedoch auch Forderungen, die entschieden zu weit gehen. Dahin gehören namentlich die gemeinsame Erziehung der Kinder in besonderen Anstalten und die unentgeltliche Verpflegung der Schüler. Wirklich abstoßend jedoch wirkt die Abneigung, welche die Socialdemokraten gegen die Religion zeigen, sowie das absprechende Urtheil, das sie über die jetzigen Schuleinrichtungen und die Lehrer fällen. Mag auch noch manches verbesserungsbedürftig sein: so schlimm, wie die Socialdemokraten uns glauben machen wollen, ist es nun doch nicht. Die Lehrer aber werden infolge der Behandlung, die sie sich von den Socialdemokraten gefallen lassen müssen, der Umsturzpartei wenig Liebe entgegenbringen.

Digitized by Google

Der Niedergang der romanischen Völker.

Von **Philipp Wasserburg.**

Wo die Wiege der Menschheit stand, da haben wir auch die Wiege aller Kultur zu suchen. Die ältesten Documente und selbst die Ergebnisse und Forschungen auf prähistorischem Gebiete weisen auf den Orient. Indien, Assyrien, Babylonien, Aegypten, Klein-Asien sind die ersten Kulturstätten, Phönicier die ersten Träger der Kultur, wir können ihre Kolonien längs der Mittelmeerküste verfolgen, bis jenseits der Säulen des Herkules. Griechenland, Karthago, Rom erhoben sich, und namentlich letztere Stadt machte sich die bekannte Welt unterthan, oder wie wir richtiger sagen wollten, so weit die Welt Rom unterthan war und römische Kultur annahm, wurde sie bekannt. Jenseits der Grenzen des Römerreichs war terra incognita, dort hausten Völker, von keiner Kultur beleckt, in rauhen unwirthlichen Klimaten, Götter verehrend und Sitten huldigend, von welchen die römische Phantasie sich die abenteuerlichsten Bilder nach Berichten einzelner kühner Reisenden entwarf, bis später die nähere Bekanntschaft manches milderte, manches ergänzte; aber des Wilden, Unbändigen, Ungeschlachten blieb immer noch mehr als genug.

Es war nun natürlich, daß Rom seine Kriegszüge dahin richtete, wo wirklich etwas zu holen war. Die deutschen Wälder und Sümpfe sich zu incorporieren, lohnte nicht der Mühe und nicht des Blutes. Zunächst waren es die Küstenländer des Mittelmeeres. Nach dem Sturze Karthagos lockte die iberische Halbinsel und Gallien. Dort war ein glänzender Himmel, fruchtbares Land, mildes Klima und dadurch begünstigt eine schon ziemlich vorgeschrittene Kultur. Sie trafen Kelten, welche von den germanischen

Digitized by Google

Völkerzügen immer weiter nach Westen gedrängt waren, bis das Meer sie Halt zu machen und feste Wohnsitze zu gründen zwang.

Durch die Vermischung der Römer mit den Kelten, durch das Eindringen römischer Kultur, römischer Sitten, römischer Gesetze in keltische Gebiete entstanden neue Völker, Mischvölker, Romanen, und durch das fortgesetzte Zuströmen aus den Provinzen nach dem Mittelpunkte des Staates, nach Rom, wechselte auch dort allmählich die Physiognomie, Italien wurde romanisch.

Die Züge der Völkerwanderung, die Eroberung Spaniens durch die Mauren, Siciliens durch die Sarazenen und Normannen, verpflanzten weitere Völker auf diese Gebiete mit neuen Anschauungen neuen Sitten, und im Laufe der neuen Zeit amalgamirte sich das alles zu jenem eigenthümlichen Gemisch, welches wir heute die romanische Völkerfamilie nennen: Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, verwandt durch Sprache, Charakter und namentlich geeint durch das gemeinsame religiöse Bekenntniß, durch die katholische Kirche, welcher sie durch alle so zahlreichen Windungen ihrer geschichtlichen Entwickelung treu geblieben sind.

Allen Eroberungen des Schwertes hat die kulturelle Macht des Christenthums Stand gehalten. Auch der stolze Sicamber hat sich ihr gebeugt, nachdem sie einige Jahrhunderte vorher den großen Konstantin sich unterworfen. So blühte auf diesen weiten Gebieten der romanischen Staaten eine christliche Kultur auf, während in dem inneren Germanien erst vereinzelte Glaubensboten auftauchten, und weiter hinaus cimmerische Nacht herrschte.

Allmählich schwangen sich die romanischen Länder zur höchsten Macht empor. Spanien hatte sich der Maurenherrschaft in einem siebenhundertjährigen Kampfe erwehrt; und mit der Entdeckung Amerika's war den beiden Staaten der pyrenäischen Halbinsel ein unermeßlich erscheinender Wirkungskreis eröffnet. Das kleine Portugal gründete und regierte in Brasilien ein Reich, das nur um ein Neuntel kleiner war, als ganz Europa, der Herrscher Spaniens konnte sich rühmen, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe, und Frankreich strahlte unter Louis XIV. in einem Glanze, an welchem die übrigen Staaten Europa's sich sonnten, den sie bis zur Erschöpfung nachzuahmen versuchten, ohne ihn erreichen zu können.

Und wenn wir nun heute die europäischen Verhältnisse betrachten, welche secundäre Rolle spielen darin jene romanischen

Digitized by Google

Staaten, die einst und zwar noch vor verhältnißmäßig nicht langer Zeit, zweien Welten ihre Gesetze vorschrieben! Welch' ein Verhängniß brach da herein? Welchen Ursachen ist das zuzuschreiben? Die Frage lohnte sich vielleicht einer eingehenderen Betrachtung.

I.

Unsere modernen Geschichtsbaumeister sind ziemlich rasch bei der Hand, uns diese Frage in einer den Geist der modernen Zeit höchlichst befriedigenden Weise zu lösen. Die Länder sind katholisch; wessen Weiteren bedarf es da noch, um ihren Niedergang zu erklären? Man exemplificirt dazu außerdem auf Oesterreich, welches im Jahre 1683 noch im Stande war der Türkengefahr so kräftig Trotz zu bieten, und ganz Europa vor dem Hereinbrechen des Islam zu schützen, während jetzt der Hader seiner Nationalitäten jede kräftige Machtentfaltung lahm lege. Die neuesten Schicksale der Türkei haben sich ohne Zuthun Oesterreichs entwickelt, und dem kleineren protestantischen Preußen ist es unterlegen. Ja der Katholizismus ist das Panier des Niedergangs der Staaten und Völker!

Das ist die historische Weisheit, die von allen protestantischen Tribünen und staatlich subventionirten Kathedern herabträufelt, allerdings nicht mehr so unwidersprochen, wie vor fünfzig Jahren; aber wer erhebt diesen Widerspruch? Gerade die katholische Seite, welche trotz der mit Händen zu greifenden Thatsachen, ihre Inferiorität zuzugeben sich sträubt.

Aber sind denn die Religionen dazu bestimmt, die Staaten auf die höchste Stufe irdischer Machtvollkommenheit zu führen und den Bürgern einen Wohlstand zu gewähren, der ihnen gestattet, sich allen Arten irdischer Weltlust hinzugeben? Ist das der Probirstein, um die Wahrheit und Vortrefflichkeit eines religiösen System's zu erkennen? Da legt der als Dichter „Nathans des Weisen" von unsern Gegnern so hochgefeierte Gotthold Ephraim Lessing aber seinem Nathan ganz andere Dinge in den Mund.

„So glaube sicher jeder seinen Ring[1])
Den echten. — — — — — —
Es eifre jeder seiner unbestochenen,

[1]) Das heißt: seinen Glauben.

Digitized by Google

Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Stein's an seinem Ring an Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf! Und wenn sich dann des Steines Kräfte
An Euren Kindes- Kindeskindern äußern,
So lad' ich über tausend, tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl."

Vom Aufschwung der Staaten, vom Wohlstand der Bürger, ist da nicht die Rede, sondern von Frömmigkeit, Verträglichkeit und Werken der Nächstenliebe, darin zeigen sich die Kräfte des Ringes, daran zeigt sich die Wahrheit des Glaubens, und wenn es auch unbescheiden ist, das zu sagen, die Protestanten haben nichts, was ernstlich mit den barmherzigen Schwestern, und wir haben nichts, was ernstlich mit dem evangelischen Bunde concurriren könnte. Die innige Ergebenheit in Gott lassen wir dahin gestellt, die kann nur Gott richten, der Herzen und Nieren durchschaut; aber was so äußerlich an Merkmalen zum Vorscheine kommt, will es uns unmaßgeblich bedünken, als ob die Katholiken in diesem Wettrudern den Protestanten um einige Bootslängen voraus seien.

Damit soll jedoch durchaus nicht geleugnet werden, daß auch die Religion mit zu den Factoren gehört, welche auf die Machtentwickelung und den Wohlstand einer Nation einwirken. Ceteris paribus, d. h. wenn alle anderen Factoren gleichmäßig vorhanden sind, wird eine Nation, welche durch ihre Religion mehr zu dem Ewigen geführt wird, in irdischen Dingen hinter einer Nation zurückbleiben, deren Religion den Menschen weniger für seine ewigen Ziele begeistert. Das ist doch natürlich: je eifriger jemand ewigen Zielen zustrebt, um so gleichgiltiger werden ihm irdische Ziele; und man kultivirt sich doch nach der Richtung, welcher man am eifrigsten nachstrebt, das ist theoretisch ganz unanfechtbar. Wenn also einer, wie das ja häufig geschieht, behauptet, die katholischen Völker blieben in ihrem Aufschwung hinter anderen Kulturvölkern zurück, so können wir ihm getrost darauf erwidern, daß dies nur ein Beweis für den Vorzug der katholischen Religion sei.

Aber das gilt nur in der Theorie, und unter der Voraussetzung ceteris paribus. Nun sind aber diese anderen Factoren nicht gleich. Staatsverfassung, Volkscharakter, Klima, Boden-

Digitized by Google

gestaltung, Erzeugnisse, Zugänglichkeit zum Meere, Nachbarschaft, Dichtigkeit der Bevölkerung und hundert andere Dinge wirken da mit, und diese sind alle daher sehr verschieden. Ja, politische Umwälzungen, Entdeckungen und Erfindungen, glückliche oder unglückliche Kriege können das Schicksal einer Nation auf Jahrhunderte besiegeln. Ceteris paribus kann man bei jedem einzelnen Grunde philosophisch vom Katheder herab allgemeine Schemata dociren, aber in der Praxis muß man von Fall zu Fall bei jeder einzelnen Nation untersuchen: welches waren die Ursachen ihres Aufschwungs? welches waren die Ursachen ihres Niedergangs? Und wenn man da mit pharisäischem Finger bei dem Niedergang der romanischen Völker auf ihren katholischen Glauben hindeutet, so brauchen wir die Wahrheit dieses gegen die katholische Kirche erhobenen Vorwurfes nicht erst lange und gründlich zu untersuchen, sondern können denselben von vornherein mit der einfachen Bemerkung, das sei dummes Zeug, zurückweisen.

Und in der That, wenn der Katholicismus das überwältigende Princip ist, welches die Völker dem Niedergange zuführt, wie war es da möglich gewesen, daß die romanischen Völker einen so weltgebietenden Aufschwung nahmen? Freilich damals, als dieser Aufschwung stattfand, gab's noch keinen Protestantismus, mit welchem ein Wettkampf hätte stattfinden können! Leere Ausflucht! die religiösen Zustände des römischen Kaiserreiches beim Auftauchen des Christenthums waren ganz analog denen, welchen der Protestantismus mit Riesenschritten seine Bekenner zuführt. An Stelle des Gottesglaubens waren philosophische Systeme getreten, von welchem sich jeder dasjenige herausſuchte, was seinen individuellen Ansichten entsprach. Ganz derselbe Individualismus, welcher das innerste Princip des Protestantismus ist, herrschte im Römerreiche, und der öffentliche Kultus war eine Formsache, welcher man sich mit demselben Anstande unterzog, wie man heute den Gottesdienst zur Feier eines Allerhöchsten Geburtstages oder eines errungenen Sieges besucht. In der Masse herrschte derselbe crasse Unglaube, derselbe Indifferentismus, über welchen heute die leitenden protestantischen Kreise so laute Klagen führen, und er hatte dieselbe Ausbeutung, dieselbe sociale Bewegung hervorgebracht, die sich in blutigen Sklavenaufständen Luft machte. Die heutige Magenfrage ist nichts anderes als das Panem et circenses des alten Rom; und das Christenthum, das katholische Christenthum ist über alles das Herr geworden.

Digitized by Google

Und wenn wir die Kehrseite der Medaille betrachten, ist etwa Deutschland nach dem Durchdringen der sogenannten Reformation an die Spitze der Nationen getreten? Wir betreten damit einen heißen Boden; das wissen wir sehr wohl; denn seit einigen Jahrhunderten hat sich die Fabel, daß wir einen mächtigen Schritt nach vorwärts durch die Reformation gethan, daß wir damit geistig die Führerin der Kulturnationen geworden, von Mund zu Mund fortgepflanzt, und hat Aufnahme in die Geschichtsbücher gefunden.

Aber dadurch wird die Fabel noch nicht zur Geschichte. Keine Zeit war für das deutsche Reich ruhmvoller sowohl durch äußere Machtentfaltung, wie durch innere Kulturentwickelung als die Zeiten der Karolinger und der sächsischen Kaiser. Und das waren vorreformatorische Zeiten. Die Zeiten von Deutschlands tiefster Schmach und Erniedrigung kommen erst nach der Reformation; aber sie liegen nicht da, wo man sie gewöhnlich sucht, nicht im Anfange dieses Jahrhunderts, wo das deutsche Reich durch die französischen Waffen überwunden zu den Füßen des Corsen lag — das kann jedem passiren, das ist auch Frankreich später von Deutschland passirt; das Kriegsglück ist wandelbar, und der Ausgang eines Krieges kann Glück und Unglück bringen, aber einer Nation, die sich ehrlich gewehrt hat, niemals Schande. Nein, Deutschlands tiefste Erniedrigung trägt das Datum des 18. Jahrhunderts, in welchem nicht fremdes Kriegsglück, sondern es sich selber zum Affen Frankreichs machte. Und der Protestantismus hat das nicht zu hindern vermocht.

Es ist hier nicht unsere Tendenz aggressiv zu werden; sonst gäbe ja die constante Rückentwickelung des deutschen Reiches seit der Mannesthat Luthers Anhaltspunkte die Fülle, um recht spitzige Betrachtungen daran zu knüpfen. Es ist protestantische Katheder-weisheit, die sich in Axiomen gefällt, weil sie sich den Beweis solcher schenken kann, daß die katholischen Völker den Niedergang, die protestantischen den Aufschwung charakterisiren. Dieser Vorwurf hat oft genug unsere Ohren beleidigt, so daß wir denn doch diese sich uns darbietende Gelegenheit ergreifen wollten, um darzuthun, daß die Religion blutwenig dabei im Spiele ist.

Wir sagen blutwenig; denn daß sie gar nicht dabei betheiligt sei, wollen wir noch viel weniger behaupten. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß eine Religion, welche den Sinn ihrer Bekenner auf höhere als irdische Güter richtet, sie vielmehr die letztern

Digitized by Google

verachten lehrt, dieselben weniger geeignet macht, irdisches Gut zusammen zu scharren, als eine solche, welche den Menschen im Streben nach dem Reiche Gottes kälter läßt, so daß das Verlangen nach irdischem Besitz mit größerer Macht zur Geltung kommt. Aber neben diesem Factor kommen, wie wir ebenfalls bereits oben ausgeführt, noch eine Menge anderer Factoren in Betracht, deren Zusammenwirken erst den Aufschwung oder Niedergang eines Volkes zur Folge hat.

Daß aber in diesem speziellen Falle, der uns beschäftigt, die Religion außergewöhnlich wenig mit dem Niedergang zu schaffen hat, beweist die unleugbar feststehende Thatsache, daß der Einfluß der Religion auf die öffentlichen Angelegenheiten in diesen Ländern mächtig reduzirt ist, und es ist vielleicht nicht bedeutungslos, daß die Periode des Niedergangs mit der Zurückdrängung der Religion Hand in Hand geht.

Man sagt da mit einer Gedankenlosigkeit sonder Gleichen, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal sind katholisch. Ja, es sieht so aus. Die Mitglieder anderer Religionen sind in verschwindender Minorität, die katholische Hierarchie ist organisirt, und man bezeugt den Würdenträgen der Kirche offiziell gewisse Egards. Wir geben selbst zu, daß das Volk in seiner Masse an seinem katholischen Glauben hängt. Aber die Masse des Volkes macht nicht die Gesetze; die Masse des Volkes prägt dem öffentlichen Leben nicht den Stempel auf; die Masse des Volkes besitzt keinen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; und davon hängt doch am Ende der Aufschwung, das geistige, sittliche und materielle Wohlbefinden eines Staates, beziehungsweise eines Volkes ab. In welchem religiösen Zustande befinden sich die staatlich maßgebenden Kreise? Sie sind durchgängig kirchenfeindlich. In Italien am wüthigsten, in Spanien vielleicht am wenigsten. Aber wenn in Italien die kirchenfeindliche Verrücktheit so weit geht, daß es Leute gibt, die sich ein Kreuz auf die Fußsohlen tättowiren lassen, um das erhebende Bewußtsein zu haben, daß sie, ob sie gehen oder stehen, das Kreuz mit Füßen treten, und wenn solche Leute zu Minister- und Präfectenposten gelangen, was soll man dazu sagen? Wie stehts um die Katholicität einer bürgerlichen Gesellschaft, welche den Papst seiner territorialen Unabhängigkeit beraubt? Und da soll nun die katholische Religion schuld sein, wenn das Land in Niedergang kommt!

Von Frankreich brauchen wir kaum etwas zu sagen.

Digitized by Google

Frankreich ist ein Land mit einem vortrefflichen niederen Clerus, der höhere wird unter der Initiative der Regierung gebildet, und zählt in seinen Reihen auch sehr vorzügliche Namen. Unter den Laien sind die gläubig katholischen Kreise von jener Glaubensstärke und Glaubensglut erfüllt, welche ehedem den Franken den ehrenvollen Ruf eintrug, daß sie die Sache Gottes auf Erden führten. Aber diese Kreise sind, was die Männerwelt angeht, nur klein, ja sie sind nicht einmal so groß, als sie scheinen; denn da mischt sich auch eine solche Dosis Politik hinein, daß der Heilige Vater es mehrere Male für gut fand, das auseinander zu bringen, und den Franzosen zu Gemüthe zu führen, man könne auch der Republik huldigen und dabei doch ein guter Katholik sein. Die nicht katholische Welt hat damals hinter dieser Aeußerung politische Abmachungen zwischen der Curie und der Regierung der französischen Republik gesucht. Daß der Papst das gesagt hat, weil's wahr ist, und weil diese Wahrheit anfing in Frankreich bedenklich verdunkelt zu werden, das lag den Gegnern der katholischen Kirche zu einfach, zu sehr auf der Hand. Was kümmert man sich darum, daß die Wahrheit unverdunkelt zu erhalten, die erste Pflicht und der oberste Existenzgrund des Papstthums ist. Kleine politische Machenschaften liegen dem Gesichtskreis unserer Gegner näher als große Principien, und mit derselben Selbstgenügsamkeit urtheilen sie dann über die Wirkungen, welche die katholische Religion auf den Kulturzustand der Völker ausübt?

Die Männerwelt in Frankreich ist im großen Ganzen entchristlicht. Sie wurde zunächst in den Strudel hineingerissen; auf sie wirkten zunächst die der Revolution vorhergehenden Christusspottenden Zeiten, sie waren Mitglieder und Hospitanten der revolutionären Clubs, sie hatten den blutigen Kulturkampf der Revolution in Scene gesetzt und bis zur Absetzung Gottes durchgeführt, auf sie ist die Beseitigung des Sonntags, auf sie sind die lockeren Sitten, ist das verruchte Zweikindersystem zurückzuführen, das fast den ganzen Süden beherrscht, und womit der Bruch mit der katholischen Religion unvermeidlich ist. Und die Männer sind es, welche die gesetzgebenden Körper wählen. Diese aber machen die Gesetze, diese schreiben in Frankreich der Religion den Kreis vor, innerhalb dessen sie sich ungestört bewegen darf, diese haben sich in den letzten zwanzig Jahren selbst der Schule bemächtigt und erziehen das heranwachsende Geschlecht in einer Weise, daß den Vätern heute

Digitized by Google

schon angst und bange wird. Aber der Haß gegen die Religion ist größer als die Sorge um das Gerathen des Nachwuchses. Wenn Frankreich zurückgeht, — wahrhaftig, die Wirksamkeit der Religion ist nicht schuld daran!

Damit wollen wir aber noch nicht einmal gesagt haben, daß Frankreich im Rückgang begriffen ist. Im sittlichen Rückgang ohne Zweifel — ob aber im materiellen, worauf sich doch der Vorwurf unserer Gegner hinausspielt, das ist eine Frage, welche wir weder zu bejahen noch zu verneinen vermögen. Die wunderbare Schnelligkeit, mit welcher sich Frankreich nach den furchtbaren Wunden des deutsch-französischen Krieges erholt, die Leichtigkeit, womit es die finanziellen Schwierigkeiten geordnet hat, deuten auf nichts weniger, als auf materiellen Rückgang, doch das lassen wir hier bei Seite.

Kommen wir zu Spanien. Das ist aber doch ein tief katholisches Land. Das ist's auch, in Bezug auf die Masse des Volkes. Aber auch da hat in den oberen Kreisen der Glaube bedeutend nachgelassen. Die napoleonischen Kriege haben die Freimaurerei über die Pyrenäen gebracht, und in den Fabrikcentren finden wir eine Socialdemokratie, welche sich ebenfalls bis zum Anarchismus durchgemausert hat. Allerdings prägt das noch nicht dem Ganzen den Stempel auf, aber wenn andere Gründe des Rückganges auf der Hand liegen, — und wir werden später darauf kommen, — so ist es ein sehr sonderbares Gebahren, die Religion dafür verantwortlich zu machen. Es ist sehr bezeichnend für die Manier einer gewissen Geschichtsforschung, die nicht vor allem die Ereignisse feststellt und daraus ihre Schlüsse zieht, sondern die zuerst ihre Ziele sich vorsetzt und danach die Ereignisse modelt.

Aber wir brauchen nicht nach Italien, Spanien und Frankreich zu gehen, um den Einfluß der Religion auf den materiellen Wohlstand des Volkes zu studiren. Wir selber sind, leider Gottes — sagen wir, im Glauben getrennt. Alles übrige aber ist, abgesehen von Stammeseigenthümlichkeiten gleich. Hier müßte sich nun am deutlichsten die Inferiorität des Katholicismus in Bezug auf die Kultur zeigen. Und was sehen wir? Steht der katholische Bayer oder Badenser hinter dem protestantischen Brandenburger oder Pommer zurück? Das Auftreten des Einen oder Andern mag etwas gemüthlicher oder schneidiger sein — das hängt mit den Stammeseigenthümlichkeiten zusammen, aber im übrigen dürfte der Unterschied nicht nennenswerth sein. Und die katholische Rheinpro-

Digitized by Google

vinz einerseits, andrerseits das protestantische Ostpreußen! Na, na! Schwarz fließt der Rhein von Mainz bis Emmerich, — man kann jetzt sogar schon von weiter oben her datiren — aber in der Kultur zurückgeblieben sind die Leute, die rechts und links an seinen Ufern wohnen, darum nicht.

Es liegt uns jede Ueberhebung ferne. Aber das glauben wir unserer heiligen Mutter, der Kirche, schuldig zu sein, die aus dem Obigen folgende Wahrheit zu constatiren: daß, wenn ein Volk in der Kultur zurückbleibt, man ihr mit Unrecht die Schuld davon zuschreibt.

Wenn wir über den Niedergang der romanischen Völker reden, hätten wir uns eigentlich dies Präludium schenken können. Denn unsere Aufgabe kann es ja nicht sein, Dinge hervorzuheben, welche diesen Niedergang nicht verschuldet haben: sondern unsere Untersuchungen haben vielmehr die Ursachen zum Gegenstande, welche diesen Niedergang herbeigeführt zu haben scheinen. Wir haben uns das aber nicht schenken zu dürfen geglaubt; denn man braucht nur die Saite vom Niedergang der romanischen Völker anzuschlagen, so tönt uns in vollem Chorus die Melodie entgegen, daß das katholische Glaubensbekenntniß die Hauptursache dieses Niederganges sei. Wenn wir nun nicht auf diese „Hauptursache" zu sprechen kämen, so würde das den Anschein erwecken, als ob wir der Besprechung derselben aus dem Wege gingen, und das ist keineswegs unsere Absicht.

Und dann bestimmt uns dazu noch ein zweiter mehr allgemeiner Grund. Wir haben eine Geschichtsforschung vor uns, welche sich seit dreihundert Jahren nicht mehr damit abgibt, das Geschehene in seinen Ursachen und Wirkungen darzustellen, sondern welche mit der bestimmten Tendenz arbeitet, alles Geschehene so darzustellen, daß es als Piedestal der Verherrlichung des Protestantismus und als Herabdrückung des Wirkens der katholischen Kirche dient. Auf die dicken Geschichtslügen, von dem Verkauf der Sündenvergebung um Geld, von der Zerstörung Magdeburgs, von dem edeln Glaubenshelden Gustav Adolph, von den Hexenverbrennungen, von der Unterdrückung der politischen Freiheit und desgleichen bis herab auf den Krieg von 1870/71, der durch den Papst und die Jesuiten angezettelt worden sein soll, brauchen wir kaum mehr einzugehen; das ist wenigstens in unserem Lager klar geworden, und wenn die Gegner noch darauf zurückkommen, so liegt das weniger an ihrer

Digitized by Google

Unwissenheit, als an ihrem bösen Willen. Aber es gibt noch manches, was als Axiom festgehalten wird, und nicht so wie eine bestimmte Thatsache mit Beweis und Gegenbeweis behauptet und angegriffen zu werden vermag. Und dazu gehört auch der allgemeine Satz von der Inferiorität der katholischen Glaubenslehre in Bezug auf den Kultur- und den Wohlstand der Völker. Und darum sollte man keine sich darbietende Gelegenheit vorübergehen lassen, um auch in dieses Vorurtheil hinein Licht zu verbreiten und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

II.

Kommen wir jetzt zur Behandlung der eigentlichen Frage, welche Gründe wirksam waren, um den Niedergang der romanischen Völker herbeizuführen.

Diese Gründe sind theils allgemeiner, theils besonderer Natur.

Was nun die Ersteren anlangt, so lehrt uns die Geschichte aller Zeiten und Völker, daß die letzteren aus einem Urzustande, der sich in prähistorische Zeiten verliert, heraus zu einer gewissen Kultur sich entwickeln, und diese Entwickelung, welche im Anfange außerordentlich langsam fortschreitet, kommt in ein immer schnelleres Tempo, bis das Volk einen gewissen, je nach den Umständen verschiedenen Höhepunkt erreicht hat; auf demselben erhält es sich eine kurze Zeit, und dann geht es mit ihm abwärts. So ist es bei den Aegyptern, den Assyrern, den Babyloniern, den Persern, den Griechen, den Macedoniern, den Römern, den Türken gegangen; — warum soll es bei den romanischen Völkern anders gehen? Auch wir entrinnen diesem Loose nicht, wenn wir uns auch mit anerkennenswerther Entschiedenheit dagegen sträuben, und wenn einmal das Hauptvolk der germanischen Völker in vollem Niedergange begriffen ist, werden vielleicht slawische Völker den kulturellen Fortschritt vertreten. Möge es deßhalb dem Leser nicht bange werden, — uns und unsere Kinder wird es ja wohl noch aushalten.

Die Sache hat eine sehr einfache in der Natur begründete Bewandtniß. Was ist das ausschlaggebende Moment beim Abschluß der Ehen im Urzustande? Die persönlichen Eigenschaften der eheschließenden Theile. Schönheit, Kraft, Elasticität, Gesundheit —

Digitized by Google

die Mitgift spricht absolut nicht mit; es gibt noch keine — die erzielte Nachkommenschaft entspricht diesen Vorbedingungen. So wenig wie die Thiere im wilden Zustande entarten, so wenig ist das beim Menschen der Fall. Auch bei den Völkern im Beginn der Kultur spielt die Mitgift noch keine Rolle. Das Weib bringt in die Ehe nichts ein, sondern wird umgekehrt gekauft. Der Bräutigam zahlt in Pferden, in Kühen, in Stoffen oder Früchten. Natürlich sind unter solchen Umständen die schönsten, gesundesten, kräftigsten Mädchen die begehrtesten. Sie heirathen sicher, während das bei den mißgestalteten, verkrüppelten kaum anzunehmen ist; und bei manchen Völkern hat sich die grausame Sitte gebildet, mißgestaltete Kinder gleich nach der Geburt umzubringen. Das ist entsetzlich von unserem christlichen Standpunkt, aber — die Thierwelt macht es genau so.

Jetzt macht die Kultur größere Fortschritte. Die Bedürfnisse wachsen; es wird dem Manne immer schwerer eine Familie durchzubringen, die Heirathen werden seltener. Jetzt dreht sich das Verhältniß um; die Frau muß die Gründung erleichtern, sie muß in die Ehe einbringen. Die Mitgift kommt auf und wird allgemeine Sitte — damit treten aber die persönlichen Eigenschaften in die zweite Linie. Die Größe der Mitgift verhüllen die Mängel der Person. Skropheln, Blutarmuth, Schwindsucht sind kein Hinderniß mehr, ein Mädchen zur Ehe zu begehren. Und dem entspricht die Nachkommenschaft in den höheren Ständen.

Nicht besser sieht es in den unteren Ständen aus. Mit der wachsenden Kultur wächst die Macht des Geldes. Das Geld selbst läßt sich durch Umwandlung in Arbeit produktiv machen. Die Ausbeutung der Masse durch die Besitzenden beginnt. Der Mittelstand verschwindet allmählich; die Masse erliegt der Last der ihr aufgebürdeten Arbeit, dem Mangel der Luft in ungesunden Fabrik- und Wohnräumen. Die Städte können sich nur noch erhalten durch das beständige Zuströmen der Bevölkerung vom Lande, die immer neues gesundes Blut zuführt. So werden die Ehen unter ungesunden Verhältnissen geschlossen und die Nachkommenschaft ist danach beschaffen.

Wie weit diese Zustände bei uns gediehen sind, erkennen wir aus den krampfhaften Anstrengungen diesen Verlauf der Dinge aufzuhalten. Die Vorschriften über die gesundheitlichen Einrichtungen der Fabriken, die gesundheitlichen Vorschriften der Bauordnungen,

Digitized by Google

die darauf bezüglichen reformatorischen Anordnungen über die Schulräume und die Schulzeit, die Einführung des Turnens als obligatorischen Unterrichtsgegenstand, die Errichtung öffentlicher Badeanstalten, die Gründung von Feriencolonien, die Canalisation der Städte, was sind alle diese hygieinischen Veranstaltungen anderes, als Versuche der Degeneration Einhalt zu gebieten.

Nun ist es ganz richtig, daß in einem sehr gebrechlichen, sehr herabgekommenen Körper eine große erhabene Seele wohnen kann. Aber was hier von dem Einzelnen gilt, das gilt nicht von dem Ganzen; das sind Ausnahmefälle, die vielleicht unter Umständen recht zahlreich sein mögen, aber sie sind nicht im Stande dem Ganzen ihr Gepräge aufzudrücken. Von dem Volk gilt: mens sana in corpore sano. Ein Volk, das physisch degenerirt, kann sich geistig und moralisch nicht oben halten. Beides geht Hand in Hand, und wir lassen ganz dahingestellt, ob die moralische Degeneration die Veranlassung der physischen ist, oder umgekehrt, jedenfalls dient der Luxus und die damit verbundene Verweichlichung als Vermittlungsagent.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß die romanischen Völker früher kultivirt waren, als die germanischen. Es hat also auch durchaus nichts Auffallendes, wenn deren Niedergangsperiode früher eintritt, als bei uns; und es wäre durchaus verfehlt zu denken, wir wären aus besserem Holze geschnitzt, weil wir noch in der aufsteigenden Periode uns befinden, und jene in der Periode des Niederganges. Auch an uns wird diese Periode herantreten, und vielleicht eher, als wir denken. Mancherlei Symptome deuten darauf hin, daß wir unserem Zenith sehr nahe sind, wenn wir denselben nicht bereits erreicht haben. Daß wir so gewaltige Anstrengungen machen, uns vor der Degeneration zu schützen, ist sehr respectabel, und hat unsere volle Billigung, beweist aber, daß diejenigen, welche sich mit dieser Seite des öffentlichen Lebens befassen und darum die Sache verstehen, von schlimmen Ahnungen erfüllt sind. Bei den romanischen Völkern ist dieses Proceßstadium nur früher eingetreten, weil sie sich früher eines höheren Kulturzustandes erfreuten, und unter ungünstigeren Umständen, weil man damals die Symptome noch nicht in dem Umfange zu würdigen und Vorkehrungen zu treffen verstand, wie heute.

Wenn auch nicht von größerem Gewichte, aber mehr in die Augen springend sind die besonderen Gründe, welche den Rückgang

Digitized by Google

dieser hochkultivirten Völker anbahnten und heute noch an demselben fortarbeiten. Es verhält sich da auch mit dem Leben der Völker, wie mit dem Leben des einzelnen Menschen. Der Mensch entwickelt sich bis zur Fülle des männlichen Alters und tritt dann in die Periode des Rückgangs; der natürliche Verlauf wäre, daß zuletzt seine Organe nicht mehr die nöthige Kraft haben zu funktioniren, sie arbeiten immer langsamer, immer schwerfälliger und am Ende steht die Maschine still; der Mensch stirbt an Altersschwäche. Aber das ist nicht der gewöhnliche Lauf der Dinge. Es treten äußere Störungen ein, ein Zustand, den wir Krankheit nennen. So lange der Mensch die nöthige organisatorische Kraft besitzt, diese Störungen zu überwinden, stellt dieselbe den Status quo ante wieder her. Diese Kraft aber wird mit zunehmenden Jahren immer geringer, es ist immer weniger Aussicht vorhanden, diese Störungen zu überwinden, und so stirbt der Mensch zuletzt an einer Krankheit. Diese besondere Krankheit fällt in's Auge, nicht das allgemeine Gesetz zunehmender Gebrechlichkeit, das in gleichem, vielleicht in höherem Maße den Eintritt des Todes verursacht hat. So sehen wir auch in das Leben der Völker Ereignisse hineinragen, welche den Wendepunkt ihrer Geschicke zu bezeichnen scheinen, ohne daß uns dabei die tiefer liegenden Gründe auffallen, welche den Ereignissen eine so unheilvolle Wendung gegeben haben.

Betrachten wir zunächst Italien. Dies Land hatte mit Ausgang des Mittelalters seinen Zenith erreicht. Venedig war Weltmacht; Genua war zu ungeahnter Größe emporgewachsen; Mailand, Verona, Pisa, Florenz erfreuten sich der höchsten Blüthe; Rom war der Mittelpunkt der Welt nicht nur durch das Papstthum, sondern auch durch Kunst und Wissenschaft. Allgemeiner Wohlstand herrschte durch ganz Italien.

Und gerade dieser Wohlstand brachte eine Verweichlichung hervor, die es unfähig machte, den mit den französischen Revolutionskriegen hereinbrechenden Katastrophen Stand zu halten. Italien wurde das Schlachtfeld für Franzosen, Oesterreicher, Russen, es wechselte die Regierungsform, und kaum Republik, wurde es dem großen napoleonischen Reiche einverleibt, Rom als die zweite Stadt dieses Reiches creirt; es sah die gefängliche Wegführung des Papstes, dann kam der Untergang Napoleons und mit demselben kamen kleinstaatliche Verhältnisse. Italien erhielt ein halbes Dutzend Dynastien, und zwar nicht Dynastien eigenen Stammes, sondern

Oesterreicher und Bourbonen, nur eine Dynastie war italienischen Herkommens, das Haus Savoyen und selbst das lag an der äußersten Ecke, und man konnte kaum annehmen, daß es die Pulse der Genueser verstehen werde. Was kümmerte das aber den Wiener Congreß?

Nun wollen wir durchaus nicht behaupten, daß die in Italien in's Leben gerufene Kleinstaaterei unter allen Umständen ein Uebel sei. Sie hat auch ihre guten Seiten. Sie läßt die Volksindividualität ungetrübter zum Ausdruck kommen, und regt zum Wetteifer an. Zu der Zeit, wo Italien auf seinem Zenith stand, zerfiel es in Kleinstaaten von oben bis unten, und selbst das Territorium der venetianischen Weltmacht hatte sehr bescheidene Grenzen. Aber hier kamen andere Momente hinzu. Die Lombardei fühlte sich geradezu unter Fremdherrschaft geknechtet. In Toskana, Parma, Lucca, Modena bildeten sich Gegensätze zwischen dem österreichischen Herrscherhause und dem italienischen Volke. Dazu ist der Charakter der Italiener leicht beweglich, unruhig, zu Verschwörungen und Aufständen geneigt. Mit den Franzosen waren neue Ideen in's Land gekommen; Ideen, welche die Religion angriffen.

Nun ist es da mit dem Katholicismus anders, wie mit den Secten. Jede Secte befindet sich im Besitze eines Theiles der Wahrheit, und führt ihre Entstehung auf einen menschlichen, dem Irrthum unterworfenen Gründer zurück. Sie läßt daher der menschlichen Vernunft immer einen gewissen Spielraum, das Eine oder das Andere auch anders aufzufassen, als der Stifter der Secte, und so geht der Zerfall Stück um Stück, langsam vor sich, und für den Rest der Wahrheit kann der Sectirer immer noch gläubig bleiben.

Dieser Proceß verläuft beim Katholicismus anders. Der Katholik ist im Besitze der ganzen Wahrheit, und hat über sich eine unfehlbare Autorität, die nichts dazu und nichts davon thun läßt. Man kann lau werden, d. h. gläubig bleiben, ohne sich besonders zu erhitzen, ohne Eifer zu beweisen, aber man kann nicht einen oder den anderen Satz verwerfen, und doch im Uebrigen gläubig bleiben. Der Katholik, der einen Satz verwirft, oder wissentlich anders auffaßt, als die Kirche, wird dadurch ungläubig. Mit dem Einen verwirft er alles. Er verwirft das unfehlbare Lehramt und die Göttlichkeit der Kirche und das ist um vieles schlimmer. Das machte sich in Italien geltend. Es begannen

Digitized by Google

Geheimbünde, die Freimauerei nahm einen höchst gefährlichen Character an; dem gegenüber entwickelte sich eine Reaction, welche auch die berechtigte Freiheit nicht dulden zu können glaubte. Und so ist das Streben des Hauses Savoyen, diese schier unhaltbar gewordenen Verhältnisse zur Ausdehnung seiner Macht zu benutzen, sehr leicht begreiflich.

Wir schreiben hier keine Geschichte Italiens, der Leser kennt die unheilvollen Ereignisse der letzten Jahrzehnte zur Genüge. Sie verschafften dem Liberalismus das Heft.

In diesem Liberalismus, der politischen Erscheinung der Gottlosigkeit, erkennen wir den Keim des Verfalls. Es hat einmal eine Zeit gegeben, da hat man unter dem Liberalimus etwas ganz anders verstanden, wie heute. Als Altliberalismus hat er noch eine Weile in die letzte Vergangenheit hineingeragt, ist aber seitdem in andere Parteien aufgegangen, selbst der Name ist verschwunden. Der moderne Liberalismus trägt allerdings noch Name und Maske dieses alten Liberalismus, aber dahinter verbirgt sich weiter nichts mehr, als die Gottlosigkeit auf der politischen Bühne.

Früher war das, wie bemerkt, anders. Seit der Reformation hat sich das absolute Königthum in Europa wie ein Pilz entwickelt. Wir wissen zwar sehr genau, daß die Zusammenstellung der Reformation und des Absolutismus durchaus nicht goutirt wird. Das macht aber die Sache nicht anders. Die Freiheit nach jeder Richtung übt einen fascinirenden Einfluß auf das Gemüth jedes Menschen. Dieser Einfluß ist die unmittelbare Folge der Thatsache, daß Gott den Menschen frei erschaffen hat, und ihn frei sich gestalten sehen will. Die Freiheit des Menschen gehört zu seinem innersten Wesen, zu den ihn von der ganzen sinnlichen Schöpfung unterscheidenden Merkmalen. Es ist deßhalb gar kein übler Kniff des Protestantismus die menschliche Freiheit überall in Gegensatz der katholischen Kirche zu bringen, sich selbst dagegen als den Hort der Freiheit aufzuspielen. Eines der beliebtesten Schlagworte ist die durch die katholische Kirche veranlaßte geistige Knechtung.

Es würde uns zu weit abführen, diesem den Thatsachen grell in's Gesicht schlagenden Vorwurf tiefer auf den Grund zu gehen. Ich kann hier nur anführen, daß die Beherrscherin des Geistes die Wahrheit ist. Ihr allein vermag sich der Geist nicht zu entziehen. Man kann zwar thun, als ob sich der Geist gegen

Digitized by Google

die erkannte Wahrheit auflehne, aber den Menschen möcht' ich sehen, der sich in der That glauben machen kann, 2×2 sei etwas anderes als 4. Und wenn man nun der katholischen Kirche so gewaltig vorwirft, sie knechte die Geister, so liegt der Schluß sehr nahe, daß sie die Trägerin der Wahrheit sei. Wenn man andererseits den Protestantismus als den Hort der geistigen Freiheit preist, so liegt hier der Schluß ebenso nahe, daß die Erkenntniß der Wahrheit in seinem Schooße noch sehr im Argen liegt. Im Uebrigen muß ich gestehen: ich bin lange Jahre meines Lebens Atheist gewesen, und seit langen Jahren gottesgläubig geworden; ich stehe bei allen Parteien im Rufe eines sehr freiheitsliebenden Menschen, daß mir aber mein katholischer Glaube die Freiheit meiner geistigen Flügel beschnitten hätte, das ist trotz der täglich gehörten protestantischen Behauptung von mir noch nicht bemerkt worden.

Aber dem sei, wie ihm wolle, die geschichtliche Thatsache, daß seit der Reformation der politische Absolutismus seinen Höheflug begonnen, läßt sich nicht in Abrede ziehen; ob beide Ereignisse in einem ursächlichen Zusammenhange stehen, habe ich hier nicht zu untersuchen. Ich bin der unmaßgeblichen Ansicht, daß die Vereinigung der höchsten bürgerlichen und kirchlichen Gewalt in einer Hand mit Naturnothwendigkeit zur Despotie führt.

Die Reaction der menschlichen Natur gegen dies absolutistische Bestreben ist der Liberalismus gewesen. Daher sein schöner Name, den er der Freiheit entlehnt hat. Er ist dieses Namens längst unwürdig geworden. Er strebt nur noch nach der Herrschaft der Plutokratie, und seine ganze Freiheit besteht in der Freiheit des Mammonsdienstes, den er an die Stelle des Dienstes eines weltregierenden Gottes gesetzt hat. In seinem Schooße selbst hat sich eine mächtige Reaction gegen den Absolutismus des Geldsackes erhoben; es ist die Socialdemokratie.

Aber das sehen wir klar, daß der moderne Liberalismus, welcher das Geld über alles stellt, und durch das Geld in schamlosester Weise die Massen zu Gunsten der Besitzenden ausbeutet, naturnothwendig zur Massenverarmung und damit zum Niedergang der Staaten führen muß. Wir haben hier ein zweites allgemeines Uebel, daß den Niedergang Italiens und auch den Niedergang Frankreichs verursacht.

Auch die germanischen Völker sind durchaus nicht frei von

Digitized by Google

dieser Raupe, welche sich mit den Blüthen der Bäume mästet und die Stämme verdorren läßt. Wir haben nur das Glück, demselben später anheimgefallen zu sein; aber nur derjenige, der in selbstgewollter Verblendung dahin lebt, vermag die Verwüstungen zu übersehen, welche auch bereits bei uns zu Tage treten. Es ist unnöthige und vergebliche Mühe für das Bestehen und die Ausbreitung der Socialdemokratie mit allen ihren furchtbaren Auswüchsen einen anderen Grund zu suchen, als den Cultus des Geldes an Stelle Gottes.[1])

Dieser falsche Liberalismus, der längst keine Reaction gegen den Absolutismus mehr ist, sondern im Gegentheil die Devise auf sein Wappen gesetzt hat:

Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut —

trägt hauptsächlich an dem Niedergange Italiens, und demnächst Frankreichs die Schuld. Getrieben von der seiner Natur anhängenden, bis zur Selbstvergötterung gehenden Selbstsucht, erweckt er einen Kampf um's Dasein, in welchem der finanziell Kräftige stets den Sieg über den finanziell Schwachen davon trägt. Und dann erfolgt, von keinem Gewissensscrupel getrübt, durch den modernen Heiden die Ausbeutung des Ueberwundenen, ebenso wie der antike Heide denselben zum Sklaven gemacht hat, nachdem er ihn all' seiner Habe beraubt. Das finanzielle Faustrecht ist nicht um Haaresbreite besser als das materielle Faustrecht, aber in seinen Wirkungen um vieles verhängnißvoller. Nachdem in jenen alten Kriegen der Ueberwundene niedergeschmettert war, trat Ruhe ein. Nach einiger Zeit hat der Ueberwundene mit Versuchen angefangen, sich wieder aufzurichten. Die ganze innere politische Geschichte des Mittelalters ist ein Kampf der entrechteten früheren Bewohner gegen die privilegirte Klasse ihrer eingedrungenen Herren. Und dieser Kampf ist überall siegreich geworden. Der Entrechtete hat sein volles Menschen- und Bürgerrecht wieder erlangt, und steht politisch demjenigen völlig gleich, welcher ihn ehedem zum Leibeigenen gemacht hatte. Aber mit dem finanziellen Faustrecht ist es um vieles schlimmer. Das dauert fort und ist kein Ende davon abzusehen. Wenn sich einmal der Liberalismus der Klinke der Gesetzgebung bemächtigt hat, dann hört eben alles auf; dann vereinigt sich die physische

[1]) Vergl. hierüber die maßvollen Artikel: Der moderne Liberalismus und dessen atheistischer Charakter im „Katholik" 1893 Bd. 2 von Domcapitular Dr. A. Stöckl.

Macht mit der finanziellen; die Religion, deren sittliche Verbote die einzige Schranke bilden könnten, existirt für sein Gewissen nicht, und so eilt die Gesellschaft dem Abgrunde entgegen. Das ist streng logisch, und von diesem Verhängniß ist Italien erfaßt. Es wird so weiter gehen, bis das ausgebeutete Proletariat in seiner Masse sich seiner physischen Kraft bewußt wird, und wie seiner Zeit die Germanen sich auf die Kelten geworfen, so werden sich die Besitzlosen auf die Besitzenden werfen. Welcher Zukunftsstaat sich aus diesem Meere von Blut und Trümmern erheben wird, vermag die kühnste menschliche Phantasie sich nicht vorzustellen. Wir können uns kein Bild machen, wie es sein wird. Das indeß können wir heute schon sehen, daß der Weg, welchen der Liberalismus die Menschheit leitet, unmöglich zu einem guten Ende führen kann.

In Frankreich liegen die Verhältnisse prinzipiell genau so, wie in Italien. Nur ist Frankreich ein Land, dessen glückliche Lage und ungeheurer Nationalreichthum ihm gestattet, es länger auszuhalten, und nach schweren Schlägen sich rascher zu erholen. Daß aber auch Frankreich auf die Neige kommen kann, hat die Geschichte des vorigen Jahrhunderts gelehrt.

Es ist eine sehr beliebte Auffassung die französische Revolution als das Werk einiger wie vom Teufel besessener Tollköpfe anzusehen, denen die Nation wie die Heerde dem Leithammel nachfolgte. Es rührt das von der verruchten Art und Weise, Geschichte zu lehren her. Da plagen wir unser Gedächtniß mit Namen, Zahlen, Kriegen und Friedensschlüssen, und wenn wir das alles gelernt haben, meinen wir, jetzt könnten wir die Geschichte. Welche Verkehrtheit! jetzt kennen wir die Backsteine, mit welchen das Haus gebaut worden ist, das wir vor uns sehen. Aber wie und zu welchen Räumen das zusammengefügt wurde, davon haben wir noch keine blasse Ahnung. Wir kennen keinen Zusammenhang. Die französische Revolution ist das mathematische Ergebniß der vorhergehenden Ereignisse; und ein Robespierre, ein Marat, ein Danton, ein Desmoulins wäre unmöglich gewesen, wenn nicht vorher ein Louis XIV, ein Louis XV, ein Choiseul, ein Richelieu, ein Mazarin, eine Pompadour, eine Dubarry, eine Maintenon, ein Voltaire, ein d' Alembert, ein Diderot, ja selbst ein Louis XVI gewesen wäre, wenn auch dem letzteren nichts nachgeredet werden kann, als die Schwäche und Unentschiedenheit seines Charakters. Und ein Napoleon hätte nicht entstehen können, ohne daß die Revolution

Digitized by Google

vorhergegangen wäre. So folgt eines aus dem andern und alles hängt innerlich zusammen. Die sogenannten Männer der Revolution sind nicht die Väter, sondern die Söhne der Revolution.

Das liberale Prinzip, d. h. die volle und freie Entfaltung aller individuellen Kräfte im Kampfe ums Dasein, das volkswirthschaftliche Faustrecht, gegründet auf das Bewußtsein, daß die Welt nur deßhalb ein Existenzrecht besitzt, weil „Ich" darin existire, dieses Prinzip, das in der französischen Revolution zum Durchbruch kam, hat sich im öffentlichen und tonangebenden Leben Frankreichs bis auf den heutigen Tag erhalten. Nichts liegt uns ferner als selbst jene chauvinistischen Tendenzen zu hegen, welche wir nicht scharf genug an Frankreich tadeln können. Wir vergessen und verkennen durchaus nicht das viele Gute, das Frankreich der Welt gebracht. Selbst an der französischen Revolution und den darauf folgenden napoleonischen Kriegen schätzen wir dieselbe, die politische Luft reinigende Kraft, welche wir bezüglich der physischen Luft an dem Gewitter schätzen. Wenn die europäische Welt nicht in den Miasmen ersticken sollte, dann mußte ein Sturm über sie hinfegen. Aber das kann uns doch nicht blind dagegen machen, daß Frankreich der Hort dieses Liberalismus ist.

Es ist übrigens damit lange nicht so schlecht bestellt, als es aussieht. In der französischen Landbevölkerung, namentlich der nördlichen Provinzen, steckt noch viel gesunder Sinn. Wenn man privatim mit einzelnen Franzosen spricht, erhält man vielfach andere Eindrücke, als diejenigen, welche man von dem öffentlichen Gebahren Frankreichs in sich aufnimmt. Aber dieser Liberalismus ist Mode geworden in Frankreich, und die Mode ist in diesem Lande allmächtig. Der leidenschaftliche Charakter der Franzosen läßt diesen Liberalismus rascher als bei uns alle Phasen durchlaufen. Sein Kampf gegen die Religion, die er ja ihres Sittengesetzes wegen, welches seiner freien Faustrechtsentwickelung Schranken setzt, hassen muß, ist um vieles heftiger und, wir möchten sagen tragisch-pathetischer; und zwar hüben wie drüben. Uns kommt das zuweilen kindisch vor. So wäre es uns nicht eingefallen, gegen die Aufhebung der Klöster dadurch zu remonstriren, daß man die Pforten zumauerte, damit die Ausweisungscommission nicht hinein könne. Wir haben den politischen Kampf gegen das Gesetz aufgenommen, und in der Presse, in Vereinen, von der Tribüne herab Propaganda gemacht. Wir haben unsere politischen Rechte bis auf die Hefe ausgenützt. Aber diese

Zumaurerei war doch nur ein Mätzchen, denn wie nicht anders zu erwarten, es kam ein Regierungsmaurer, und hat die Mauer niedergerissen. Auf den Franzosen macht aber so etwas momentanen Eindruck. Dann kommen die politischen Wahlen, und da ist wieder der Liberalismus Mode.

Dazu kommt noch, daß die Katholiken, welche die eigentlich erhaltende Kraft in Frankreich sein sollten, thatsächlich gelähmt sind. Der Katholicismus ist dort zuviel mit dem Königthum verquickt. Lange Zeit waren ja clerikal und monarchisch identische Begriffe. Und das ist niemals gut. Der Katholicismus muß sich mit gar nichts verquicken, sondern ein vollständig selbstständiges Leben führen. Das Leben des göttlichen Stifters und die Geschichte der Einführung des Christenthums zeigen uns das deutlich. Christus hat weder mit der römischen Obrigkeit noch mit der jüdischen Obrigkeit gut gestanden, nicht weil er gegen sie agitirte, sondern weil er nicht mit ihr, im Interesse ihrer jeweiligen Träger, oder ihrer jeweiligen Formen agitirte. Er hat aber trotzdem gesagt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Die ganze Geschichte der Kirche ist ein Kampf um ihre Selbstständigkeit, und wo diese Noth litt, gereichte es zum Schaden der Kirche, und der Staat fand nie die gewünschte Rechnung dabei. Nie herrschte die Kirche so unbeschränkt über die Gewissen, als wenn sie verfolgt wurde von den äußeren Gewalten. Dazu kommt noch, daß die Träger der äußeren Gewalt und die Formen ihrer Geltendmachung wechseln; wenn sich die Kirche damit verschlungen hat, wird sie auch in diesen Wechsel verwickelt, und das ist das größte Unheil, das ihr widerfahren kann.

Dieses Unheil ist der Kirche in Frankreich widerfahren, und sie ist darum dort für jetzt nicht in der Lage, dem Liberalismus jenen Widerstand entgegensetzen zu können, den sie leisten würde, wenn sie nicht mit dem Napoleonismus, mit den alten monarchischen Parteien liirt gewesen wäre. So sind heute selbst diejenigen Katholiken, welche der herrschenden Mode in Frankreich Trotz zu bieten die Macht haben, unter sich uneins und zerfallen, und jagen Utopien nach, deren Verwirklichung, wie die Verhältnisse liegen, unerreichbar sind. So segelt der Liberalismus mit vollen Segeln dahin.

Daß aber der Liberalismus jedes Land auf die Dauer herunterbringen muß, liegt eben in seiner individualistischen Natur. Auf ökonomischem Gebiete erstrebt er die freieste Entfaltung der

Digitized by Google

individuellen Kräfte, er entzügelt den wildesten Kampf um's Dasein, in welchem dem Stärkern der Sieg über den Schwächern verbleibt. Aber der Stärkere findet immer wieder einen Stärkeren, dem er unterliegt, und das geht so fort. Einer nach dem andern scheidet aus der Zahl der Stärkeren aus, um die Elenden und Abhängigen zu vermehren, und damit kann doch der Staat nicht prosperiren. Derselbe verlangt vielmehr als ökonomische Grundlage einen zahlreichen, leistungsfähigen und zufriedenen Mittelstand; und letzterer ist mit der Herrschaft des Liberalismus unvereinbar.

So ist die Lage in Frankreich, so in Italien. Das Bemühen auf liberaler Seite, die Religion in den Niedergang der Nationen als hauptausschlaggebend zu verwickeln, erzielt bei näherer Betrachtung keinen Erfolg. Der Liberalismus hat das religiöse Leben entweder bereits ertödtet, oder mindestens in die Sakristei eingekerkert, wenn er seine ausbeutenden Schwingen vollständig entfaltet, und erst dann beginnt der eigentliche Niedergang.

Vollständig anders geartet sind die Verhältnisse auf der pyrenäischen Halbinsel. Auch auf ihr sind in den Hofkreisen die liberalen Ideen nicht spurlos vorübergegangen. Die französische Mißwirthschaft unter den letzten Bourbonen fand auch auf den Thronen von Spanien und Portugal ein mächtiges Echo; wie wären sonst Männer wie Aranda und Pombal möglich gewesen? Noch einen zweiten Einfall machten diese liberalen Ideen mit dem Ueberschreiten der Pyrenäen durch die napoleonischen Heere. Sie brachten die Freimaurerei nach Spanien. Aber in der Masse der Bevölkerung und zwar in allen Schichten fand das doch wenig Anklang. Sie haben ihre Vertreter ohne Zweifel, und haben auch bei dem Niedergange Spaniens und Portugals mitgewirkt, denn eine Idee ist nie wirkungslos. Aber wollte man darauf den Niedergang dieser Halbinsel zurückführen, so hieße das, die Methode unserer Gegner annehmen, welche sich zuerst das zu erforschende Ziel festsetzen, und dann darauf los forschen, indem sie alle Thatsachen unbeachtet lassen, die ihnen ungünstig sind, und jede Mücke zu einem Elephanten aufbauschen, wenn daraus für ihr Erforschungsziel Kapital geschlagen werden kann. Wir nehmen die Thatsachen, wie sie sind, und ziehen daraus unsere Schlüsse.

Zu den Zeiten der großen überseeischen Entdeckungen hatte sich trotz des siebenhundertjährigen Kampfes gegen die Mauern eine

ungeheure Volkskraft dort aufgespeichert. Die ganze Halbinsel war ein blühender Garten, Handel und Industrie erfreuten sich der mächtigsten Entwicklung. Die neuentdeckten Länder eröffneten der Thatkraft Gebiete, die geradezu unbegränzt schienen, und bis zur Entvölkerung strömten Spanier und Portugiesen dorthin. Das wäre schon allein ein Grund des Niederganges gewesen.

Aber von dorther strömte auch das Gold in seither ungekannten Massen nach dem Mutterlande. Es schien, als ob man dort nur zu schöpfen brauchte. Diese Goldüberschwemmung vernichtete die Production; denn es war natürlich, daß damit der Preis aller Eigenproducte stieg; der Arbeitslohn ging in die Höhe; die Männer der Thatkraft zogen nach den neuen Ländern, um dort Gold zu holen, die Zurückgebliebenen konnten nur durch hohen Lohn zur Arbeit bewogen werden; so begann man vom Auslande billiger zu kaufen, als man im Inlande selbst zu produziren vermochte.

Das war ein furchtbares Verhängniß. Spanien entwöhnte sich der Arbeit; und derjenige, der Geld bedurfte, gewöhnte sich daran, eines Theiles seines Reichthums sich zu entäußern. Diesem Umstande verdankt Spanien die Verwüstung seiner Wälder; man verkaufte das Holz zu Spottpreisen. Und den Wäldern verdankte Spanien seine Bewässerung und damit seine Fruchtbarkeit. Dieser Garten Europas ist heute nur zu $^1/_3$ Ackerland, $^1/_4$ ist Wüste.

Dazu mag dann noch der spanische Volkscharakter etwas beitragen. Der Spanier ist von Natur stolz und nicht von jener fieberhaften Aufregung ergriffen, welche sich alle Fortschritte der modernen Technik aneignet. So lange diese ein langsames Tempo einhielten, stand er mit auf der Höhe, aber dem rascheren Tempo der letzten Zeiten kommt er nur schwer nach. Er hält an seinen alten Sitten.

Das sind wahrhaftig Gründe genug, um zu begreifen, wie Spanien in Rückgang gekommen, und wie es bei dem raschen Aufschwunge anderer Völker, so lange derselbe dauert, auch menschlicher Voraussicht nach, immer weiter zurückbleiben wird.

Müssen wir nun annehmen, daß die romanischen Völker fortwährend sinken werden, bis sie am Ende im Bodenlosen verschwunden sind? Wir halten eine solche Annahme für durchaus ungerechtfertigt. Wie das Meer ebbt und fluthet, wie die Geschichte der einzelnen Familien fortwährend ein sociales Steigen und Fallen

Digitized by Google

zeigt, so auch im Leben der Völker. Man sagt bezüglich der Familie, daß die eine Generation erwirbt, die andere erhält, die dritte vergeudet. Unbedingt richtig ist das nicht, wie wir fast an allen fürstlichen und adligen Familien constatiren können. Auch von dem Hause Rothschild und ähnlichen Häusern kann nicht gesagt werden, daß die dritte Generation wieder vergeudet, was die erste erworben hat. Aber es liegt dem Satze eine durchaus richtige Psychologie zu Grunde. Der Kampf um's Dasein stärkt die geistige Energie. Hat der Kämpfer nur einiges Glück, so wird er mit immer wachsender Energie ringen, und schließlich in die Höhe kommen. Derjenige, welcher auf dieser Höhe geboren ist, hat diesen Kampf des Lebens nicht zu führen, er hört noch die wohlthätigen Warnungen seines Vaters, der sich mühsam emporgeschwungen, und das macht ihn achtsam, wenigstens nicht zurückzugehen. Dessen Sohn aber ist im Schoße des Ueberflusses herangereift, hat sich nie einen Wunsch aus Gründen des Mangels versagen müssen, und tritt sein Vermögen mit dem festen Glauben an, daß es niemals erschöpft werden kann. Nicht selten erstreckt sich dieser Prozeß über eine größere Zahl Generationen, aber er geht immer weiter. Halte jemand an seinem Geburtsorte Rundschau: Familien, welche in seiner Jugend eine erste Rolle gespielt, fristen ein bescheidenes Dasein und zehren vielleicht von vergangener Größe, während solche, die damals kaum genannt wurden, zu den Spitzen der Gesellschaft zählen.

Dasselbe wiederholt sich auch, wie gesagt, im Leben der Völker, nur pflegen hier die Perioden um vieles länger zu dauern. Das beste Beispiel dieses Steigens und Fallens sind wir ja selbst. Zu welcher politischen und socialen Höhe hatte sich das deutsche Reich unter den sächsischen Kaisern erhoben, und zu welcher Tief waren wir in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gesunken? Man nennt die Zeit des großen napoleonischen Reiches die Zeit der tiefsten Schmach Deutschland: sie war die Vorbedingung seiner Erhebung. Vom Boden dieser tiefen Schmach sind wir im Laufe eines Jahrhunderts zu der Höhe emporgestiegen, auf welcher wir uns nach dem unbestrittenen Zeugnisse des deutschen Chauvinismus wie des Auslandes befinden. Werden wir uns halten können? Eine Zeit lang gewiß; dann wird wieder eine Periode des Niederganges folgen. Wenn das auch unserem patriotischen Herzen heute weh thut, — es wird doch so sein, aber wir werden mit dem Troste sterben, daß diesem Niedergang auch wieder eine Zeit des Auf-

schwungs folgt. Dasselbe wird unserer Ueberzeugung nach auch mit den romanischen Völkern der Fall sein.

Wir setzen uns da mit den Schlüssen der deutschen Geschichtsforschung in Widerspruch. Wir wissen das, können es aber nicht ändern. Die deutsche Geschichtsforschung ist zur Hofhistoriographie des Hauses Hohenzollern geworden. Von protestantischem Geiste durchtränkt, repräsentirt ihr der Protestantismus unter dem Protectorate der Hohenzollern den Aufgang, der Katholicismus den Niedergang. An die Unfehlbarkeit des Papstes zu glauben, ist ihm eine Aeußerung des Wahnsinns einer entwürdigten menschlichen Natur, aber an ihrer eignen Unfehlbarkeit zu zweifeln, ist ihm das eigentliche scelus morte piandum, die wahre Sünde gegen den heiligen Geist, von welcher Herr Lessing, der tiefe Forscher, behauptet, daß wir eigentlich nicht wüßten, worin sie bestände.

Wir können nun einmal an das obige grundlegende Dogma der Superiorität des Protestantismus über den Katholicismus in Bezug auf den kulturellen Aufschwung der Völker nicht glauben. Welche Stellung nimmt Dänemark trotz seines Protestantismus ein? Aber man kann sagen: Das ist ein kleiner Staat, der nie eine Rolle zu spielen im Stande war und sein wird. Nun Schweden hatte sich zu einer Weltmacht aufgerungen und trotz seines Protestantismus — was ist es heute?

Aber wir machen eine andere Bemerkung. Der Verfall der politischen Stellung eines Staates geht Hand in Hand mit dem Verfalle der Religion. Das tragen wir nicht in die Geschichte hinein, um es dann aus derselben herauszuforschen; das finden wir vom Zerfall des Römerreiches bis auf unsere Tage.

Wir beschränken das nicht auf diese oder jene Religion, namentlich nicht auf die wahre Religion, wenn wir auch annehmen zu dürfen glauben, daß die wahre Religion in Bezug auf ihre kulturelle Wirkung nicht schlechter gestellt ist, als eine andere, die nur Theile der Wahrheit, untermengt mit Irrthümmern enthält. Wir verstehen unter Religion die Summe der Anschauungen, welche sich ein Mensch, oder ein Volk von Gott, von der menschlichen Seele und von dem Verhältnisse beider zu einander macht. So bald diese Begriffe — ob nun wahr oder falsch — in Verwirrung kommen, sobald sie sich verdunkeln, und in größeren Kreisen der

Digitized by Google

Zweifel an Gott und Menschenseele, sowie an einem Verhältnisse zwischen beiden Platz greift, sehen wir, daß der Staat seinen Zenith erreicht hat. Er kann ja dann noch eine Weile ein glänzendes Aeußere zeigen, ja die Glanzperiode eines Staates ist nur zu oft die Erzeugerin solcher Zweifel, solcher Verwirrung. Aber der Wurm beginnt innerlich zu nagen, und allmählich treten die Consequenzen zu Tage. So war es im Römerreiche, und in einer solchen Periode leben auch gerade wir. Während wir äußerlich einen so glänzenden Firniß zeigen, daß wir in Kraft unseres vortrefflichen Kriegsheeres, mit den Errungenschaften unserer unfehlbaren Wissenschaft, mit den Erfolgen unserer Industrie nicht abgeneigt scheinen, unseren Thron neben dem Thron unseres Herrgotts aufzuschlagen, oder vielmehr an Stelle desselben, und ihn selbst in die Reihe alter Fabelwesen zu verweisen, höchstens ihn als Gewissensgendarm zu reactiviren zur Unterstützung von Polizei, Gericht und Zuchthaus; sehen wir bereits, daß die Massen ganz andere Consequenzen aus den erhobenen Zweifeln ziehen, als diejenigen, welche sie gesäet, es wünschen. Die Höhen der Gesellschaft beginnen in die Lage zu kommen, daß sie ihren Thron nicht zwar gegen Gott, der ihrer spottet, wohl aber gegen die unteren breiten Schichten, die eigentlichen Träger der öffentlichen Ordnung, vertheidigen müssen; bei den romanischen Völkern ist diese Periode nur weiter vorgeschritten als bei uns, und hat darum dort erschreckendere Dimensionen angenommen; aber es wäre eine verhängnißvolle Täuschung zu meinen, daß wir uns nicht auf dem nämlichen Wege befänden.

Wenn wir nun bemerken, daß uns in der Geschichte aller Zeiten und Völker dieses eigenthümliche Hand-in-Handgehen entgegentritt, so sollten wir meinen, es sei des Versuches werth, um den Verfall aufzuhalten, dies Hand-in-Handgehen zu zerstören, indem wir einmal anfangen, die Religion wieder zu kultiviren. Ja wir leben des festen Glaubens, daß in der Hebung der Religion das Mittel liegt, mit Hilfe dessen auch die romanischen Völker sich wiederum zu ihrer alten Kraft und Herrlichkeit empor zu schwingen vermögen.

In der That hängt auch der Aufschwung und Niedergang der Völker viel weniger von äußeren Glücksumständen, als von ihrer Tüchtigkeit ab. Als aller Reichthum der Welt in Rom zusammenströmte, da begann der Niedergang; als das Gold Peru's und Mexiko's nach Spanien kam, fing das Ende der

Herrlichkeit an, und der Niedergang Frankreichs datirt von dem Tage, da es Vorbild und Autorität selbst für das Räuspern und Spucken in ganz Europa wurde. Der Reichthum hat bei der übergroßen Anzahl der Menschen eine erschlaffende Wirkung, und in dieser Erschlaffung dürfte wohl das Hauptmoment für das successive Steigen und Fallen zu suchen sein. Ist der Reichthum verplempert, dann besinnt sich der Mensch wieder auf den ernsten Kampf des Lebens oder er geht elend zu Grunde. Deßgleichen ist es mit dem Volke; entweder rafft es sich zu neuer Thätigkeit auf und kommt dann wieder in die Höhe, oder es steht am Ende seiner Laufbahn, es geht unter, neue Völker, die Expansionskraft entwickeln, treten an seine Stelle.

In der Religion aber liegt eine gewaltige regenerirende Kraft. Und insbesondere ist diese Kraft im Katholicismus wirksam. Wir untersuchen hier nicht, ob die katholische Kirche die Trägerin der wahren Religion sei, das überschreitet Zweck und Rahmen dieser Abhandlung, fordert auch eine gründlichere theologische Kenntniß, als dem Laien in der Regel innewohnt. Aber für alle Fälle ist es ein von Niemanden bestrittener Satz, daß sie, wie kein anderes Glied der christlichen Glaubensfamilie, den ganzen Menschen erfaßt.

Nun wirkt der Katholicismus in seiner Moral — man verzeihe mir den Ausdruck, er bezeichnet mit einem Worte die Fülle meines Gedankens — desinficirend auf den Reichthum. Er fordert, daß die Reichen ihre Güter besitzen, als ob sie dieselben nicht besäßen. Er erklärt die Reichen für Verwalter göttlichen Eigenthums zu Gunsten des Aermeren. Nur in der katholischen Kirche finden wir den Satz befolgt, alles hinzugeben, und selbst die eigne Person in den Dienst der Armen zu stellen. So lange die katholische Kirche herrschend war, fanden sich unmäßige Reichthümer in den Händen Einzelner nur sehr vereinzelt, und in den Städten, die heute ausnahmslos Revolutionsherde eines zahlreichen Proletariats sind, hauste ein mächtiger Mittelstand, der beste Gradmesser für die Prosperität eines Volkes.

Die Kirche selbst war die größte Besitzerin allmählich geworden, und die öffentliche und private Habgier hat den Ausdruck erfunden, das seien Güter der todten Hand. Die Güter der todten Hand waren aber sehr lebendig. Auch in ihren Furchen wuchs Korn, und der es bebaute, zahlte geringeren Pacht, als er heute

Digitized by Google

Hypothekenzinsen bezahlt. Man kitzelt ein sensationsbedürftiges Publikum mit dem Gedanken, daß namentlich in den Klöstern Schlemmerei geherrscht, und da und dort mag es auch der Fall gewesen sein, wenn auch nicht in dem Maße, wie solche heute in den Palästen der Börsenfürsten und verwandter Kreise herrscht. Aber dem gegenüber stehen die ungeheuren Aufwendungen für Gotteshäuser, für Spitäler, Asyle, Brücken, Schulen und unzählige menschenfreundliche Anstalten, durch deren Errichtung der in der Kirche zusammengeflossene Reichthum auf Künstler und Arbeiter, durch deren Bestand auf die ganze Bevölkerung wieder ausströmte; dem steht gegenüber eine Wohlthätigkeit, von deren Umfang unsere heutigen Verhältnisse nur einen sehr schwachen Begriff geben.

Diese Desinfection des Reichthums ist vor allen Dingen im Stande, den Niedergang aufzuhalten.

Aber die Religion ist auch die Hüterin der Sittlichkeit, sie giebt der treuen, opferwilligen Pflichterfüllung einen vernünftigen und ethischen Grund, und durch Weckung und Pflege dieser Eigenschaften, kann sie auch eine in Rückgang gekommenes Volk zu neuem Aufschwunge bringen.

Es braucht daher kein Volk zu verzweifeln. So lange es lebt, ist die rettende Hand Gottes über es ausgestreckt; es braucht dieselbe nur ernstlich zu ergreifen.

Ob die romanischen Völker das thun werden, ist eine Frage, deren Lösung der Zukunft vorbehalten ist. Wir wünschen es, und es mehren sich die Zeichen, daß wir es erhoffen dürfen. Auf keinen Fall aber haben wir Ursache, pharisäisch das Auge zum Himmel zu erheben und Gott zu danken, daß wir nicht sind, wie diese da; denn wenn wir es auch noch nicht sind, so befinden wir uns doch auf dem besten Wege, es zu werden.

Digitized by Google

Die Klostersuppe.

Ein Beitrag zur Geschichte der freiwilligen Armenpflege.

Von **Dr. Heinrich Weber.**

Nachstehendes soll in einzelnen charakteristischen Bildern zeigen, wie in allen Jahrhunderten kirchliche Institute bestrebt waren, die sociale Noth zu lindern. Gesellschaftliche Unterschiede hat's immer gegeben und wird's jederzeit geben. Sagt ja der göttliche Heiland selbst: „Arme habt ihr allezeit bei euch" (Matth. 26, 11). Ebendeshalb gibt's auch für den Besitzenden immer Gelegenheit und besteht für ihn immer die Pflicht, nach Kräften mitzuwirken, daß den socialen Gegensätzen die verletzende Schärfe genommen werde. Die sociale Frage ist nach einem modernen Schlagwort eine Magenfrage. Nun wäre es ja freilich sehr wünschenswerth, wenn solche gesellschaftliche Verhältnisse geschaffen werden könnten, daß auch für die Minderbesitzenden die Gefahr, Hunger leiden zu müssen, überhaupt nicht bestände. Aber nach den bestimmten Principien der göttlichen Weltordnung, wie sie in der heiligen Schrift niedergelegt sind, und nach der Erfahrung von vielen Jahrhunderten wird es die Volkswirthschaftslehre niemals dahin bringen. Wir müssen uns also bestreben, den Hunger der arbeitsunfähigen und arbeitsbeschränkten Armen zu stillen, und das geschieht am einfachsten und zweckmäßigsten, nicht durch Almosen in klingender Münze, welches leicht mißbräuchlich verwendet werden kann, sondern durch fertige Speise. Das geschah in allen Jahrhunderten durch dasjenige, was ich mit einer allgemeinen Bezeichnung die „Klostersuppe" nenne. Wie der Leser leicht erkennt, spreche ich nicht von der staatlichen Armenpflege und nicht von dem Almosen, welches der Einzelne gibt, sondern von jener Armenpflege, welche von geistlichen Corporationen geübt wurde und wird. Selbst die Thätigkeit der St. Vincenz-Vereine, welche im Jahre 1833 in Paris von acht Studenten gegründet, jetzt gegen 5 000 Conferenzen in allen fünf Welttheilen

Digitized by Google

zählen, übergehe ich. Sie wirken zwar vollständig in kirchlichem Geiſt und ſtehen wohl auch meiſtens unter geiſtlicher Leitung, aber ſie ſind vorzugsweiſe Laiencorporationen, gehören alſo nicht in den im Titel verzeichneten Rahmen.

1. Die Armenpflege im heidniſchen Alterthum.

Die Pflicht des Almoſengebens iſt zwar ſchon im Naturgeſetz begründet, welches die Nächſtenliebe gebietet. Aber wo dieſe Pflicht nicht durch die Offenbarung eingeſchärft und erläutert wurde, iſt ſie nur ſelten und nur in unvollkommener Weiſe geübt worden. Den Beweis dafür liefert unter anderen das heidniſche Hellas und Rom.[1]) Beide hatten in gewiſſer Zeit eine ſtaatliche Armenpflege. Man hatte Beamte, welche für regelmäßige Getreidezufuhr zu ſorgen hatten, um dadurch einer übermäßigen Theuerung zu begegnen. In Athen wurde nach dem peloponneſiſchen Kriege verarmten erwerbsunfähigen Bürgern das Recht auf eine ſtaatliche Unterſtützung eingeräumt. In Rom beſtand von Julius Cäſar an eine Conſcription der Armen, welche ſtaatliche Getreideſpenden erhalten ſollten. Aber erſtens waren dieſe Wohlthätigkeitseinrichtungen nur lokaler Natur, nur auf einzelne Städte und auch hier nur auf die Bürger beſchränkt; und zweitens waren ſie keineswegs der Ausfluß barmherziger Geſinnung, ſondern politiſcher Klugheit. Das Volk ſollte bei guter Laune erhalten und vor revolutionären Bewegungen bewahrt werden. Aber alle Menſchen, die nicht Staatsbürger waren, waren rechtslos und ohne geſetzlichen Schutz. Selbſt beſſer geſinnte Römer, wie Cicero und Seneca, erklärten Mitleid und Erbarmen für einen Charakterfehler, für Schwäche des Geiſtes und Gemüthes. Horaz ſpottete über die sordida paupertas, die ſchmutzige Armuth; Virgil rechnete zu den Tugenden eines Weiſen, daß er für die Armen niemals Mitleid bezeige. Wie man im allgemeinen über Armuth und Barmherzigkeit dachte, ſpricht einmal Plautus in einem Schauſpiel aus: „Um den Bettler macht ſich ſchlecht verdient, wer ihm zu eſſen und zu trinken gibt; denn was er gibt, iſt verloren, und dem Armen verlängert es doch nur die Exiſtenz des Elends“ — alſo mit anderen Worten: man handelt am klügſten, wenn man den Armen verhungern läßt.

[1]) Nach Ratzinger, Geſchichte der kirchlichen Armenpflege. 2. Aufl. Freiburg 1884 S. 2. ff.

Digitized by Google

Man gab wohl auch da und dort privatim einem Armen ein Almosen, aber nur um ihn loszuwerden oder aus Laune oder zu eitler Selbstbefriedigung. Seneca, welcher empfiehlt, einzelnen dankbaren Armen Gaben zukommen zu lassen, warnt ausdrücklich davor, mit ihnen in persönliche Berührung zu kommen. Polybius hielt es für unerhört, daß ein Römer freiwillig und uneigennützig einem Armen etwas zukommen lasse.

2. Die Armenpflege nach positiv göttlichem Gesetz.

Anders war's in dem theokratisch regierten jüdischen Staatswesen, wo nach der weisen mosaischen Gesetzgebung für die Juden selbst eine eigentliche drückende Armuth gar nicht möglich war. Aber auch für die Fremden, die keinen Antheil am Landbesitz hatten, war liebevoll gesorgt. „Du sollst deinen Weinberg nicht genau lesen, sondern sollst davon den Armen und Fremden lassen, und die vergessenen Garben auf dem Acker sollen dem Fremdling, den Waisen und den Wittwen gehören", schreibt das Gesetz (Lev. 25, 4) vor; und ähnlich an vielen Stellen.

Und wiederum anders wurde es im Christenthum, der Vollendung der vorbereitenden alttestamentlichen Offenbarung. Die Stelle bei Moses: „Du sollst deinen Freund lieben wie dich selbst" (Lev. 19, 18) schärft der Heiland auf's neue ein: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst" (Matth. 22, 39) und erklärt sie näher: „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan, das habt ihr mir gethan" (Matth. 25, 40). Diese Grundsätze sind das Fundament, auf welchen sich die christliche Armenpflege für alle Zukunft aufbaute.

Schon in apostolischer Zeit wurden in Jerusalem sieben Männer aufgestellt, welchen die Verpflegung der Armen übertragen wurde. Der römische Diakon Laurentius bezeichnete dem heidnischen Richter gegenüber die Armen als „die Schätze der Kirche." Aber schon in der hl. Schrift, noch ausführlicher in den sogenannten apostolischen Constitutionen werden Grundsätze aufgestellt, welche die Armenpflege regelten. Fester Grundsatz ist, daß der hungernde Müßiggänger keinen Anspruch auf Unterstützung hat; ein solcher ist gar nicht würdig, Glied der Kirche zu sein. Die Kinder sollen in einem Gewerbe unterrichtet werden, damit sie später ohne fremde

Digitized by Google

Hilfe sich durchbringen können. Wenn für die Glaubensgenossen hinreichend gesorgt ist, dann soll der Christ auch dem Heiden seine Liebesgaben zuwenden. An der Pflicht des Almosengebens soll jeder, selbst der Arme, sich betheiligen; denn „Gott sieht nicht auf die Größe der Gabe, sondern auf die Gesinnung des Spenders". Endlich wird dem Armen eingeschärft, daß der Pflicht des Almosengebens nicht ein Recht, solches zu verlangen, gegenüber stehe; er soll dasselbe vielmehr als einen ganz freien Beweis der barmherzigen Liebe betrachten und mit Dank hinnehmen.

Also keine Spur von dem utopischen Communismus, welchen die Anabaptisten in Thüringen im Jahre 1525 proklamirten, und welchen die Socialisten unserer Tage als das Heilmittel für alle sociale Schäden preisen.

3. Das christliche Alterthum.

Nach diesen Normen wurde die kirchliche Armenpflege geübt. Es flossen Gaben an Nahrungsmitteln und an Geld, welche von den Diakonen und Diakonissen, ehrbaren, wenigstens 60 Jahre alten Wittwen, nach Bedürfniß vertheilt wurden. Die Oberaufsicht über die Armenpflege hatte der Bischof. Unter dem heiligen Papst Cornelius, in der Mitte des 3. Jahrhunderts, unterhielt die römische Kirche mit ihrem Armengeld über 5 000 Arme. Der hl. Chrysostomus erzählt, daß zu seiner Zeit, gegen Ende des 4. Jahrhunderts, die Kirche zu Antiochien außer den Geistlichen, Fremden und Gefangenen mehr als 3 000 Wittwen und alleinstehende arme Personen unterhalten habe. In Alexandrien waren zur Zeit des Patriarchen Johannes Eleemosynarius, des Almosengebers, im Anfang des 7. Jahrhunderts, über 7 500 Arme in die Unterstützungslisten eingetragen.

Als die Kirche nach Aufhören des Arianersturmes Frieden und Freiheit hatte, flossen ihr reichliche Schätze zu, nicht blos an baarem Geld, sondern auch Häuser und Landgüter. Davon wurde genommen, was für den Unterhalt der Kleriker nothwendig war, das Uebrige wurde für die Armen verwendet. „Denn, sagte der hl. Ambrosius, die Kirche besitzt ihr Geld nicht, um es aufzubewahren, sondern um es zum Troste der Armen zu verwenden". Und das war Grundsatz der Kirche für alle Zeiten, und eine bessere

Digitized by Google

Wiederlegung der Behauptung von der manus mortua, der todten Hand, von der behaupteten unproduktiven Anhäufung von Geld und Gut in kirchlichem Besitz, gibt es nicht, als die kirchliche Praxis zu allen Zeiten.

Diese Almosen waren im wesentlichen Hausarmenpflege. Bald kamen dazu auch eigene Anstalten. Der hl. Basilius, Bischof von Cäsarea, errichtete in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts in seiner Bischofsstadt eine Reihe von Anstalten für christliche Charitas, welche in ihrer Vereinigung einer ganzen Stadt glichen.[1]) Es gab damals Armenhäuser, Waisenhäuser, Krankenhäuser, Pilgerherbergen, Häuser für altersschwache Personen, Findelhäuser.

Kaiser Julian der Abtrünnige, welcher in anachronistischer Schwärmerei das absterbende Heidenthum durch einzelne christliche Ideen neu beleben wollte, beneidete die Christen um solche Anstalten. In einem Brief an Arsatius beklagt er sich darüber,[2]) daß diese Fürsorge der Christen für die Armen die Verbreitung des Christenthums selbst fördere. Es nehme sich aber gar nicht gut aus, daß die Galiläer, wie er geringschätzig die Christen zu nennen pflegte, nicht blos gegen die Juden, sondern auch gegen die Heiden sich hilfreich erwiesen. Arsatius soll auch die Heiden anspornen, solche Werke der christlichen Nächstenliebe nachzuahmen, namentlich Hospitäler zu errichten, damit die Armen auch die Milde der Heiden erführen. Seine Mildthätigkeit aber wurzelte nicht in übernatürlichen Motiven, und darum hatte seine Schöpfung nicht blos keinen Bestand, sondern zerfiel sogar dem Fluch der Lächerlichkeit.

4. Die Armenpflege in Rom.

Eine Neuordnung der Armenpflege in Rom fand statt unter Papst Hadrian I. (772—795), dem Zeitgenossen Karls des Großen[3]). Es war nicht mehr möglich, die Armenpflege von einem Mittelpunkt aus zu leiten; sie wurde deßhalb decentralisirt und in jeder Pfarrei, in jedem Distrikt, eine Diakonie für die Speisung der Armen errichtet. Die Diakonie, wörtlich die „Hilfeanstalt" bestand

[1]) Hergenröther, Kirchengeschichte. Freiburg 1884. I, 637.

[2]) Kirchenlexikon von Wetzer und Welte. 2. Aufl. I. S. 1360. Ehrle S. J., Beiträge zur Geschichte und Reform der Armenpflege. Freiburg 1881. S. 18.

[3]) Ratzinger a. a. O. 278.

Digitized by Google

aus einem Hause und liegenden Gütern, von deren Ertrag die Armen des betreffenden Sprengels unterhalten wurden. An der Spitze der Anstalt stand ein Diakon, welcher selbstständig über die Einkünfte verfügte, aber dem Papste Rechenschaft abzulegen hatte. Diese Diakonien dienten zunächst als Speisesäle für die Armen, dann aber auch zur Aufnahme obdachloser, kranker, verlassener Greise und Kinder, selbst zu vorübergehender Beherbergung armer Pilger. Um eine Controlle führen zu können und Mißbräuchen zu begegnen, erhielten jene, deren Bedürftigkeit geprüft und constatirt war, ein eigenes Zeichen, welches sie am Kleide tragen mußten. Die Armen des lateranensischen Stadtviertels erhielten täglich am Palaste des Papstes ein Almosen, und täglich wurden 100 Arme aus seiner Küche gespeist. Solcher Diakonien gab es in Rom zur Zeit des Papstes Hadrian wenigstens 20; vier hatte der Papst neu gestiftet, die anderen reichlicher dotirt. Rechnet man dazu die vielen Xenodochien, Hospitien oder scholae, die nationalen Stiftungen zur Aufnahme von armen Landsleuten, die schola der Griechen, Franken, Friesen, Angelsachsen, Longobarden, später die der Ungarn u. s. w., welche alle unter geistlicher Leitung standen, so wird man zugestehen, daß das damalige Rom für seine Armen sehr gut gesorgt hatte. Die Eintheilung in Bezirke und dann die Centralisirung in Diakonien erleichterte die Armenpflege und sicherte gegen Mißbrauch.

Ganz ähnlich ist die Einrichtung der mensae sancti spiritus, Tafel van den heiligen Geest, in Belgien, an welchen die Hausarmen der Pfarreien die nöthige Nahrung erhielten. In Gent hatte im 13. Jahrhundert jede der sieben Pfarreien eine solche Tafel.[1])

5. Die Abteien.

Neue Mittelpunkte für die Uebung der Armenpflege schufen um diese Zeit die neu aufstrebenden Klöster. Sie versorgten die Armen mit Speise und Trank, errichteten Kranken- und Pilgerhäuser, beschäftigten sich vielfach mit Erziehung der Jugend. Die Benediktiner hielten fest an der Verfügung des Concils von Aachen vom Jahre 816, den zehnten Theil ihres gesammten Einkommens an die Armen zu geben. In jedem Benediktinerkloster gab es einen

[1]) Alberdingk Thijm, Geschichte der Wohlthätigkeitsanstalten in Belgien. Freiburg 1887. S. 49.

portarius, Pfortenmeister, welcher täglich an die Armen das Almosen zu vertheilen hatte. Die Zahl der Armen, welche solche tägliche Unterstützung erhielten, war natürlich sehr verschieden, je nach dem Vermögen der Klöster und nach den Bedürfnissen der Bevölkerung. Wilhelm von Malmesbury erzählt, daß in dem englischen Kloster Redding, welches für Mönche aus Clugny gegründet war, und welches an einer sehr belebten Heerstraße lag, mehr Geld ausgegeben wurde für die Bewirthung armer Reisenden, als für die ganze Communität der Mönche.[1])

Als die Abtei St. Trond in Belgien wieder neu aufgebaut wurde, errichtete man innerhalb der Klostermauern zwei Häuser für die Armen, eines zum Wohnen im Sommer, eines für den Winter mit Heizvorrichtungen.[2]) In dem berühmten Kloster Clugny gehörte das Amt des Eleemosynarius, des Almosenvertheilers, zu den fünf höheren Chargen, und stand selbst höher, als das des Gesanglehrers, des Kranken- und Schatzmeisters.

Als Papst Innocenz II. im Jahre 1132 den hl. Bernhard in seinem Kloster Clairvaux besuchte, da nahm er am gemeinsamen Klostermahl theil, und das bestand aus Brod von Weizenkleie, etwas Wein und Gemüse. Aber eben, weil die Cisterzienser so arm lebten, hatten sie Mittel, die Armen zu unterstützen. Der hl. Bernhard schärfte seinen Jüngern ein, allen Ueberfluß den Armen zu geben, selbst arm und einfach zu leben, sogar die Kirchen nicht übermäßig zu schmücken, damit die Armen nicht Hunger leiden müßten.

Bei einer Hungersnoth in Burgund, da von allen Seiten Schaaren schmachtender Armen zu der Klosterpforte von Clairvaux hinzuströmten, wurden zwei Tausend, deren Verhältnisse genauer untersucht werden konnten, ausgewählt und durch ein eigenes Zeichen, welches sie tragen mußten, kenntlich gemacht und diese wurden mehrere Monate lang mit allen nöthigen Nahrungsmitteln versehen; andere erhielten unbestimmte, nicht so genau geregelte Almosen. Im Sinne dieses Ordens hat Graf Wilhelm von Montpellier, welcher auf dem Kirchhof der Cisterzienser-Abtei Grosbois seine Grabstätte gewählt hatte, in seinem Testamente bestimmte, daß nach seinem Tode 5000 Arme fünf Tage lang gespeist werden sollten.

Das Kloster Prémontré, das Mutterkloster der Prämon-

[1]) Kobler S. J., Studien über die Klöster des Mittelalters. Regensburg 1867. S. 138.

[2]) A. a. O. 135.

Digitized by Google

stratenser oder Norbertiner, obgleich sehr arm, konnte doch täglich 500 Arme speisen.

Auch in Spanien betheiligten sich die Klöster an der Armenpflege und spendeten sehr reichlich. So gab das Kloster Ursaria zur Zeit Philipp's II. in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts jährlich 10,000 Dukaten für die Armen aus.[1]) Kloster und Hospital bildeten die Mittelpunkte für die Armenpflege. Nachhelfend und ergänzend wirkten die Geldsammlungen, welche während des Gottesdienstes gehalten wurden, und das Ergebniß des Opferstockes. Schon der große Cardinal Ximenes, von 1495—1517 Erzbischof von Toledo, hatte große Summen für die Hausarmenpflege verwendet; die Synoden von Toledo, Valencia und Salamanca verpflichteten die Bischöfe, sich der Armenpflege anzunehmen und einen eigenen Geistlichen aufzustellen, welchem die Sorge besonders für die kranken Hausarmen oblag. In Madrid entstand im 17. Jahrhundert die Hermandad de refugio, die Bruderschaft von der Zuflucht, deren Mitglieder täglich die Straßen der Stadt durchzogen, die Armen durch ein Zeichen sammelten und sie in das Hospital St. Anton führten, wo sie Suppe, Ei, Brod, bisweilen auch Obst erhielten. Die Obdachlosen fanden eine Lagerstätte und erhielten des andern Morgens noch einen Imbiß.

Und selbst als die Klöster reich geworden waren und oft nicht mehr in der ursprünglichen Einfachheit und Strenge lebten, änderte sich an diesem Wirken für Linderung der socialen Noth nichts. Neander, Oberconsistorialrath in Berlin, der 1813 eine Biographie des hl. Bernhard schrieb, gibt das Zeugniß: „Der Reichthum der Klöster war den Nationen nützlich, da sie ihn besser, als Andere zu verwenden wußten. Bei großer Hungersnoth gaben sie vielen Hunderten von Armen Nahrung."

Endlich wollen wir erinnern an das Wirken der Trappisten, der neuesten Reform des Cisterzienserordens, in den Missionen. Die Trappisten leben so streng, wie kein anderer Orden; sie sind Vegetarianer im strengsten Sinn des Wortes. Aber sie treiben Viehzucht und Ackerbau in ausgedehntem Maße. Von deren Erträgniß unterhalten sie in Banjaluka in Bosnien Waisenhäuser für Mädchen und Knaben, in welchen die letzteren zu tüchtigen Handwerkern herangebildet werden. In Natal in Südafrika unterhalten sie im Hauptkloster Mariannhill 154, auf den sieben Filialen 623

[1]) Ratzinger a. a. O. 507.

Zöglinge, im Ganzen 777, unter diesen 423 Knaben 354 Mädchen.[1]) Und alle diese erziehen sie nicht bloß zu braven Christen, sondern unterweisen sie auch in Handwerk und Kunst, schaffen also die Grundlage zur Heranbildung eines civilisirten Volkes. Und ähnlich wirken alle die zahlreichen Missionsstationen der katholischen Kirche in der ganzen Welt.

6. Die geistlichen Ritterorden.

Eine schöne Blüthe im Garten der Kirche sind die geistlichen Ritterorden, welche zunächst zur Vertheidigung und Behauptung des heiligen Landes gestiftet wurden, jene betenden Ritter oder bewaffneten Mönche, deren Klöster zugleich Burgen waren, welche die Pilgerzüge abholten und schützten, welche dem Ruf der Gebetsglocke mit gleichem Eifer Folge leisteten, wie dem Ton der Trompete, welche sie zum Kampfe rief; welche die ersten im Angriff waren und die letzten beim Rückzug; deren Schwert so schwere Wunden schlug, welche sie bei den Gefangenen auch selbst wieder zu heilen strebten. Ihre erste Aufgabe war der Kampf fürs heilige Land, ihre zweite die Pflege der Kranken und Verwundeten in ihren Hospitälern; führte ja bei den Templern und Johannitern einer der Großbeamten den Titel Hospitalier, bei den Deutschherrn den Titel Spittler, welcher die Oberaufsicht über alle Ordensspitäler hatte. Daß sie auch der Armen sich annahmen, lag schon im Geiste des Ritterthums und war durch ihre Regel besonders eingeschärft. So bestimmte die Regel des Deutschordens, daß jedes zehnte Brod beim Backen, jedes Brod, welches bei der Conventtafel angeschnitten und nicht gegessen wurde, den Armen gehörte. Nach dem Tode eines Ritters wurde der Werth seines besten Kleides und soviel Speise, als er für 40 Tage nöthig gehabt hätte, unter die Armen vertheilt.[2]) Und es geschah nur im Geiste der alten Regel, daß der Deutsch- und Johanniterorden, der Malteser- und der bayrische St. Georgens-Ritterorden in neuester Zeit wieder viele Hospitäler ins Leben riefen.

Ueberhaupt ist ein so schöner Zug im Mittelalter die persönliche Bemühung um die Armen. Vom hl. Augustinus wird be-

[1]) Vergl. die verschiedenen Jahrgänge des Mariannhiller Kalenders und meine Schrift: Die Trappisten-Mission in Südafrika. Frankfurter Broschüren 1891, XII. 2.

[2]) Weiß, Weltgeschichte. 5. Band. Graz und Leipzig 1891 S. 360.

Digitized by Google

richtet, daß er nie allein, ſondern ſtets in der Mitte ſeiner Armen ſpeiſte. In manchen Klöſtern Italiens hatte der Abt, außer der gebräuchlichen Hoſpitalität, täglich drei Arme an ſeinem Tiſch. Aus der Zeit des hl. Otto erzählt ſein Biograph,[1]) daß einmal in der Faſtenzeit großer Mangel an Fiſchen war. Sein Hausmeiſter hatte mit Mühe einen kleinen Fiſch aufgetrieben, und als er denſelben auftrug, mahnte er den frommen Biſchof, ſich denſelben gut ſchmecken zu laſſen, er ſei theuer geweſen. Was hat er gekoſtet? fragte der Heilige. „Zwei Schillinge“ das waren 24 Pfennige. Da entgegnete der Biſchof: „Es ſei ferne, daß der arme Otto allein ſo viele Pfennige verzehre“; er gab ihm die Schüſſel zurück mit den Worten: „Bringe dieſe koſtbare Speiſe meinem Chriſtus, der mir koſtbarer ſein muß, als ich ſelbſt; bringe ſie, ſage ich, ihm, der irgendwo als Kranker im Bett oder als Gichtbrüchiger daliegt. Denn ich kann bei meiner Rüſtigkeit mich mit dieſem Brode begnügen.“ Bewunderungswürdiges leiſtete in dieſer Beziehung die hl. Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, welche nicht bloß drei Hoſpitäler nahe der Wartburg gründete und täglich beſuchte, ſondern auch bei den Hausarmen in ihren Hütten einkehrte, mit Zartgefühl ihr Elend erforſchte und ſie reichlich unterſtützte. Als die erſte Kloſterfrau nach der Regel des dritten Ordens des hl. Franziscus iſt ſie das Vorbild geworden für die großartige Liebesthätigkeit dieſer jetzt über die ganze Welt hin verbreiteten Congregation.

Die Hausordnung des Kloſters Geiſenfeld bei Ingolſtadt aus dem 13. Jahrhundert[2]) beſtimmt: „Die Frau Abtiſſin ſoll auf ihrem Tiſche alle Tage zwei Almoſenſchüſſeln haben, und dazu gehören zwei Laibe (Waizenbrod). Den einen ſoll man auf die beiden Schüſſeln ſchneiden; den andern ſoll man unter die Kinder und Hausarmen austheilen. Auch zwei Schnitten von jedem Roggenbrod gehören auf die Almoſenſchüſſeln. Den Kranken ſoll man alle Wochen ſieben Brode als Almoſen geben“.

7. Die Mendicantenorden.

Die Thätigkeit dieſer Orden für die Charitas berühre ich nur kurz. Der Charakter ihrer Stifter ſpricht ſich in der von ihnen aufgeſtellten

[1]) Losborn, der hl. Otto. München 1888 S. 124 nach Herbord c. 28.

[2]) Quellen zur bayeriſchen und deutſchen Geſchichte. I. München 1856. S. 430.

Ordensregel aus. Als einst in Spanien eine furchtbare Hungersnoth herrschte, verkaufte ein Student, Dominikus Guzman, seine Zimmereinrichtung, sogar seine Bücher, und gab den Erlös an die Armen. Als seine Mitschüler sich darüber wunderten, meinte er: „Was soll ich über diesen todten Pergamentblättern brüten, während meine Mitbrüder Hungers sterben?“ Als er seinen Orden stiftete, schwebte ihm der Gedanke vor, der affektirten Armuth und Demuth der Albigenser, welche eine furchtbare Gefahr für alle Besitzenden waren, die christliche Demuth und die freiwillige Armuth gegenüber zu stellen. Ebenso der hl. Franziskus, welcher die Armuth die „königliche Tugend“ nannte, sich und seine Gefährten pauperes Christi, die Armen Christi. In jener Zeit schroffer socialer Gegensätze, heißer socialer Kämpfe, haben die Bettelorden, die Franziskaner, Dominikaner, Augustiner und Carmeliten, unendlich viel dazu beigetragen, die socialen Gegensätze zu versöhnen, indem sie freiwillig durch ihre Gelübde das Joch der Armuth auf sich nahmen, und so die Armen lehrten, das durch Gottes Fügung ihnen aufgelegte Joch der Armuth geduldig zu tragen. Und thatsächlich sind heute noch die Franziskaner und Kapuziner die besonderen Vertrauensmänner des Volkes. Die Regelerklärung des Franziskanerordens[1]) schreibt vor: „Gegen alle Fremden, die zur Pforte unserer Klöster kommen, müssen unsere Brüder freundlich reden, sollten sie es auch mit rohen und zudringlichen Menschen zu thun haben; wenn man ihnen auch nicht immer Almosen geben kann, so kann man es ihnen doch mit Freundlichkeit abschlagen und es ist gewiß, daß ein freundliches Wort Weltleute erbaut, während eine rohe Antwort des Pförtners oder eines andern Bruders an Weltleute ihnen großes Aergerniß geben würde“. Aber sie kommen wohl selten in die Lage, einen Armen abweisen zu müssen. Ein guter Theil des Almosens, welches sie selbst empfangen, fließt wieder an die Armen. Abgesehen von den vielen Studenten, die ihren regelmäßigen Freitisch in diesen Klöstern haben, abgesehen von Hausarmen und Kranken, für welche die Suppe geholt wird, sammelt sich dort jeden Tag zur Essenszeit eine große Zahl wandernder Gäste, die um ein paar große Schüsseln herumstehen. Nord- und Süddeutschland, Oesterreich und die Schweiz sind da vertreten. Was den Diplomaten nicht gelingt, alle unter einen Hut zu bringen, das bringt der Klosterpförtner wenigstens theilweise fertig: sie essen alle einträchtig aus einer Schüssel.

[1]) Kobler a. a. O. S. 137.

Digitized by Google

In welchem Maße dieſe Mendicantenklöſter Almoſen ſpenden, dafür nur ein einziges Beiſpiel. An der Pforte des kleinen Franziskanerklöſterchens in Bamberg, welches nur vier Patres zählt, werden wöchentlich im Durchſchnitt drei Centner Brod ausgetheilt.[1])

8. Die Berghospize.

Doch verlaſſen wir jetzt das Gebiet der Geſchichte und beſuchen wir ſelbſt ein Inſtitut für chriſtliche Charitas. Ich lade die Leſer ein, mit mir einen Ausflug ins Walliſer Hochgebirg zu machen. Die Damen, Kinder und älteren Herren ſetzen wir in Schlitten, die jüngeren gehen zu Fuß. Es iſt eine mühevolle Wanderung; rechts und links von der Straße meterhoher Schnee, dichter eiſigkalter Nebel, hie und da das ferne Donnern einer niedergehenden Lawine. Auf der Paßhöhe treffen wir zuſammen und ſtehen nun vor einem altersgrauen Berghaus, mit kleinen Fenſtern und gewaltig dicken Mauern. An der Pforte empfängt uns ein Ordensmann in ſchwarzem Habit, der mit Kennermiene die Ankömmlinge muſtert. Die Touriſten, denen er anſieht, daß ſie nur des Vergnügens wegen reiſen, führt er in einen Speiſeſaal zu einer gutbeſetzten Tafel, die ärmeren Leute, die des Geſchäftes wegen die mühevolle Bergwanderung machen, führt er in ein anderes Zimmer, wo ſie eine kräftige Suppe, Fleiſch, Brod und ein Gläschen Branntwein bekommen. Den Damen wird in einem eigenen kleineren Gebäude ſervirt. Sind wir gezwungen zu übernachten, ſo bietet auch das keine Schwierigkeit. Es ſind 70 — 80 gute Betten bereit und wenn's noth thut, können mit Hilfe von Strohlagern wohl 400 Menſchen untergebracht werden. Wenn wir abreiſen, wünſcht uns der Gaſtpater freundlich glückliche Reiſe. Kein befrackter Oberkellner, der eine große Rechnung präſentirt, kein Hausknecht und Portier, der die offene Hand ausſtreckt. Wie kommt das? — Wir ſind eben die Gäſte eines Kloſters geweſen, wir haben die Kloſterſuppe gegeſſen. Wir waren in dem klöſterlichen Hoſpiz auf dem großen St. Bernhard im Canton Wallis.

Nämlich eine beſondere Art der chriſtlichen Charitas iſt die von den Klöſtern geübte Sorge für Reiſende, welche Sorge ja

[1]) An der Pforte des Kloſters der Engliſchen Fräulein in Bamberg vertheilt man täglich im Durchſchnitt ſieben Laib Brod, jeden zu 12 Pfund, alſo im Jahre circa 2500 Laib im Gewicht von circa 307 Centner.

vorzugsweise den Armen zu gut kommt. Schon im 4. und 5. Jahrhundert wurden in unwegsamen Gegenden, an den Ufern schwer zu passierender Flüsse Xenodochien, Unterkunftshäuser, ausschließlich für Reisende erbaut. Einsiedler oder Mönche bedienten dieselben, pflegten die Reisenden und boten ihnen Schutz und Hilfe. Die Iren waren im Mittelalter ein überaus wanderlustiges Volk; Walafried Strabo, der gelehrte Mönch von Reichenau, sagt, das Reisen sei ihnen zur andern Natur geworden; das war bei ihnen nicht einfache Reiselust, sondern es waren Wallfahrten nach heiligen Stätten, besonders auch apostolische Missionsreisen.[1]) Zur Aufnahme ihrer Landsleute legten nun irische Mönche an verschiedenen Orten Hospize an. Andere ahmten das nach. Ein Mann aus dem schwäbischen Städtchen Kempten, Namens Heinrich, hatte Mitleid mit den Reisenden, welche im Winter unter großer Lebensgefahr über den Arlbergpaß wanderten. Ein Einzelner konnte diesen Naturgewalten gegenüber nicht helfen. Deshalb stiftete er im Jahre 1386 eine Bruderschaft, deren Mitglieder diesseits und jenseits des Arlbergs, in Tirol und Vorarlberg, wohnten und die Verpflichtung übernommen hatten, die Reisenden auf ihrer gefährlichen Wanderung zu schützen. Zu diesem Zweck hatten sie auf der Paßhöhe das Hospiz St. Christoph gebaut.

Die berühmtesten solcher klösterlichen Herbergen sind auf dem großen und kleinen St. Bernhard, mit einer Filiale zu Val d'Obbio in Piemont, auf dem Mont Cenis und Simplon[2]). Sie werden jetzt alle von Augustinerchorherrn bedient, und diese haben auf jenen schauerlichen Bergeshöhen, 6—8000 Fuß hoch, welche drei Viertel des Jahres mit Schnee bedeckt und von häufigen Lawinen heimgesucht sind, die Reisenden zu beherbergen, zu führen, die Verunglückten anzusuchen, wobei die bekannten Bernhardinerhunde vorzügliche Dienste leisten. Das Hospiz auf dem St. Bernhard wurde 962 vom heiligen Bernhard von Menthon, Archidiakon zu Aosta, gestiftet. Seine Wichtigkeit wurde so allgemein anerkannt, daß es aus der Schweiz, aus Italien und Frankreich, selbst aus England und der Normandie Zustiftungen erhielt. Wie viele hundert Menschen die muthigen Mönche mit eigener Lebensgefahr vom Tode des Erfrierens errettet, das ist nur bei Gott im Buche des Lebens aufgezeichnet. Nur junge kräftige Patres und Brüder, meistens

[1]) Allerdings Thijm, a. a. O. S. 36,

[2]) Berlepsch, die Alpen. Jena 1866. S. 205. Manz'sche Realencyklopädie s. v. St. Bernhard.

Digitized by Google

Landeskinder, die noch in den zwanziger Jahren ſtehen, werden zu dieſem Dienſt angenommen, für welchen ſie ſich gewöhnlich auf 15 Jahre verpflichten; dann kommen ſie in tiefer liegende Klöſter oder auf Pfarreien. Die wenigſten aber überleben dieſe Zeit. Wer nicht auf dem Felde der Ehre ſtirbt, d. h. im Streben, Andere zu retten, ſelbſt verunglückt, den rafft das rauhe Klima, das Uebermaß der Anſtrengungen frühzeitig hinweg. Das ſind auch Martyrer der Nächſtenliebe. Und doch nennt ſie Lord Byron, der ein genialer Dichter, aber ein niedrig denkender Menſch war, in den Anmerkungen zu Childe Harold: „the miserable drones of an execrable superstition“, die elenden Drohnen eines verabſcheuungswürdigen Aberglaubens, und das, nachdem vielleicht auch er die Gaſtfreundſchaft des Kloſters auf dem St. Bernhard genoſſen hatte.

Im Jahre 1845 fanden dort drei Prieſter in Erfüllung ihres Liebeswerkes ihren Tod, indem ſie in einen mit Schnee überdeckten Abgrund verſanken. Trotzdem hatte zwei Jahre ſpäter die radikale Regierung von Wallis den traurigen Muth, dem Kloſter eine Brandſchatzung von 80 000 Franken aufzulegen, eine Militärabtheilung dort einrücken zu laſſen und ſogar die Aufhebung desſelben zu dekretiren. Nur durch die Interceſſion der franzöſiſchen, ſardiniſchen und päpſtlichen Regierung wurde es gerettet. — Die Ordnung iſt in allen dieſen klöſterlichen Hoſpizien weſentlich die gleiche. Die Reiſenden genießen an gemeinſamem Tiſch, was die Kloſterküche zu bieten im Stande iſt; Kranke und Verunglückte abgerechnet, dürfen die Touriſten nicht länger als eine Nacht bleiben; Niemand legt ihnen eine Rechnung vor; man überläßt es ihrem guten Willen, ob ſie in eine in der Kirche befindliche Büchſe eine Vergütung geben wollen. Sie waren eben Gäſte des Kloſters; ob ſie für das, was ſie genoſſen, und was die Mönche mit großen Koſten haben herbeiſchaffen müſſen, ſelbſt das Brennmaterial muß ja viele Stunden weit heraufgebracht werden, eine Gegenleiſtung an Geld geben wollen, liegt ganz in ihrer Hand; Niemand controlirt ſie darüber. Auf dem großen St. Bernhard verkehren jährlich 16 bis 20 Tauſend Reiſende, die dem Hoſpiz eine Auslage verurſachen, die ſich bisweilen bis zu 100 000 Franken beläuft. Der allergeringſte Theil davon wird durch dankbare Gaben gedeckt. Das übrige leiſten die Stiftungen.

Digitized by Google

9. Die „kleinen Schwestern der Armen."

Machen wir nun einen Spaziergang durch die Straßen von Paris. In verschiedenen Straßen begegnen uns Klosterfrauen, die immer zu zwei und zwei gehen. Sie tragen ein schwarzes wollenes Kleid, schwarzen Mantel mit übergeschlagener Kapuze, darunter eine weiße Haube und plumpe schwere Schuhe. Jede hat einen großen Korb im Arm und in gleichem Schritt mit ihnen fährt ein Wagen, der eigentlich nur ein großer Kasten mit einem Deckel ist. Eine hat ein Verzeichniß, nach dessen Anleitung die Frauen da und dort in ein Haus treten; dort hält der Wagen still, bis die Schwestern wieder kommen und bisweilen den Inhalt ihres Korbes in den Wagen legen. Während sie den Deckel öffnen, schauen wir neugierig ein wenig hinein. Der Wagen enthält einige Säcke und eine Anzahl Kasten aus getriebenem Eisenblech; in jedem ist etwas Anderes: Fleisch, Fisch, Gemüse, Butter, Brode, kurz was eben in einer vornehmen Küche abfällt und nicht mehr auf den Tisch der Herrschaft gebracht werden kann. Besonders reich ist die Beute der Schwestern in den eleganten Restaurationen; da helfen ihnen die Küchenmädchen, die Speisereste möglichst gleichartig in die Eisenkübel zu ordnen. Nicht zu vergessen ist ein großes Gefäß für den Kaffeesatz. Wenn sie vor einer Schule halten, kommt der Hausmeister und bringt ihnen einen Sack mit Brodresten, welche die Kinder liegen gelassen haben. Wenn sie über die Marktplätze fahren, kommen die Säcke in Verwendung, welche der Wagen birgt. Da bringt eine Gemüsehändlerin einen Kohlkopf, dort eine andere einen Bund Zwiebeln, Rüben, Kartoffeln. Obst wird reichlich gegeben, auch da und dort ein Quantum Milch in die Blechkanne. Bisweilen kommt sogar ein Ballen Butter, und wenn ein Landesproduktenhändler ein besonders gutes Geschäft gemacht hat, eine Gewinn bringende Spekulation, dann wirft er auf den vorüberfahrenden Wagen einen Sack Reis oder Bohnen, vielleicht sogar einen ganzen Zuckerhut.

Diese Klosterfrauen sind les petites soeurs des pauvres, die „Kleinen Schwestern der Armen". In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts diente in St. Servan, an der Westküste von Frankreich, bei einer alten wohlthätigen Dame eine fromme Magd, Jeanne Jugan. Als ihre Herrin im Jahre 1838 starb, miethete sich die Magd ein bescheidenes Mansardenzimmer und nahm eine ganz hilflose blinde Frau, bald darauf noch eine alte gebrechliche

Digitized by Google

Magd in ihr Zimmer auf und pflegte sie. In zwanzigjährigem Dienst hatte sie sich 600 Franken erspart; das war ihr ganzes Vermögen. Aber sie that mancherlei Arbeiten, und damit verdiente sie für sich und ihre Pfleglinge ihren kümmerlichen Lebensunterhalt. Nun wuchs ihr Muth; sie vertraute auf Gott und gute Menschen. Drei Jahre später miethete sie eine größere Wohnung und am 1. November 1841 bestand ihre adoptirte Familie aus 20 blutarmen alten Frauen. Diese zu erhalten, reichte ihr Verdienst selbstverständlich nicht mehr aus. Nun brachte sie der Abbé Le Pailleur, welcher ihre Barmherzigkeit überwachte, auf einen guten Gedanken. Alle ihre Pfleglinge hatten bisher von Almosen gelebt; sie ließ sich die Namen ihrer Wohlthäter nennen und bettelte nun selbst für die bisherigen Bettlerinnen. Die gesammelten Lebensmittel brachte sie nach Hause und jene ihrer Hausgenossen, die am wenigsten gebrechlich waren, halfen ihr bei der Zubereitung und Vertheilung. Wenn alle gesättigt waren, dann aß auch Jeanne, vorausgesetzt, daß etwas übrig geblieben war. Bald schlossen sich ihr drei andere fromme Mädchen an und diese vier lebten nun nach einer Art von klösterlicher Regel.

Das ist der bescheidene Anfang der Congregation der „Kleinen Schwestern der Armen". Ein halbes Jahrhundert später (1892) hatte dieselbe ein Noviziatshaus in La Tour St. Joseph und 266 Häuser in und außer Frankreich, in welchen mehr als 30 000 alte Männer und Frauen von 4 500 Schwestern gepflegt werden. Im deutschen Reichsland sind solche Häuser in Metz, Straßburg und Colmar. In Paris allein hatte sie im Jahre 1883 fünf Häuser mit etwa 1 200 Pfleglingen, welche von 100 Schwestern bedient wurden. Man muß da wohl an das biblische Gleichniß vom Senfkorn denken.

Der Geist der Stifterin ist dem ganzen Institut aufgeprägt. Abbé Le Pailleur, welcher dasselbe leitete, stellte zwei Grundsätze auf. Erstens soll die Anstalt sich vorzugsweise auf das Almosen und zwar auf das täglich e Almosen stützen. Allerdings werden Legate und ständige Einnahmen nicht zurückgewiesen; aber wie es scheint, sind dieselben äußerst spärlich. „Was werden wir morgen essen? — Das wissen wir noch nicht; aber wir beten täglich: Gib uns heute unser tägliches Brod, und dann gehen wir zu wohlthätigen Leuten und bitten: Gebet um Gotteswillen den Unserigen und uns heute unser tägliches Brod". Das ist die Grundregel des Instituts und dieses Vertrauen hat sie noch nie getäuscht. Der

zweite Grundsatz ist, daß sie nur Arme in hinfälligem Alter aufnehmen. Nach diesem Prinzip haben sie viele Tausende von alten Männern und Frauen unter Dach gebracht, gespeist und gekleidet, welche sonst in einem Winkel verhungert oder unter dem Tisch einer Branntweinschenke gestorben wären. Denn der bettelnde Greis neigt sich zur Trunksucht; dieser sich zu entwinden, braucht er eine Stütze und als solche dienen ihm die Schwestern und ihre Anstalt.

Und in dieser Anstalt sind die Armen die Herrn und die Schwestern sind ihre Mägde, und zwar die Mägde für alles: für die Küche, die Wäsche, die Krankenpflege, für Almosensammeln. Von den Armen verlangt man nichts, als daß sie sich speisen, kleiden und auf einen christlichen Tod vorbereiten lassen. Für die Armen ist die Hausordnung mild, für die Schwestern sehr streng.

Jetzt begleiten wir noch einmal die Schwestern auf ihrem Almosengang. Ihre eigenthümliche Tracht ist dieselbe, wie sie die Frauen von St. Servan haben, und wie die Stifterin sie getragen. Aus Pietät gegen dieselbe hat man sie der ganzen Congregation gegeben. Aus jedem der fünf Pariser Häuser gehen jeden Morgen je zwei Schwestern aus; die Wagen, welche die Schwestern begleiten, werden von der Compagnie des petites voitures, einer Droschkengesellschaft, umsonst gestellt. Die Schwestern gehen nur zu jenen Familien, von denen sie wissen, daß man ihnen gerne gibt, und welche auf ihrem Verzeichniß stehen. Man kann ja wohl 4 — 5 Stunden auf den Trottoirs von Paris spazieren gehen, ohne besonders müde zu werden. Aber die Schwestern müssen in die Häuser gehen, und die Mildthätigkeit wohnt nicht immer in der Belle-Etage, und die Pariser Häuser sind hoch. Bisweilen ist eine Schwester, bis sie wieder nach Hause kommt, 150 Treppen hinauf und hinabgestiegen. Als mein Gewährsmann Maxime du Camp, dem ich diese Notizen verdanke,[1]) einer Schwester seine Verwunderung darüber aussprach, meinte sie lächelnd: „O, das wäre nicht so schlimm, wenn man nur ein paar Reserve-Kniee hätte".

Begleiten wir nun die heimkehrenden Schwestern in die Küche. Da wird zunächst alles sorgfältig sortirt und bis auf den letzten Brocken verwerthet. Das gesammelte Brod ist bisweilen zu hart für 80jährige Kinnladen; das legt man in den Ofen, um es wieder weich und genießbar zu machen; das ganz trockene wird zu

[1]) Die Wohlthätigkeitsanstalten der christlichen Barmherzigkeit in Paris. Mainz 1887 S. 17 ff. Vergl. das Referat in den hist. pol. Blättern 1895. Band 115 S. 382 ff.

Digitized by Google

Suppen verwendet. Ebenſo die Gemüſereſte. Das Fleiſch wird zu Hachè oder zu Fricandellen verarbeitet. Feineres Fleiſch, wie Reſte von Geflügel, und Compot wird für die Kranken bei Seite gelegt. Mit dem reichlich gegebenen Obſt und den Reſten Käſe können ſie ihnen ein Deſſert geben, welches der Franzoſe ſo gerne hat. Kaffee iſt für den Pariſer ein unentbehrliches Nahrungsmittel, und zu deſſen Herſtellung dient der maſſenhaft geſammelte Kaffeeſatz; mit viel Milch und Zucker gibt er noch ein paſſables Getränke. Mein Gewährsmann beobachtete ein uraltes Weibchen, welches mit ſichtlichem Vergnügen Schluck um Schluck koſtete. Er fragte ſie: „Nun Mütterchen, iſt euer Kaffee gut?“ Sie lächelte verſchmitzt, zuckte die Achſeln und meinte: „Offen geſtanden, iſt er ein bischen dünn; aber Sie kennen wohl das Lied:

„Wenn man nicht hat, was man liebt,
Muß man lieben, was man hat“.

Und als richtige Pariſerin fügte ſie bei: „Das allein hält mich noch zuſammen.“

Erſt wenn alle gegeſſen haben, kommen die Schweſtern an die Reihe. Aber auch von ihrem Tiſch bleibt manches übrig, was nicht verloren gehen darf. Jedes Haus hat ſeine Kaninchen- und Schweineſtälle und ſeinen Geflügelhof. Eine Oberin meldete ganz ſtolz dem Herrn du Camp: „Einmal konnten wir allen unſern Alten gebratene Enten vorſtellen“. Das ſind beſondere Feſttage, von welchen die alten Leute lange reden. In einer Ecke ſah der Berichterſtatter einen ganzen Haufen zerbrochener Holzſchachteln. „Aber um Gotteswillen, was wollen Sie damit machen?“ — „O, ſagte die Schweſter, damit kann man ſehr gut Feuer anſchüren“. In dem Hauſe der Rue St. Jacques fand er eine Schweſter und zwei alte Leute beſchäftigt, einen ganzen Haufen Tropfwachs und Unſchlittſtücke zu ſortieren. Daraus macht man wieder Kerzen, die gerade ſo gut brennen wie gekaufte. In einem andern Zimmer trennte man ſorgfältig die Reſte einer alten Poſamentierarbeit auseinander. „Das gibt warme Socken für den Winter“, ſagte die Schweſter. Machen wir nun einen Gang durchs Haus, ſo finden wir in den Schlafſälen jedes Bett mit einer Decke geſchützt, gegen welche die buntſcheckigſte Kleidung eines Arlechino monoton zu nennen iſt. Da finden wir Sammt, Seide, Atlas, Brocat, Tuch, Kattun und Gott weiß, was alles, vertreten, in Muſtern geordnet, die gar nicht ſchlecht ausſehen. Den Stoff dazu liefern die Abfälle, die von Schneidern, Kleidermacherinnen, Tapezierern geſchenkt werden. Ein erwünſchter Beitrag dazu ſind die Muſter aus den

Modemagazinen, welche nach Ablauf der Saison keinen Zweck mehr haben. Aehnlich sind die Bettvorlagen und die Vorhänge hergestellt.

Betrachten wir uns dann die Leute selbst, so glauben wir uns ins Mittelalter versetzt, wo die Mode möglichst starke Farbengegensätze selbst an demselben Kleidungsstück forderte. Der rechte Aermel hat etwas andere Couleur, als der linke; der Rücken ist nicht von demselben Stoff, wie die Vordertheile. Aber was thut's? Es sind ja nur die Hauskleider, sie sitzen bequem und halten warm, erfüllen also ihren Zweck und was die Hauptsache ist, sie kosten keinen Centime. Unter den Insassen sind immer alte Schneider und Näherinnen, welche sich gerne nützlich machen und zeigen, daß sie auch noch etwas leisten können. Da sitzen ein paar alte Schuster, die mit ernster Kennermiene die geschenkten zerissenen Schuhe prüfen und sie kunstvoll wieder herrichten, daß sie noch lange gute Dienste leisten. Dort sind ein paar Schreiner und Korbflechter, welche alte Stühle wieder herrichten. In Küche und Holzhaus, im Waschhause und Bügelzimmer thun die Pensionäre ihr Möglichstes, um den Schwestern behilflich zu sein. Manche, die durch eigene Schuld, durch Trägheit und Indolenz so tief gesunken sind, werden jetzt in ihrem hohen Alter wieder fleißig und arbeitsam, da sie sehen, daß die Schwestern nur um Gotteslohn so unermüdet arbeiten, um ihnen die Last des Alters zu erleichtern. Bei den Häusern in der Avenue de Bretenil und in der Picpus-Straße sind große Gärten, welche von Obergärtnern bebaut werden mit Gärtnerjungen, von welchen keiner unter siebzig Jahre alt ist. Das Produkt ihrer Arbeit findet sich wieder auf dem Tisch des Refektoriums.

Wenn der Leser nun fragt: Wie ist es doch möglich, daß die Schwestern mit solch geringen Mitteln so großartiges leisten können, mehr als 30 000 Arme nähren und kleiden, ohne regelmäßige Einkünfte, ohne festes Budget, nur mit dem, was das tägliche Almosen einbringt, und sagen wir geradezu, mit dem was in vielen Häusern auf den Kehrichthaufen und in das Spülfaß wandert? Die Lösung des Räthsels liegt im Gelübde der Armuth, welches die Schwestern abgelegt. Infolgedessen betrachten sie *nichts* als ihr Eigenthum. Sie sind nur die Verwalterinnen dessen, was die Wohlthätigkeit in ihre Hand gelegt. Sie erachten sich im Gewissen verpflichtet, jede, auch die geringste Kleinigkeit zu dem Zwecke zu verwenden, zu welchem sie ihnen gegeben wurde.

Darum ists nur ein Gebot der Klugheit, wenn städtische Behörden die Verwaltung von ähnlichen Anstalten in die Hände

Digitized by Google

von Ordensfrauen legen. Vielleicht stützen sie sich dabei bisweilen nur auf die erfahrungsgemäße Thatsache, daß in solchen Anstalten größere Ordnung und Reinlichkeit herrscht und daß die Haushaltung billiger kommt. Der einfache Grund für diese Thatsache aber liegt darin, daß man dasjenige, was man sich als Lebensberuf gewählt, um damit sich den Himmel zu verdienen, mit größerer Treue und Sorgfalt thun wird, als wenn man eine solche Stelle nur annimmt, um sein Brod zu verdienen, und nur auf so lange, bis man eine bessere und leichtere Stelle findet. Das religiöse Gewissen führt besser Aufsicht als Commissionen und Visitationen.

In die Räume, wo die Blinden, Blödsinnigen, Epileptischen, Geisteskranken verpflegt werden, will ich den Leser nicht führen. Gleiches Elend und gleiche Liebe in der Pflege findet man in allen für diese Unglücklichen bestimmten Anstalten, welche von Ordensfrauen geleitet werden. Ich wollte nur auf die eigenthümliche Weise aufmerksam machen, durch welche die „Kleinen Schwestern der Armen" es zustande bringen, viele Tausende von Armen ohne reiche Stiftung, ohne regelmäßige Geldzuschüsse zu erhalten.

Die Pflegerinnen werden zwar mit schönen Namen angeredet; die Oberin nennt man bonne mère, die Schwestern chére soeur. Aber man glaube nicht, daß alle Pensionäre den Schwestern durch Dankbarkeit und Folgsamkeit ihren Dienst leicht und angenehm machen. Manche waren Gutsbesitzer und sind durch Verschwendung herabgekommen, andere sind entlassene Zuchthäusler; neben ihnen viele, die ohne eigentliche Schuld ins Elend gekommen sind. Du Camp sah einen alten Mann, der abgesondert von den Uebrigen eifrig in einem Buche las. Er nahm es ihm aus der Hand, es war eine lateinische Ausgabe des Horaz. Der Leser war ein alter Philologe, der es nie zu einer Anstellung gebracht und den nun die Klostersuppe vor dem Verhungern schützte. Die kühnste Phantasie eines Romanschreibers würde solche Schicksalswendungen nicht ersinnen können, wie sie hier thatsächlich sich finden. Welch' eine himmlische Geduld, welch' eine opferfreudige Liebe gehört nun dazu, unter diesen heterogenen Elementen Ruhe und Frieden zu erhalten, rohe Zornesausbrüche zu besänftigen, die geistig Gebrochenen aufzurichten und zu trösten; jene, die im Glauben Schiffbruch gelitten, wieder zum Glauben zurückzuführen, sie zur Bußfertigkeit und damit zu einem guten Tode anzuleiten! Welche Wohlthaten für Leib und Seele!

Paris hat großartige städtische Armenanstalten, die Salpétrière, Bicêtre und viele andere. Und doch besteht eine Lücke, welche theil-

weise durch die Häuser der „Kleinen Schwestern" ausgefüllt wird. Die städtischen Anstalten verlangen wie überall zur Aufnahme Indigenat, Bürgerrecht, Heimatsrecht und dgl. Um bei den „Kleinen Schwestern" aufgenommen zu werden, braucht man nichts als alt, arm, hilflos zu sein. In einem Hause fand du Camp eine alte, ganz gebrochene Frau, eine Deutsche, die kein Wort französisch verstand. Diese freiwillige Armenpflege fragt eben nicht: wo bist du her? sondern: wie sehr bist du der Hilfe bedürftig? Und darin liegt die Nothwendigkeit der freiwilligen Armenpflege für die jetzige Zeit. Wohl alle größeren Städte haben großartige Wohlthätigkeitsanstalten aus älterer Zeit, aber die Theilnahme ist an gewisse Bedingungen, namentlich an das Heimatsrecht geknüpft. Sie genügten auch vollständig für jene Zeit, wo die Bevölkerung wenig fluktuirte, mehr seßhaft war. Bei der jetzt herrschenden Freizügigkeit findet sich aber in jeder Stadt eine zahlreiche hilfsbedürftige Bevölkerung, welche auf städtische und stiftungsgemäße Unterstützung keinen Anspruch hat. Und für diese tritt eben ergänzend die freiwillige, gut organisirte Armenpflege ein, für welche es keine Beschränkung durch Armen-Gesetz und Stiftungsbrief giebt, für welche nur die thatsächliche Bedürftigkeit maßgebend ist.[1])

10. Secundäre Armenpflege durch neuere Congregationen.

Auch Anstalten, welche zu einem ganz anderen Zweck gegründet sind, leisten für die Armenpflege großartiges. Betrachten wir von vielen nur eine. Die im Jahre 1856 zu München gegründete „Marienanstalt für weibliche Dienstboten"[2]) versorgt z. B. 22 alte erwerbsunfähige Dienstboten; 54 arme Mädchen, welche noch zu jung sind, in einen Dienst zu treten, erhalten Pflege und Ausbildung für ihren künftigen Dienstbotenstand; dienstsuchende oder in der Reconvalescenz begriffene Mädchen benutzen im Durchschnitt täglich 50—60 das Dienstbotenasyl. Die Leitung führt eine religiöse Genossenschaft „Maria vom Trost", gegenwärtig 20 Schwestern. Viele von den Pfleglingen können gar nichts zahlen, andere nur eine geringe Summe, und trotzdem bringt man es zu Stande, täglich 3—400 Suppenportionen an Hausarme zu geben und jeden Freitag oft an 500 Personen eine kleine Geldspende zu vertheilen; und die Anstalt ist immer noch in der Entwicklung begriffen. Je rückhaltloser eine Anstalt für christliche Charitas ihrer

[1]) Man lese u. A. das schöne Buch von P. H. Pesch S. J., Die Wohlthätigkeitsanstalten der christlichen Barmherzigkeit in Wien. Freiburg 1891.

[2]) Ratzinger a. a. O. S. 533.

Digitized by Google

Aufgabe sich widmet, desto reicherer Segen ruht auf ihr.

Aehnliche Dienstbotenanstalten gibt's ja zahllos viele. Die Niederbronner Schwestern haben solche in Gebweiler und Mühlhausen im Elsaß, die Dillinger Franziskanerinnen in Bamberg, die Kaufbeuerer Franziskanerinnen in Kempten ꝛc. Aber meinem Thema entsprechend behandle ich nur, was diese Klosterfrauen neben ihrer eigentlichen Aufgabe für Linderung der socialen Noth, für Stillung des Hungers gethan, sei es regelmäßig, sei es bei plötzlich auftretendem Bedürfniß. In Trier ist ein Mutterhaus der barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus. Der Winter 1887/88 war bekanntlich hart und streng. Vielen armen Familien fehlte bei der dadurch veranlaßten Arbeitslosigkeit und der überdies herrschenden Theuerung die nöthige Nahrung. Da eröffneten die Schwestern des Mutterhauses eine Suppenanstalt. In großen Quantitäten kochten sie eine kräftige Suppe mit Speck, Erbsen, Bohnen, Reis u. dergl. Aus der Stadt steuerte man zu den Kosten bei, und so waren sie im Stande, vom 9. Februar bis zum 25. März 1888 21,712 Portionen gratis, die übrigen für den geringen Preis von 5 Pfennigen für die Portion zu verabreichen.[1])

Eine andere Gelegenheit praktischer Nächstenliebe bietet sich bei den alle paar Jahre sich wiederholenden großen Ueberschwemmungen in den am Rhein liegenden Städten. Ganze Stadtviertel in Koblenz, Mühlheim, Deutz, Düsseldorf ꝛc. sind im Frühjahr überschwemmt, so daß die Communication nur durch Kähne möglich ist. Wohlhabende und reiche Leute können sich ja leicht vorsehen und für die Zeit dieses Hausarrestes verproviantiren. Aber was fangen die Armen an, die, wie man sagt, von der Hand in den Mund leben, die von dem, was sie heute verdienen, sich morgen ihre Lebensmittel kaufen müssen, die aber zur Zeit der Ueberschwemmung nichts verdienen, also bitterem Hunger preisgegeben sind? Da helfen in den genannten Städten die „Armerschwestern vom hl. Franziscus" aus dem Mutterhause in Aachen.[2]) Da sieht man große Nachen durch die Straßen fahren, in jedem eine Klosterfrau und neben ihr ein gewaltiger Kessel voll dampfender Suppe, Körbe und Geschirre mit anderen Lebensmitteln. Aus dem dritten Stock und aus der Mansarde spähen die armen, ausgehungerten Leute sehnsüchtig nach dem hilfebringenden Nachen. Auf ihren Ruf hält er still; dann

[1]) v Hammerstein S. J., Winfried oder das sociale Wirken der Kirche. Trier 1889 S. 82.

[2]) v. Hammerstein a. a. O. 87.

Digitized by Google

schwebt an einer Schnur ein Topf, ein Kessel, ein Körbchen herab, die Schwester füllt sie mit Suppe, Fleisch, Brod, gekochten Kartoffeln, Gemüse, und die armen Leute ziehen sie wieder hinauf, um freudig und dankbar mit ihren Kindern den Hunger zu stillen. Und so geht's Tag für Tag, bis sie aus ihrer Gefangenschaft erlöst sind.

11. Die Anstalten des Don Bosco.

Daß die christliche Charitas sich nicht damit begnügt, den Hunger des Leibes zu stillen, ist selbstverständlich. Einem verwaisten, verlassenen, hungernden Kinde ein Stück Brod geben, ist gewiß ein gutes Werk, welches Gott nicht unbelohnt läßt. Aber das Kind hat auch eine unsterbliche Seele und diese ist noch leichter dem geistigen Verschmachten ausgesetzt, als der Körper dem leiblichen Hungertod. Und darum hat man zu allen Zeiten Waisen- und Rettungshäuser errichtet, weitaus die meisten unter Leitung von Ordenspersonen. Was dieselben leisten, will ich nicht im Detail schildern; wohl jede größere katholische Stadt hat derartige Anstalten. Die meisten sind lokale Stiftungen, nicht organisch mit einander verbunden. Aber von einer Gründung will ich doch erzählen, welche ebenfalls, wie viele andere dem Senfkörnlein im Evangelium zu vergleichen, von den bescheidensten Anfängen ausgehend, heutzutage ihre Aeste über ganze Länder hin ausbreitet.[1]) Am 4. Februar 1888 bewegte sich ein gewaltiger Leichenzug durch die Straßen von Turin. Mehr als 200,000 Personen folgten dem Leichenwagen, unter ihnen Bischöfe, Priester, Adelige, Beamten, Studenten, Arbeiter, die katholischen Vereine mit ihren Fahnen. Wer war der Mann, dem man in solcher Weise die letzte Ehre erwies? Don Giovanni Bosco, ein einfacher Priester, der Sohn blutarmer frommer Landleute. Unter unsäglichen Entbehrungen hatte er seine Studien vollendet und wurde 1840 Priester. Mit Vorliebe nahm er sich der im Zuchthause untergebrachten jugendlichen Verbrecher an und er erkannte leicht, daß die meisten nur wegen Mangel an Erziehung, der nicht ihnen zur Last zu legen war, so tief gesunken waren, und es keimte in ihm der Gedanke, Zufluchtsstätten für verwahrloste oder von Verwahrlosung bedrohte Knaben zu gründen. Aber vom Gedanken bis zur Ausführung war noch ein weiter Weg.

Das anfängliche Wirken Don Bosco's für katechetischen Unterricht übergehe ich, als nicht zum Thema gehörig, obschon es der

[1]) Vergl. Don Bosco und die fromme Gesellschaft der Salesianer. Nach dem Französischen von A. du Bois. Mainz 1885, und v. Hammerstein a. a. O. 110 ff.

Digitized by Google

Form nach originell und von außerordentlichem Erfolge begleitet war. Nur ein einzelnes Factum mag beweiſen, welch wunderbare Gewalt er über die jugendlichen Gemüther hatte. Nahe bei Turin iſt eine ſtaatliche ſog. Beſſerungsanſtalt, in welcher 300 ganz verwahrloſte Jünglinge detinirt waren. Die Ordnung und Aufſicht war ſtreng; aber von einer eigentlichen Beſſerung kaum die Rede. Don Bosco gab nun den Sträflingen regelmäßigen Religionsunterricht und hielt ihnen Ende Mai 1855 geiſtliche Exercitien, d. h. einige Tage lang täglich mehrere Vorträge über eng in einander greifende religiöſe Wahrheiten. Am Schluß derſelben legten alle ohne Ausnahme eine Generalbeicht ab und empfingen die heilige Communion. Don Bosco wollte ſie nun für ihre Willfährigkeit belohnen und ihnen einen freien Tag mit einem großen Spaziergang verſchaffen. Er wandte ſich an den Gefängnißdirector, der das natürlich für unmöglich erklärte. Dann ging er zum Miniſter Rattazzi, dem radikalſten von den vielen radikalen Staatsmännern, die das Königreich beider Sicilien und das ſpätere Königreich Italien regierten. Rattazzi hatte ſich einmal perſönlich von dem ſocialen Wirken Don Bosco's überzeugt und zollte ihm deßhalb hohe Achtung; aber dennoch erklärte er ſein Vorhaben für unausführbar. Don Bosco entgegnete: „Ew. Excellenz täuſchen ſich; die jungen Leute gehorchen mir auf's Wort; kein einziger wird mein Vertrauen mißbrauchen.“ Rattazzi beſann ſich eine Weile und erklärte dann: „Gut, Sie ſollen ihren Ausflug machen; aber ich werde Ihnen 60 berittene Soldaten mitgeben, welche für Aufrechthaltung der Ordnung ſorgen ſollen.“ „Laſſen Ew. Excellenz mich allein für die Ordnung ſorgen; das wird beſſer ſein.“ So geſchah's; der Ausflug wurde gemacht, und am Abend kehrten alle ins Gefängniß zurück; kein Einziger fehlte. Rattazzi rief aus: „Ihr Prieſter Gottes beſitzt eine Macht, die ſtärker iſt, als alle Gewalt, über welche wir verfügen. Ihr könnt über die Herzen herrſchen; das können wir nicht.“

Wenn dieſer Mann durch rein geiſtige Mittel ſolche Gewalt über junge Leute übte, die meiſtens wirkliche Verbrecher waren, wie viel größer mußte ſein Einfluß auf Knaben ſein, die nur vernachläßigt waren, und welchen er nebſt dem Brod der Seele auch das Brod des Leibes bot. Eines Abends im Jahre 1846 hatte ein elternloſer, ganz verlaſſener Knabe an der Thüre Don Bosco's angepocht; ein anderer wurde von der Straße aufgeleſen. Beide wurden, da Don Bosco's Wohnung äußerſt beſchränkt war, in der Küche untergebracht. Das war der erſte Schlafſaal für eine Anſtalt,

welche im Jahre 1885 über 1000 Knaben in vierzig Schlafsälen beherbergte. Anfangs war die Tagesordnung folgende: Nach dem Morgengebet und der hl. Messe erhielt jeder 25 Centesimi = 20 Pfg., womit er sich Brod, Soldatenzwieback oder geröstete Kastanien für die Zwischenmahlzeiten kaufte. Dann gingen sie zu ihren Handwerksmeistern, welche Don Bosco für sie ausgesucht hatte. Mittags kamen sie zurück, jeder bewaffnete sich mit einem irdenen Schüsselchen und einem hölzernen Löffel; nun drängten sie sich in der Küche um Frau Margarita, Don Bosco's alte Mutter, welche fast den ganzen Tag beschäftigt war, die zerrissenen Kleider der Jungen zu flicken, und welche jetzt aus einem gewaltigen Topf ihnen Suppe austheilte; bisweilen kamen Kartoffeln oder etwas Reis dazu, bei festlichen Gelegenheiten das italienische Nationalgericht, die Polenta, ein Brei aus Maismehl. Als Speisesaal diente der kleine Hof am Hause; der eine setzte sich auf die Treppe, der andere auf einen Balken, die meisten auf den bloßen Boden, und so genossen sie dankbar, was ihr gütiger Wohlthäter ihnen bot, der auch keine bessere Nahrung hatte als sie. Um halb zwei Uhr gingen sie wieder zu ihren Meistern und Abends wiederholte sich dieselbe Scene wie am Nachmittag. Beim Abendgebet hielt ihnen Don Bosco oft eine kurze religiöse Ansprache, um die schlimmen Eindrücke zu verwischen, die sie etwa draußen in der Werkstätte empfangen hatten.

Als die Anstalt, das Oratorium des hl. Franz von Sales genannt, in Folge reichlich fließender Gaben wuchs, errichtete Don Bosko 1856 im eigenen Hause Werkstätten für die verschiedenartigsten Gewerbe, für Schreiner, Drechsler, Schneider, Schuhmacher, Buchdrucker u. s. w. Auf dem Lande gründete er landwirthschaftliche Schulen. Und überall war er persönlich zugegen, um den Charakter und die Anlagen der Knaben zu prüfen. Die talentvollsten nahm er in von ihm ins Leben gerufene Studienseminarien auf, wo sie classischen Unterricht empfingen. Trat bei ihnen der Beruf zum priesterlichen Stand hervor, so veranlaßte er ihre Aufnahme in Clerikalseminarien, und bis zum Jahre 1889 waren über 6000 Priester aus diesen Anstalten hervorgegangen, von welchen gegen 1200 der von ihm gestifteten Congregation angehörten. Denn merkwürdig, derselbe Minister Rattazzi, der im Jahre 1854 mit Cavour 365 Klöster in Italien aufgehoben, hatte, als er das segensreiche Wirken Don Bosco's beobachtete, den Wunsch ausgesprochen, daß diese Stiftungen über den Tod des Stifters hinaus gesichert sein möchten. Und dazu wußte er kein anderes Mittel anzugeben,

Digitized by Google

als das einer Ordensstiftung. Seine Furcht vor der Kirchenluft war groß, aber noch größer die Furcht vor der socialen Revolution, welche sich unter seinen Augen drohend entwickelte. Und dieser zu begegnen oder doch ihre Gefahr abzuschwächen, erschien ihm Don Bosco's Werk als ein vorzügliches Mittel. Die Priester, welche ihm bisher helfend zur Seite gestanden waren, traten im Jahre 1868 zu einer Congregation zusammen, welche 1870 von Pius IX. approbirt wurde. Bei dem Tode Don Bosco's 1888 zählte das Oratorium in Italien, Frankreich, Süd-Amerika 152 Häuser mit 130,000 Zöglingen, aus welchen jährlich gegen 25,000 junge Leute in jeder Hinsicht wohl vorbereitet ins öffentliche Leben hinaustreten.

12. Das „seraphische Liebeswerk".

Uebrigens brauchen wir nicht ins Ausland zu gehen, um ähnliche originelle Gründungen kennen zu lernen. Im Jahre 1888 stand in der „Kölnischen Volkszeitung" ein kleiner Artikel, welcher berichtete, daß ein österreichischer Benediktiner P. Eduard Hager einen Verein von Kinderfreunden gegründet, welcher innerhalb 5 oder 6 Jahren über 500 arme, verwahrloste Kinder gerettet und unterstützt hatte. Jetzt hat derselbe bei Zirl in Tirol Werkstätten errichtet, ganz ähnlich wie Don Bosco. Das las ein bayerischer Kapuziner, P. Cyprian, und meinte: „Was in Oesterreich möglich war, wird auch in Deutschland möglich sein."[1]) Und der Pater schnitt den Artikel heraus und legte ihn in sein Brevier. Das war das Samenkorn, aus welchem ein stattlicher Baum christlicher Charitas herauswuchs. An Dreikönig 1889 stellte Jemand an den Pater, der damals Direktor des dritten Ordens in Ehrenbreitstein war, die Frage: „Wollen sie helfen, ein verwahrlostes Kind zu retten?" — „Mit Freuden!" war die Antwort. Auf seine Anregung legten die Mitglieder des dritten Ordens die nöthige Summe zusammen, um das Kind in einer Anstalt unterzubringen; bald folgte ein zweites und drittes; und nach vier Jahren zählte das „Seraphische Liebeswerk" über 100,000 Mitglieder, durch deren Beiträge mehr als 300 Kinder unterstützt wurden. Sie waren in etwa 20 guten Familien, in 30 klösterlichen Erziehungsanstalten in 12 verschiedenen Diözesen untergebracht worden. Außerdem wurden etwa 30 klösterlichen Erziehungsanstalten in Missionsländern größere oder kleinere Summen für ihre Erziehungszwecke gespendet. Nach dem letzten Bericht vom Dezember 1894 wurden allein in 19 bayerischen Anstalten 70 Kinder unterhalten. Ueberdies wurden in Altötting drei

[1]) Seraphischer Kinderfreund. 4. Jahrg. Heiligenstadt 1893 Nr. 4 ff.

Häuser gekauft und zu einer Erziehungsanstalt unter Leitung von Ordensfrauen umgebaut und in Herzogenaurach geht ein großartiger Neubau für denselben Zweck der Vollendung entgegen.

Wie wurden die Mittel zusammengebracht? Jedes Mitglied zahlt monatlich 10 Pfennig, und erhält dafür eine monatlich erscheinende, sehr nett redigirte Zeitschrift: „Der seraphische Kinderfreund." Bisweilen bringt der Rechenschaftsbericht auch die Notiz: Gold- und Silbersachen wurden übersandt von da und da. Das sind die dünnen Wasserfäden, die sich schließlich vereinigen zu einem Strom, aus welchem die Mittel geschöpft werden, um so vielen Kindern leiblichen Unterhalt und geistige Pflege zu bieten. Ich habe die Ueberzeugung, daß dieses Unternehmen noch eine großartige Verbreitung finden wird. Ein armer Kapuziner hat es angeregt, der nichts in der Welt sein Eigenthum nennt; die Mildthätigkeit anderer hat es ihm ermöglicht, ein paar hundert Kinder mit der Klostersuppe zu sättigen, und was ungleich mehr ist, sie vor sittlicher Verwahrlosung zu schützen.

13. Die Suppenanstalten und Volksküchen.

Eine besondere Art der Armenpflege sind die im Titel genannten Anstalten. Die ersteren sind in der Regel nur für den Winter eingerichtet, für die Zeit des mangelnden Verdienstes. Sie sind also für die Armen im eigentlichen Sinne bestimmt und geben die Speisen meistens unentgeltlich. Die Volksküchen sind das ganze Jahr hindurch geöffnet und haben den Zweck, der arbeitenden Klasse eine gesunde und möglichst billige Kost zu bieten. Sie reflektiren nicht auf Gewinn und berechnen nur die eigenen Kosten. Wenn der Arbeiter oder Geselle seine Kost im Wirthshause nimmt, muß er dazu etwas trinken, wodurch der Preis bedeutend erhöht wird, was eben bei der Volksküche wegfällt. Beide Kategorien von Wohlthätigkeitsanstalten entsprechen am besten ihrem Zweck, wenn sie von Klosterfrauen bedient werden, weil diese wegen des Gelübdes der Armuth mit größter Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit ihres Amtes walten werden.

Zur Charakterisirung dieser Anstalten führe ich einige an, welche von Niederbronner Schwestern (den Schwestern vom allerheiligsten Heiland, Mutterkloster in Oberbronn im Elsaß) geleitet werden. Ich hatte den mir befreundeten Superior gebeten, mir einige zweckdienliche Notizen zu verschaffen. Seine Weisung setzte ein halbes Dutzend Federn in Bewegung und innerhalb acht Tagen erhielt ich aus Frankreich und Deutschland, besonders dem Elsaß reiches und werthvolles Material. Dasselbe ist darum so schätzbar, weil es

Digitized by Google

viel mehr ins Detail geht, als die offiziellen gedruckten Rechenschaftsberichte. Diese Anstalten sind geradezu Muster, welche einfach nachgeahmt werden können. Die Berichte sind ferner darum so werthvoll, weil die geschilderten Anstalten verschiedenen Ursprung haben, bald von der organisirten Privatwohlthätigkeit, bald vom Pfarrer, bald von der städtischen Armenpflege, bald von den Schwestern selbst errichtet sind. So verschieden der Ausgangspunkt und die Beschaffung der Mittel ist, der Zweck ist derselbe: mit der Klostersuppe den Hunger der Armen zu stillen. Diese von Klosterfrauen geleiteten Anstalten haben aber auch secundär eine höchst wichtige seelsorgerliche Bedeutung, welche bei der Leitung durch Laienpersonal wegfällt. Die Berichte werden das klar stellen.

Ich beginne mit Paris. Ich schicke voraus, daß es in Frankreich keine staatliche oder Zwangsarmenpflege gibt. Nur für Geisteskranke und verwahrloste Kinder wird von Seite des Staates gesorgt. Die ganze übrige Armenpflege ist eine freiwillige und private. Sie wird ausgeübt durch die sogenannten bureaux de bienfaisance, Wohlthätigkeits-Bureaux, welche ihre Einnahmen aus Stiftungen, Sammlungen und Schenkungen erhalten. So hat z. B. eine einzige Zeitung in Paris, der „Figaro", innerhalb zehn Jahren $3^1/_2$ Million Franken für diesen Zweck gesammelt. Die Vertheilung dieser Almosen ruht fast ausschließlich in den Händen der Kirche und der kirchlichen Orden. So standen bis zum Jahre 1880 sämmtliche Wohlthätigkeit-Bureaux unter der Leitung der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz; und es macht auf den Fremden einen eigenthümlichen Eindruck, als Präsidenten eines Armenbureau's eine Klosterfrau zu sehen, rechts den Arzt, links den Sekretär.[1])

In Paris unterhält die société philanthropique gegen 30 fourneaux économiques, Volksküchen, welche fast alle von Schwestern der verschiedenen Congregationen bedient werden. Jene der Niederbronner Schwestern befindet sich in der Rue des Pyrénées Nr. 48. Diese Anstalten sind geöffnet vom 1. November bis zum letzten April. Täglich kommen 100–150 Personen, welche theils dort essen, theils ihre Mahlzeit nach Hause tragen. Im November 1894 wurden abgegeben 5594 Portionen, im Dezember 6419, im Januar 1895 7229, im Februar 11,180. Die Zahl stieg also mit der Kälte, weil mit dieser die Arbeitslosigkeit wuchs. Die ökonomischen Verhältnisse sind so geordnet, daß die société die

[1]) Nach einem Vortrag des Landrathes Brandts in Düsseldorf im „Seraphischen Kinderfreund" 1894, 4. Jahrgang Nr. 3.

Digitized by Google

sämmtlichen Lebensmittel in rohem Zustand liefert. Die Schwestern haben dieselben zuzubereiten und auszutheilen. Am Schluß des Monates hat die Oberin Rechnung zu stellen, was geliefert, was verbraucht wurde und was noch übrig ist. Grundsatz bei diesen Pariser Armenküchen ist, daß nichts unentgeltlich gegeben wird, sondern nur gegen bons, Anweisungen, die auf 5, meistens auf 10 Centimes, also 4 und 8 Pfennige lauten. Aber wohlthätige Leute kaufen diese bons das Hundert zu 10 Franken, und theilen sie an die Armen aus. Nun können sich die Leute ihr Menu selbst zusammenstellen. Die Portion Suppe kostet 5 Centimes, Gemüse, Brod, Speck, Kaffee jede Portion 10 Centimes. Auch Steinkohlen können die Armen für einen solchen bon dort bekommen. Das ist also im Wesentlichen die Einrichtung unserer Vincenzvereine. Nur lauten bei diesen die vertheilten Billette nicht auf eine Summe, für welche man sich zubereitete Nahrungsmittel geben lassen kann, sondern auf Brod, Fleisch, Suppeneinlagen, Holz, was sich die Armen bei den Lieferanten holen; für die Zubereitung müssen sie selbst sorgen, was bei alten und kränklichen Personen oft mit Schwierigkeiten verbunden ist. Deßhalb setzen sich die Vincenzvereine gerne mit Suppenküchen in Verbindung. Als Vergütung für ihre Mühewaltung erhalten die Schwestern für je 10 Portionen $^1/_2$ Centime, also für 100 Portionen $^1/_2$ Franken; das ist also nicht die Hälfte, von dem, was der Unterhalt einer Schwester für den Tag kostet. Also tragen diese Klöster noch aus eigener Kasse zu dem Unterhalte dieser Anstalten bei.

In Zabern war bisher durch die städtische Armenpflege Brod, Kartoffeln, Kohlen und dergl. in natura ausgetheilt worden. Da aber hierdurch für die armen Kinder nicht hinreichend gesorgt zu sein schien, beschloß man im letzten Winter eine Suppenküche zu errichten. Die Stadtbehörde gab 400 Mk. für die Einrichtung; 3000 Mk. wurden erzielt durch eine Lotterie, eine für das nur 6000 Einwohner zählende Städtchen sehr bedeutende Summe. Weitere Beiträge flossen von Wohlthätern zu. Gereicht wird Suppe mit wechselnden Einlagen und jedesmal ein Stück Brod; Fleisch nur einmal in der Woche. Bons auszutheilen schien hier nicht nöthig zu sein, wohl weil bei der beschränkten Zahl der Bevölkerung die Suppengäste leichter zu übersehen sind. Bei der Gründung ging die Absicht zunächst nur auf arme Kinder; aber es kamen bald auch ältere Arme und stellenlose Handwerksburschen. Im Ganzen werden täglich gegen 160 Portionen ausgetheilt. Gebet leitet die Speisung ein und schließt dieselbe. Die Anstalt steht unter Auf-

Digitized by Google

sicht des Armenrathes, dessen Mitglieder häufig nachsehen und sich sehr befriedigt äußern. Die Organisation ist wohl noch nicht abgeschlossen.

Auch in Colmar ist die Suppenanstalt eine städtische Einrichtung. Auch hier wird alles durch das bureau de bienfaisance angeordnet, welches aber nicht wie in Frankreich eine Privatvereinigung ist, sondern unserm Armenpflegschaftsrath entspricht. Die Mittel kommen zusammen durch eine Haussammlung, welche ein Polizeibediensteter vornimmt, dann durch eine Verlosung, durch das Entree auf der Schlittschuhbahn, welche auf dem Exercierplatz künstlich hergestellt wird u. dergl. Die Stadt liefert das Lokal und Holz zum Kochen und Heizen. Die Küche besorgt seit einem Vierteljahrhundert eine und dieselbe Schwester. Beim Austheilen helfen ihr bereitwillig mehrere junge Damen von Colmar. Diese Suppenanstalt ist das ganze Jahr in Thätigkeit, aber in verschiedener Ausdehnung. Die Fleischsuppe für die Kranken, wird das ganze Jahr hindurch gekocht. Die Anweisungen dazu, auch für Brod, Milch, Holz, Kohlen vertheilen die sogenannten Quartierschwestern d. h. jene, welche die Kranken in ihren eigenen Wohnungen pflegen. Jede Schwester hat ein Notizbuch, in welches sie einschreibt, wem und für was sie solche Bons gegeben hat. Am Ende des Monats bringen alle Schwestern ihre Aufschreibungen auf das Bureau, und dort wird controlirt, ob nicht etwa eine Person sich doppelte Unterstützungen erschlichen hat.

Die verschämten Armen bekommen die Speise ins Haus geschickt, aber auch noch Kleider, Hemden, Schuhe, Bettzeug, u. s. w. Das Wohlthätigkeitsbureau kauft die Leinwand und die Kleiderstoffe, gibt sie armen Familienmüttern zum Verarbeiten und bezahlt sie dafür reichlich. Dann werden die fertigen Kleider u. s. f. durch die Schwestern an die verschämten Armen vertheilt, aber ganz unter der Hand. Die Namen dieser Unterstützten stehen auf keiner offiziellen Liste.

Von dieser das ganze Jahr durch dauernden Vertheilung der Fleischsuppe für die Kranken ist zu unterscheiden die sog. „große Suppe" oder die Gemüsesuppe, welche regelmäßig vom Dezember bis März ausgetheilt wird, nach Bedürfniß auch früher anfangend und länger dauernd. Von dieser werden im Durchschnitt täglich 800 Portionen à ein Liter ausgetheilt. Zur Vermeidung von Unordnung assistirt ein Polizeidiener. Die Anweisungen dafür erhalten die Armen von dem Wohlthätigkeitsbureau oder von wohl-

thätigen Leuten, welche sie im voraus dort gekauft haben. Wer keine Anweisung besitzt, zahlt für die Portion ohne Fleisch 5 Pfg., mit etwas Fleisch 10 Pfg.; für weitere 10 Pfg. kann man $^1/_5$ Pfd. Rindfleisch erhalten, welches zum Bereiten der Krankenbouillon gedient hatte. In dieser Volksküche werden täglich 75 Kilo Bohnen oder Linsen oder Erbsen mit je 12 Kilo Reis, an einem Wochentage 38 Kilo gerollte Gerste ohne Reis gekocht. Jeden Tag werden 12 Pfund Schmalz verwendet und 22 Kilo Fleisch aufgesetzt, nach Bedürfniß auch mehr. Während der Wintermonate erhalten täglich 70—80 Kinder früh vor der Schule Brod- oder Mehlsuppe; ebenso Mittags diejenigen, welche weit von der Schule entfernt wohnen. Die Kinder essen theils in der Küche, theils in einem anstoßenden Saal; die Erwachsenen in einer provisorischen, aber heizbaren Baracke. In nächster Zeit aber soll ein eigenes und zwar recht großes Haus für diesen Zweck erbaut werden.

Wandernde Handwerksburschen, durchschnittlich 12 an der Zahl, erhalten Mittagessen und nach Bedürfniß auch ein Nachtessen und Nachtherberge in einem Hause, welches in Colmarer Deutsch „Fremder" heißt; dafür aber müssen sie wenigstens zwei Stunden lang für das Wohlthätigkeitsbureau arbeiten, Holz spalten u. dgl.

Gehen wir nun nach Rheims, einer Stadt von 100 000 Einwohnern. Dort hat jede der sechs Pfarreien ihren fourneau économique oder cuisine des pauvres, ihre Volksküche. Jene in der Pfarrei, wo die Niederbronner Schwestern wohnen, ist eine Schöpfung des Pfarrers, welcher auch die ganze Einrichtung beschafft hat und welchem Rechnung zu stellen ist. In der Regel sind die Küchen geöffnet vom 1. Dezember bis zum 28. Februar. Im letzten Winter wurde bereits am 15. November begonnen und bis in den April hinein fortgefahren, solange eben die Mittel reichten. In diesem Jahre herrschten dort außergewöhnliche Verhältnisse. Meine Berichterstatterin spricht von einem allgemeinen Stillstand der Fabriken; deßhalb wurden außergewöhnliche Mittel beschafft. Die gesammte Presse veranlaßte eine Tombola, eine Verloosung oder einen Glückshafen, welcher 80000 Franken eingetragen hat. Diese wurden wöchentlich in Form von Anweisungen zu 10 Centimes an die Armen vertheilt. Dazu kamen die Anweisungen, welche die Stadt, das Wohlthätigkeitsbureau, der Vincenzverein, der Cardinal-Erzbischof, die Pfarreien, reiche Familien an die Bedürftigen vertheilten. Auch den Schwestern stellte man solche zur Verfügung, welche sie nach Bedürfniß den Armen einhändigen. Mit diesen

Digitized by Google

Bons können die Leute zu jeder beliebigen Volksküche in der ganzen Stadt gehen. Die Leiterinnen der Küche sortiren dieselben jeden Abend und legen sie zu bestimmten Terminen zur Auslösung denjenigen vor, welche sie ausgestellt haben. Der Preßverein löst die von ihm ausgegebenen Bons alle Wochen ein, die übrigen am Schluß der Saison. Das ist eine sehr zweckmäßige Einrichtung; aber sie erfordert ein bedeutendes Betriebskapital.

Die Kocharbeit der Schwestern ist jeden Tag um 10 Uhr soweit vollendet, daß die Austheilung beginnen kann. Das Menu ist reichhaltiger, als in den anderen Volksküchen, über welche Berichte vorliegen. An Gemüsen gibt es: Erbsen, Bohnen, Linsen, dann Brod und Käse; an Fleischspeisen: Speck, Bratwürste und Blutwürste, jede Portion zu 10 Centimes. Wer keine Anweisung hat, kann die betreffenden Portionen für Geld bekommen.

Vom 15. November bis Ende Januar hatte die Schwester 53 536 Portionen ausgetheilt. Das gibt im Durchschnitt 800 Portionen für den Tag. Dazu 136 Franken 65 Centimes an Geld. Das repräsentirt eine Summe von 5490 Franken 25 Centimes. Nach einer etwas späteren Mittheilung vom April 1895 beläuft sich die Zahl der täglich verabreichten Portionen auf 1500 — wohl ein Beweis, daß die Anstalt auch von Zahlungsfähigen benutzt wird und sich steigender Popularität erfreut.

Mit den Lieferanten hat die Schwester vortheilhafte Verträge geschlossen; bei jedem sechspfündigen Laib Brod bekommt sie einen Nachlaß von 5 Centimes; von Gemüse, welches sehr theuer ist, nichts; von je zwei Dutzend Bratwürsten 15 Centimes.

In unmittelbarer Nähe der Volksküche befindet sich eine von Schwestern einer anderen Congregation geleitete Kinderbewahranstalt, welche etwa 80 Pfleglinge zählt. Auch diese benutzen die wohlthätige Anstalt. Täglich um elf Uhr holen die Kinderschwestern dort Suppe und kleingewiegtes Fleisch; die Kinder, welche kein Fleisch essen können, erhalten ein Latwergenbrod. Die Eltern brauchen ihnen am Morgen nur ein Stück Brod zum Vesperstück mitzugeben, dann sind sie für den ganzen Tag gut versorgt. Die Leiterinnen dieser Anstalt aber haben den Vortheil, daß sie ihre ganze Zeit der Aufsicht über die Kinder widmen können und nicht für die Küche zu sorgen brauchen. Ferner bekommen mit Erlaubniß des Pfarrers die von den Schwestern gepflegten armen Kranken, oft mehr als zwanzig, täglich Bouillon und das übrig gebliebene Rindfleisch. Sodann stehen die Schwestern in Verbindung mit dem

Digitized by Google

Verein „zur Unterstützung der armen Kranken;“ von diesem erhalten sie in den Sommermonaten je 175, in den Wintermonaten je 300 Franken. Dafür ertheilen sie Anweisungen für Fleisch, Brod, Zucker und Steinkohlen, also namentlich für das, was die Volksküche, die vorzugsweise für Gesunde da ist, nicht bietet. Alle Monate wird der Schatzmeisterin des Vereins Rechnung gestellt.

Endlich hat die Oberin die Kleiderkammer des St. Vincenz-Vereins zu verwalten. Jeden Sonntag zu bestimmten Stunden vertheilt sie die Anweisungen auf Bekleidungsstücke, welche während der Woche in der Vereinssitzung genehmigt worden sind.

Alle diese Wohlthaten können die armen Leute nur durch die Schwestern erhalten; diese lernen alle Armen des Bezirkes persönlich kennen und das ist von großer Wichtigkeit. „Dadurch“, schreibt die Schwester, „kommt man auch an die Seele heran“. Das liegt ja auch im Geiste des Vincenz-Vereins, die leibliche Noth und die oft noch weit größere seelische Noth zu lindern, die Armen geistig zu heben, Gottvertrauen und Selbstvertrauen in ihnen zu wecken, ungeordnete Familienverhältnisse in christliche Ordnung zu bringen.

In Belfort, einer Festungsstadt, welche in französischer Zeit etwas über 8000 Einwohner hatte, die aber seit der Annexion auf mehr als 20 000 gestiegen sind, bestand früher eine Volksküche, cuisine économique, deren Besorgung den Schwestern übertragen war. Es konnten dort Arbeiter und Gesellen im Abonnement täglich ihre Kost nehmen, also jedenfalls billig und gut. Statt aber das Abonnement sich im Voraus zahlen zu lassen oder auf tägliche Zahlung zu dringen, borgte man ihnen bisweilen den ganzen Monat lang, und da kam es vor, daß die Leute verschwanden, ohne bezahlt zu haben. Wohl hatten die Arbeitgeber für ihre Arbeiter garantirt; aber es kostete doch oft Mühe, die Auslagen wieder hereinzubringen.

Später übernahmen die Schwestern die Anstalt auf eigene Rechnung und gaben ihr eine zweckmäßigere Organisation. Jetzt ist's mehr eine Armenküche. Die Küche bietet Mittag- und Abendkost, ist also geöffnet von 11—$^1/_2$1 und von $^1/_2$7—$^1/_2$8 Uhr. Zu diesen Zeiten kann man haben: Suppe, Gemüse, Fleisch. Viele essen im Hause der Schwestern selbst, welche durch einen Schalter ihnen das Verlangte verabreichen. Andere kommen mit Gefäßen, um die Speisen nach Hause zu holen.

Gezahlt wird niemals mit Geld, sondern mit Anweisungen, welche der Wohlthätigkeitsverein austheilt; oder auch mit Marken,

Digitized by Google

jede zu 5 Centimes, welche die Schwestern im Voraus an wohlthätige Leute und an den St. Vincenz-Verein verkaufen, welche diese Marken, jetons, an die Bedürftigen vertheilen. Auch Arbeiter kaufen sich solche Marken in größerer Zahl und zahlen dann mit denselben ihre Kost. Im Februar ds. Js. wurden für 163 Franken Marken verkauft, die Marke zu 5 Cent., also 3260. Mit acht Marken im Werthe von 40 Cent. = 32 Pfennigen kann sich ein Arbeiter eine gute Mahlzeit von Suppe, Fleisch, Gemüse und einem großen Stück Brod verschaffen.

Im Jahre 1893 wurden auf 1946 Anweisungen 10351 Portionen gegeben, im Jahre 1894 auf 22293 Anweisungen 12571 Portionen, für welche das Wohlthätigkeitsbureau Zahlung leistete. Die Einnahme für 1893 betrug 2144 Fr. 80 Cent.; für 1894: 2,672 Fr. Die Ausgabe ist nicht verzeichnet, weil das Ganze ein Unternehmen der Schwestern ist. Sie machen also die Einkäufe gemeinsam mit jenen für den eigenen Bedarf. Aber die Schwester schreibt: „In der gegenwärtigen Zeit, d. h. bei der herrschenden Theuerung, ist es nutzbringend nur für den Armen, welcher in Empfang nimmt."

Die Oberin schreibt, daß im letzten Winter wegen des großen Elends und der strengen Kälte die Anstalt besonders viel in Anspruch genommen worden sei. „Ich muß aber beifügen", sagt sie, „daß uns zur Unterstützung der Armen viele Beihilfe (an Geld) geleistet worden ist. Das meiste Almosen geben wir den verschämten Armen ins Haus, einen Beitrag zum Hauszins, Brod, Kartoffeln, Heizmaterial, Kleider. Ich habe die Beobachtung gemacht: Je mehr man gibt, desto mehr bekommt man; der gütige Gott läßt sich an Großmuth nicht übertreffen". Das ist ein schönes Wort und es entspricht der Erfahrung bei allen ähnlichen Unternehmungen. Es ist die Bestätigung des Wortes des göttlichen Heilands: „Gebet, so wird euch gegeben werden." (Luk. 6, 38).

14. Eine Fabrikküche.

Ich lade den geneigten Leser nun ein, mich nach X. zu begleiten, einem Dorfe von etwa 1800 Seelen im Oberelsaß mit einer großen Baumwollspinnerei. Die Fabrikglocke gibt das Zeichen zur Mittagspause; wir folgen den herausströmenden Arbeitern und gelangen in einen großen Saal mit vielen Tischen. Die Leute gehen sofort auf ihren bestimmten Platz zu. An einigen Tischen sitzen Familien, Väter mit ihren Töchtern, an anderen nur Mädchen,

wieder an anderen nur Männer und junge Burschen. Wenn wir recht zählen, sind's 138 Köpfe. Auf jedem Tisch steht eine gewaltige Schüssel voll dampfender Suppe. Nun tritt eine Klosterfrau in die Mitte, ihrer Tracht nach ist's eine Niederbronner Schwester, gibt mit einer Schelle ein Zeichen und betet ein kurzes Tischgebet vor, und alle beten laut und andächtig nach.

Während die Leute es sich wacker schmecken lassen und nur wenig dabei reden, examiniren wir die Schwester über das Menu, welches sie ihren Gästen bietet. Suppe gibt's nicht jeden Tag; bisweilen muß das Gemüse dieselbe vertreten. Montag: Reis mit Rindfleisch; Dienstag: Fleischsuppe, geräuchertes Schweinefleisch und Kartoffeln; Mittwoch: Erbsen, bisweilen mit Kartoffeln, und Würste; Donnerstag: Fleischsuppe, saure Rüben mit Kartoffeln und Speck; Freitag: Linsen und Nudeln oder Maccaroni; Samstag: Kartoffelschnitze mit Rindfleisch oder Würsten. Das ist das Rindfleisch, welches am Dienstag oder Donnerstag die Suppe hatte liefern müssen. Nach Tisch wird wieder gebetet, dann folgt Unterhaltung, bis die Fabrikglocke wieder zur Arbeit ruft.

Für diese Mahlzeit sind nur 20 Pfg. zu entrichten.

Die Geschichte dieser Speiseanstalt ist noch jung. Sie besteht erst seit dem Winter 1895. Der Gedanke der Gründung ging vom Pfarrer aus, welcher lange Jahre in der Fabrikstadt Mühlhausen thätig gewesen war, also die Verhältnisse und Bedürfnisse der Fabrikbevölkerung genau kannte. Auf dessen Anregung schlug der Fabrikbesitzer den Arbeitern die Errichtung einer Speiseanstalt für sie vor, mit dem Anerbieten, einen Saal, Heerd und Heizmaterial und eine Person für die Besorgung der Küche zu stellen, beziehungsweise 400 Mark hierfür. Zur Besorgung der Küche entschieden sich die Arbeiter, denen die Wahl frei gelassen war, für eine der Niederbronner Schwestern, welche im Ort eine Niederlassung haben, und nun leistet eine Schwester mit einer weltlichen Aushelferin die ganze Arbeit. Am 2. Januar trat die Anstalt in's Leben. Aber alles bedurfte noch der Organisation. Unter anderem veranlaßte die Schwester die Wahl einer Commission von fünf Spinnmeistern, jeder aus einer der Ortschaften, welche Arbeiter für die Fabrik stellen. Diese Obmänner nehmen das Geld ein und liefern es an einen aus ihrer Mitte ab, der die Kasse führt. Die Bestellungen werden direkt bei großen Handlungshäusern gemacht, alles von erster Qualität und dennoch billig.

Da die Arbeiter alle Bestellungen und Bezahlungen selbst

Digitized by Google

machen, herrscht volles und unbedingtes Vertrauen. Etwaige Ersparungen kommen ihnen selbst wieder zu gut, und solche wurden bereits in den ersten Wochen gemacht und zu einem Festmahle am Festtage des hl. Joseph, des Patrons der Arbeiter, zurückgelegt. Daß es der Kunst der Schwester gelingt, den Arbeitern um so billigen Preis, nur 20 Pfg., eine nahrhafte, wohlschmeckende Kost und bisweilen sogar noch ein Extragericht zu reichen, verdient gewiß alle Anerkennung.

Ungleich größer als diese materielle Wohlthat ist die Wirkung auf das Gemüth der Arbeiter. Die Leute sind zufrieden und dankbar. Der Fabrikherr constatirt, daß deren Haltung eine sehr befriedigende sei. Nachdem die Fabrikküche einige Monate im Gange war, richteten die Arbeiter an den Fabrikherrn eine Adresse, in welcher sie ihren Dank für diese wohlthätige Einrichtung aussprachen. All das beweist, daß die Idee derselben gesund und die Durchführung praktisch und allseitig befriedigend ist.

Die möglichst vielseitige Verwendung dieser geistlichen Congregationen für die Leitung solcher socialen und humanitären Institutionen ist ein überaus wichtiges Correktiv der idealen uneigennützigen Nächstenliebe gegenüber dem Geist der Unzufriedenheit und des Klassenhasses, welcher heutzutage breite Schichten der Bevölkerung ergriffen hat.

Schluß.

Es sind nur wenige geschichtliche Bilder, die ich dem Leser vorgeführt und auch diese sind nur in engen Rahmen gefaßt. Aber jedes einzelne dieser Bilder repräsentirt viele andere; was ein Kloster gethan, leisten zahllos viele andere in ähnlicher Weise. Es ist eine lange Kette von Werken der christlichen Charitas, welche die Geschichte der Kirche Christi durchzieht. Jedes Jahrhundert hat neue Glieder hinzugefügt; sie haben verschiedene Formen, immer dem augenblicklichen Bedürfniß sich anschließend, immer zweckentsprechend und alle von demselben Geiste durchdrungen. Es ist der Geist des Schriftwortes: „Der Herr wird denen, die zu seiner Rechten sind, sagen: Kommt, ihr Gesegnete meines Vaters, besitzet das Reich, welches euch bereitet ward, von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist“. . . Denn „wahrlich, ich sage euch, was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan.“ (Matth. 25, 34 ff.)

Digitized by Google

Maria in der deutschen Dichtung des Mittelalters.

Literarhistorische Studie

von

Franz Alfred Hofstetten.

Einleitung.

Wie nach der Sage der Vorzeit der hl. Lucas zuerst das Bild der Gebenedeiten gemalt haben soll, so hat sich auch schon frühe die Dichtkunst ihres geistigen Bildes erfreut und ihre schönsten, feinsten, geistreichsten Bezüge der entlehnt, welche in Gottes Auftrag der Erzengel begrüßt: Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum; nach der schon längst vorher die Welt sich gesehnt, jenem „Reis aus Jesse", „das uns ein Blümlein brachte mitten im kalten Winter wohl zu der halben Nacht", der Jungfrau, die nach Vergils vierter Ecloge das goldene Zeitalter wiederbringen sollte. Sie ist ja des Himmels Königin, der Engel Herrin, über alle Geschöpfe gnadenreich und tugendvoll, des Himmels Pforte, ein starker Thurm, ein golden Haus, der Sünder Zuflucht, des Betrübten Trost, nach der wir aufschauen aus diesem Thal der Zähren, zur Mutter der Barmherzigkeit, des Lebens Süßigkeit, zur süßen, zur milden Jungfrau Maria; der wir unter dem lebenspendenden Todeskreuze vom göttlichen Sohn als Kinder in Johannes empfohlen, zu der wir getrost sprechen dürfen: „Unter deinen Schutz und Schirm ꝛc."

Und diese Anziehungskraft hat der himmlische Magnet noch stets ausgeübt. Wir wählen zunächst eigens Stimmen aus, welche solches weniger vermuthen ließen. So Martin Luther: „Die großen Dinge (Luc. 1, 49) sind nichts anders, denn daß sie Gottesmutter ist worden. In welchem Werk so viel und groß Güter ihr gegeben sind, daß sie Niemand begreifen mag, denn da folget alle

Digitized by Google

Ehre, alle Seligkeit, und daß sie im ganzen Menschengeschlecht eine einzige Person ist, über alle, der Niemand gleich ist, daß sie mit dem himmlischen Vater ein Kind und ein solches Kind hat, und sie selbst kann ihm keinen Namen geben für überschwänglicher Größe und muß bleiben dabei, es seien große Dinge, die nicht auszusprechen sind, noch zu messen; darum in einem Wort hat man all ihre Ehre begriffen, so man sie Gottes Mutter nennet. Kann Niemand Größeres von ihr, noch zu ihr sagen, wenn er gleich soviel Zungen hätte, als Laub und Gras, Stern am Himmel und Sand im Meer ist. Es will auch mit dem Herzen bedacht sein: was das sei, Gottes Mutter zu sein."

Johannes Ronge schreibt: „Millionen eilten zu Marias Tempeln und Bildnissen hin und Millionen haben sich durch ihre Verehrung begeistert, erhoben, veredelt und sind an ihrem Bilde zu hohen Tugenden erglüht." Er klagt dann den Mariendienst unserer Zeit der Entartung an und meint: „Darnach ist die Verehrung Marias in den großen Tagen der katholischen Kirche nicht zu beurtheilen und diejenigen sind im Irrthum, welche behaupten, daß dieser Cultus stets Aberglaube und stets schädlich gewesen sei. Auch die protestantische Kirche hat hierin nicht recht oder ist wenigstens inconsequent. In Bezug auf jene altkatholische Marienverehrung liefern uns, außer den großen sittlichen und humanen Wirkungen, namentlich die Kunstdenkmäler jener Zeit, besonders die eines Raphael treffliche Documente. Ja in seiner Madonna sehen wir die edle Weiblichkeit, gepaart mit Kindlichkeit, verklärt durch Mutterliebe und Mutterschmerz."

Georg Friedrich Daumer, bekannt von seinen christusfeindlichen Tagen her: „Ich konnte an jener holdesten und zartesten Blume der christlichen Romantik, die der Protestantismus zum unendlichen Schaden seines Glaubens, Cultur und Gemüthlebens so bedauerlich weggeworfen hat, nicht gleichgültig vorübergehen. Ich kann sagen, daß mir die große Königin des Himmels schon damals, als ich „die Glorie der hl. Jungfrau Mariä" schrieb, weder als ein bloßes Product poetischer Einbildungskraft, noch als eine in bunte mythische Nebel gehüllte abstracte Wahrheit gegolten. Es gibt in der ganzen Welt und in der Literatur aller Zeiten und Völker nichts, was von so zarter Schönheit und Lieblichkeit wäre, wie die marianische Legenden- und Liederpoesie."

Das stille hehre Bild Marias hat selbst das „im Bösen tausend Schritte" vor dem Mann voraushabende, entartete Weib

Digitized by Google

wenigstens momentan angezogen und an seine eigene bessere Natur und wahre Bestimmung gemahnt. Dafür ein Beleg aus dem Jahr 1849: „Schwertlilien, Zeitgedichte von Emilie Emma", einem Buche, in dem sonst alles wüst ist.

Es steht im Thal am klaren Bache
Ein weißes Muttergottesbild
Im Schatten einer alten Linde,
Von wilden Rosen halb verhüllt.

Ich hab' von weißen Wasserlilien,
Von Veilchen und Vergißmeinnicht
Der Jungfrau einen Kranz gewunden,
Der hold das Bild von Stein umflicht.

O lächle nicht! in diesen Trieben
Liegt eine Welt voll Poesie;
Ich bin noch einmal Kind geworden,
Denn fromm und gläubig ward' ich nie.

Wohl fragt der Wanderer: wer weihte
Die Blumen hier mit frommem Sinn?
Und dennoch bin nur ich's gewesen,
Ich, die ich doch so gottlos bin.

Doch spricht nicht der Koran Mohammeds von der allerseligsten Jungfrau schon in ehrfürchtigster Art? Nur dem Talmud und den offiziellen antichristlichen römischen Schriftstellern des 3. Jahrhunderts wie Lucian bleibt der traurige Ruhm, ein heiliges Bild mit Koth besudeln zu wollen, der sie selbst nur beschmutzt.

Leider hat die deutsche Dichtung seit der Reformation nur zu lange jenem Geschöpf geglichen, von dem Goethe sagt, es sei wie auf dürrer Heide von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, während rings herum frische grüne Weide. Außerhalb der Kirche gelang es erst der Romantik, die Dornwälle zu durchbrechen, das Dornröschen Poesie zu erlösen und einen protestantischen Sänger, in geheimnißvoller Sehnsucht nach der Mutterkirche, die Erlösermutter in den herrlichen Strophen feiern zu lassen:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch kein's von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unendlich süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

Seitdem ist gerade Maria wieder, Uhland und Geibel nur zu nennen, ein Lieblingsstoff der deutschen Dichtung, die sich, legendarisch, aber auch im Klang des Liedes aus voller Mannesbrust, ans Mittelalter anlehnt.

Sollen wir „Maria in der deutschen Dichtung des Mittelalters" ganz und gar verstehen, so müssen wir die frischklaren Quellen aufdecken, denen dieser Strom entsprungen ist. Und darum betrachten wir zunächst Marias Stellung im Christenthum und zumal dem Weib gegenüber.

Digitized by Google

I. Maria und das Weib.

„Laß dich mit dem ſüßen
Engels-Ave grüßen,
Sei uns Frieden ſpendend,
Evas Namen wendend."
Kirchenhymnus.

Alles in der Welt erklären zwei Worte, ſie heißen Gnade und Sünde, Liebe und Haß oder, wenn wir auf die menſchlichen Träger dieſer Begriffe lieber ſehen wollen, die Worte: Maria und Eva. Die Heiden ſelbſt haben in freilich etwas dunkler Hülle dieſe Wahrheit erkannt. Während eine Anzahl Philoſophen die Erinnerung an einen früheren Sündenfall und das Bewußtſein, daß die unſterbliche, ſchuldbefleckte Seele erſt nach vollbrachter Buße und Läuterung zur reinen, heiligen Gottheit gelangen könne, eine Seelenwanderung ohne Raſt mit unſtäter Qual annehmen, drückt ſich die Mythe von Epimetheus und Pandora ſo aus: Die Götter hatten den Menſchen zur Strafe in dem Weibe Pandora die Stammmutter der Menſchen erſchaffen, die trotz des Verbotes den Deckel der Büchſe öffnete und damit alle Uebel über die vorher harmlos, ohne Mühe und Krankheit dahinlebenden Menſchen gebracht. Dieſe Pandora, die den friedlichen, ſeligen Urzuſtand der Gottgemeinſchaft in ein düſteres, leidvolles Leben umwandelt, iſt Eva. Ebenſo erwarteten die Völker aber auch das zweite Weib, das der Schlange den Kopf zertreten ſollte, das Weib, mit dem das goldene Zeitalter der Gnade und Liebe, des Friedens und Segens wiederkehre, wie es der römiſche Dichter Vergil, kurz vor Marias Ankunft, ſchildert. Von dieſem Wunderweibe reden die Völker alle; was das Weib gefehlt, mußte das Weib ſühnen. Und dies Weib, durch das die entzweite Welt wieder rein, die gottentfremdete Welt wieder himmliſch werden ſollte, ſteht vor uns in Maria. Wir ſehen ſie im vollen Gegenſatze zu Eva. Die Eine ſteht im Garten des Paradieſes und lauſcht der Trugſtimme des Teufels, der ſie ſtolz Gehör ſchenkt; die Andere kniet im Kämmerlein und mißtraut in Demuth dem Worte des Engels; die Eine will Gott gleich ſein und wird zur Sklavin des Mannes, indeß Maria, die demüthige Magd, Mutter des Allerhöchſten wird; die Eine will ewiges Leben und findet baldigen Tod, die Andere weiß, daß ſie zu Schmerz und Tod ihr

Kind empfängt, Schmerz und Tod mit ihm theilt und ihr wird die Himmelfahrt zu theil. Die Eine entehrt, die Andere erhöht das Weib; die Eine gebiert Kinder des Todes, Menschen des Elends, die Andere hat uns wieder die Gotteskindschaft der Seele, die Heiligung des Leibes gebracht — hat die Einheit des Menschen mit sich, wie die Verbindung mit Gott damit hergestellt.

Und so hat Maria vor allem dem Weibe wieder Segen gebracht. In Maria ist das Weib in seine ursprüngliche Würde wieder eingesetzt.

1. Im römischen, wie im griechischen Kulturstaate wurde das Weib nur als ein Mittel zum Zwecke, als ein für das Bestehen des Hauses und der Kindererzeugung nicht zu entbehrendes Uebel betrachtet. Die Sorglosigkeit, mit der man die Töchter ohne eigentliche Bildung und Erziehung aufwachsen ließ, zeigt, auf welcher niedrigen Stufe das Weib bei ihnen stand. Der Unterricht erstreckte sich auf Tanz und Gesang, die Tugend des Weibes ward darein gesetzt, daß es das Haus gut zusammenhalte und dem Manne gehorche. Weil man das weibliche Geschlecht von Natur mehr zum Bösen geneigt glaubte, ward daher die Frau oft lebenslänglich als unmündig betrachtet und die Mutter fiel sogar unter die Vormundschaft des volljährigen Sohnes. Was ein Mann auf Rath oder Bitte eines Weibes gethan, sollte nach dem Gesetze ungültig sein, die Frau durfte kein bedeutenderes Geschäft abschließen. Man heirathete häufig, ohne sich je vorher gesehen zu haben, über die Tochter verfügte der Vater, nach dessen Tode der Bruder unbedingt. Die Frau hatte nur geringen Umgang, selbst mit den nächsten Verwandten, ja mit dem eigenen Manne; ein Geschlecht, gewohnt, im Verborgenen und Finsteren zu leben, nennt es Plato. So ist denn auch die Geschichte an edlen Frauengestalten arm, von Einfluß nichts zu hören. Abneigung und Widerwille gegen den Ehestand, der drückend erschien, stieß die Frauen bald noch tiefer hinab. Nicht freiwillig und von Natur, sondern durch das Gesetz gezwungen, bequemte man sich zur Ehe. Daß freiwillige Jungfrauschaft bei dem gänzlichen Mangel eines religiösen Motives und einer erträglichen Lebensstellung gar nicht vorkam, und unfreiwillige als ein großes Unglück betrachtet wurde, wird uns nicht wundern. So stand denn auch in ganz Griechenland die Hetärenwirthschaft in häßlichster Blüthe. Es mußte den Freien dies Verhältniß um so anziehender erscheinen, als Freiheit, Bildung, Huldigung ganz im

Digitized by Google

Gegensatz zu dem unwissenden, zurückgezogenen Leben der Ehefrauen winkte. Solche Mädchen erhielten eine sorgfältige Erziehung, traten in Verbindung mit Kunst und Literatur, Politik und selbst der Religion. Manche genossen königliche Ehren, an ihren Tafeln saßen Künstler und Staatsmänner. Wohl können in christlichen Ländern die Männer in sittliches Verderben gerathen, aber wo die Religion die Frau schützt und heilt, hält sich doch das weibliche Geschlecht auf einer höheren Stufe; in der alten Welt mußten die jeder sittlichen Stütze beraubten Frauen werden, was die Männer aus ihnen machten, und unaufhaltsam tiefer und tiefer sinken. Wir scheuen uns zu sagen, was Seneca über die Frauen seiner Zeit und ihr Leben, was er über die Ohnmacht der Gesetze besserer Kaiser sagt. Auch in der Schwelgerei wollten die Frauen nicht hinter den Männern zurückbleiben; in den Provinzen waren vielfach die Frauen von Beamten die Plagegeister ganzer Länder, an sie hing sich alles Gesindel.

Der Greuel aller Greuel aber war, daß alle Schandthaten als im Wesen der Gottheit selbst begründet gedacht wurden und die Befriedigung der elendesten Triebe als das, was am Menschen der Gottheit wahrhaft entspreche. Und da der Grundgedanke des Opfers der der Hingebung des Menschen an die Gottheit ist, so konnte das Weib derselben nicht besser als durch Entwürdigung dienen, es war dies in seiner Art dasselbe, wie das Opfer der Erstlinge der Feldfrüchte. Der Charakter des ganzen Orients ist es, das Weib als Sklavin des Mannes, als bloßen Gegenstand seiner Sinnlichkeit, als bloße Sache zu betrachten.

2. Maria ging auf, der lichte Morgenstern, die Jungfrau der Jungfrauen, die Mutter des Erlösers.

Daß der Mariendienst die Stellung der Frau gänzlich geändert hat, wagt kein Geschichtskundiger zu leugnen. Von ihr, der Krone aller Frauen, fiel eine Glorie auf ihr ganzes Geschlecht, ihr Verdienst wurde den Scheltern des Weibes als blendender Schild entgegengehalten. Denn wenn auch durch ein Weib die Sünde in die Welt gekommen und der Tod durch die Sünde, so war durch ein zweites Weib die Erlösung und das Leben der Welt zu theil geworden. Die göttliche Liebe verkehrte jenen unheilvollen Namen Eva in Ave, den Gruß des Heils, und nahm von dem Weibe die uralte Schuld der Verführung. Millionen eilten zu Marias Füßen und Millionen haben aus ihrem Wesen das Wesen

der zartesten Tugenden gelernt. In ihr sahen sie die edelste Weiblichkeit gepaart mit der Kindlichkeit himmlischer Unschuld, in deren Haus nur der Engel einzutreten gewagt, verklärt durch die zarteste, schönste Mutterliebe, den heiligsten Mutterschmerz. Das Ideal gleichsam wieder menschgewordener weiblicher Huld und Unschuld verehrte man in ihr, der Braut des hl. Geistes; die Hoheit und Reinheit überirdischer Liebe, höchsten Opfers in der Mutter des Sohnes Gottes; die Glaubensinnigkeit und den demüthigen Gehorsam der Tochter des ewigen Vaters. Das war keine Vestalin, das war keine bloße Velleda. Erst jetzt erscheint die von einem Tacitus im Gegensatz zu den schlechten römischen Sitten gar zu hoch gepriesene Frauenverehrung der Germanen, und halten ihren Triumphzug, soweit nur Maria verehrt wird, die Achtung der Jungfräulichkeit, die strenge Wahrung der ehelichen Zucht und Heilighaltung der Familie, deren starke Bande von der Kirche, dieser zweiten Maria, treu geschützt werden. Der Frauen Zeugniß gilt als das höchste, ihr Lob als das größte; das sinnende, kluge, vorahnende Wesen der Frauen ließ sie wie Seherinnen erscheinen, die mit Gott in besonderem Umgange standen; wir sehen Frauen mitwirkend an der Lenkung der Staaten, ja sie stark und mächtig leitend, wie die hl. deutschen Kaiserfrauen, wie eine hl. Blanka von Frankreich, thätig an der Ausbreitung der Kirche, an der Erweiterung von Cultur und Civilisation. Frauen sind es, in deren Händen oft und wunderbar sinnig die Kunst und Literatur liegt, ja die Zartheit und Innigkeit dessen, was die Männer schufen, hat etwas Jungfräuliches, Weibliches. Es ist eine civilisatorische Mission der Frau, unter deren Pflege Dichtung und Leben in milder heiterer Farbenpracht sich entfaltete, wie man sie vor Maria nie geahnt hat. War das Weib früher die hingebende Dienerin des Mannes gewesen, so war sie jetzt die Herrin geworden und der Mann mühte sich in ihrem Dienste. Starkherzige Liebe, liebende Treue, innigzarte Reinheit sind der Grundzug des Völkerfrühlings, der jetzt blüthe in wundersamer Scheu. „Der hat nie ein Glück zu hoffen, dem's von guten Frauen nicht gewährt, wenn er's nur mit edlem Sinn begehrt", singt Walter von der Vogelweide, der Antipode eines römischen Katull. Und solche Zeit schwelgte dabei nicht in Gefühlen, die Gemüther waren von den Schauern göttlicher Begeisterung gehoben, von dem Ernst der Buße erschüttert, von der Seligkeit göttlicher Minne berauscht.

Daß die hehre Frau, deren Name Herrin wie Freude bedeutet, der Edelstein der Schöpfung, daß die ganze Welt gleichsam

Digitized by Google

der Spiegel ihrer Herrlichkeit in jener Zeit war, in der man noch nicht wieder neuheidnisch „Wein, Weib und Sang“ als Mittel zum Genuß pries, sondern das Heilige in der Frau verehrte, das zeigt uns eine der schönsten Erscheinungen des kirchlichen Mittelalters: die Ritterorden unserer heiligen Frau, wie das weltliche Ritterthum. Schon in früher Jugend wurde dem Knaben die Achtung vor den Frauen als das Höchste empfohlen, später in der Umgebung edler Frauen, die sittigend auf das Gemüth wirkten, den Jüngling von allem Groben, Unedlen abhielten, lernte er glauben, daß die Erde nichts Süßeres hervorgebracht als ein reines Weib, und daß das irdische Leben keine höhere Wonne, keine höhere Ehre zu bieten habe, als die Minne einer edlen Frau. Als Ritter trat er für sie in die Schranken, ihre Farben trug er, ihr bewies er im geselligen Leben Anhänglichkeit und Ergebenheit. Darum mochten auch die Frauen einen ihrer edelsten Verherrlicher, den zur Meise (Frauenlob) in Mainz unter Weinen zu Grabe tragen. Und wie an Höfen und auf den Burgen, so waltete in den Städten in ehrsamer Würdigkeit das bürgerliche Weib als Hausfrau, als Hausehre, als Hüterin der Familie, und gar manche schöne Erzählung, manch lieblicher Zug, von denen die Geschichte erzählt, beweist uns, was das Weib war, was es war der Welt, weil das christliche Weib selbst in der Welt des Herzens ein anderes geworden, als das heidnische gewesen war.

Entsprossen aus keuscher Ehe hatte es vom Vater die Kraft, von der Mutter die Milde geerbt, im arbeitsamen Streben für Haus und Hof, gestellt unter Marias Vorbild und Schutz, verbrachte die Maid ihre Jugendtage. Der Fleiß war der Wächter der Unschuld, das Gebet der Stab der Tugend, Zucht und Sitte der Gefährte überall; Schauspiele und rauschende Vergnügungen waren ihr fremd, ebenso luftige Traumbilder, daher blieb das Herz ernst und doch zart, der Geist hell und stark, ruhig und offen; rein und zutraulich konnte sie die Augen erheben, sei es um einem Jünglinge die Hand zum treuen Bunde für Leben und Tod zu reichen und mit der zartesten Weihe der Liebe das Familienleben zu heiligen, sei es, wie es von lieblichen Königstöchtern bis zur Tochter des Hörigen so vielfach geschah, um das Haupt für den ewigen Bräutigam zu verschleiern und als eine höhere Vestalin wie die Roms das Feuer heiliger Gottesminne pflegend, wie Blumen vor dem Tabernakel des Gottessohnes im Sakramente zu blühen. Und so konnte dann in den Häusern mit der Freiheit, Achtung und Ehre der Frauen,

Digitized by Google

Friede, Zucht und Sitte wohnen, treue, ausharrende Liebe gedeihen, ein edles Geschlecht heranwachsen, indeß in den alten heidnischen Staaten die Sinnlichkeit die Völker entnervt und sie in rascher Strafe dem Aussterben und Untergang entgegengeführt hatte. Und so konnten in den Klosterhallen Himmelsblumen erblühen, wie einst eine in Nazareths Zelle geblüht, wie sie auf dem Schutte der alten Welt gleichsam als Vorboten herrlicher Zukunft in einer hl. Agnes, Cäcilia, Dorothea, Agatha und vielen anderen zum Theil aus den Cäsaren- und Senatorenhäusern mit dem Christenthum zum maßlosen Erstaunen ihrer Verfolger noch aufgegangen.

Wenn wir aus der Zeit, in welcher die Kirche herrschte, die viel geistiger gewesen als unsere neuheidnische, auch nur die zarte, liebliche Gestalt der hl. Elisabeth von Thüringen betrachten, so sehen wir, was durch Maria aus der Frauenwelt geworden war. Als Kind von vier Jahren ward sie in goldner Wiege, von zwölf Edelfräulein begleitet, auf die Wartburg an den Hof ihres künftigen Schwiegervaters gebracht. Wie ritterlich und zart ist dann die Liebe des jungen Ludwig zu seiner Braut und Gattin; wie schützt er sie gegen die Unbilden seiner nächsten Verwandten; wie rührend ist Beider Abschied, als er zum Kreuzzuge sich begab, wie herzergreifend Elisabeths Trauer bei der Kunde vom Tode ihres Gatten! Und doch ist ihre Hingebung in den Willen Gottes, ihre Entäußerung von allem, woran das Menschenherz hängt, bewunderungswürdiger; wie die Kerze verzehrt sie sich, die Boten aus Ungarn, die Anerbietungen aus Eisenach abweisend, im strengen Dienste ihres minniglichen Herrn, der am Kreuze gestorben, jeder Augenblick gehört ihm und sie erstrebte und erlangte so unmittelbare Vereinigung mit Gott, welcher nun die ganze Ewigkeit ihre Seligkeit ist. — —

Unter den Bäumen des Paradieses wandelte Eva, schön und mild, gotterschaffen, nicht geboren, ohne Welken und Tod, erkoren zur Seligkeit schaut sie das goldene Bild der Zukunft. Hochmuth schwellt ihr Herz, Hochmuth lauscht der Schlange, Hochmuth bricht die Frucht und genießt sie, und wie die Selbstsucht der Sünde sie nun ergriffen hat, gibt sie auch dem Manne von der Unheilsfrucht. Aber da sproßt gerade für das Weib statt der Gottgleichheit das Elend hervor, Nacht dem Geiste, Tod dem Leibe, sklavische Unterwerfung unter den Mann, bis das Weib geboren wurde, welches der Schlange den Kopf zertreten sollte.

„Ehre wird mir Reichthum geben, Reichthum wird nach Hoffart streben, Hoffart stürzt ins Elend nieder, Elend bringt die

Digitized by Google

Demuth wieder". Dieser alte Volksspruch hat sich an Eva und dem Weibe überhaupt nur zu sehr bewährt, bis die Demuth in lieblicher Weise in Maria den Endvers bewahrheitete: „Demuth hat mich lieb gemacht, Liebe hat mir Ehr' gebracht", in Maria und ihren Kindern allzumal. „Mutter Gottes wirst Du genannt werden", aber Maria will nicht Gott gleich sein, sie spricht: „Ich bin die Magd des Herrn", sie will nicht befehlen, sie sagt: „Mir geschehe nach Deinem Worte", und darum grüßt sie alle Welt: Heil der Demuth auf dem Throne! Wie am Baum einst Evas Reiz lächelnd getödtet, steht sie weinend, aber segenspendend unter dem Baum des Kreuzes. Leben, Freiheit, Recht hat sie vor allem dem Weibe gegeben, eine geistige Auferstehung ihrem gesunkenen Geschlechte. Wie mag Eva mit reuigem Erröthen Maria zuerst im Himmel begrüßt haben, deren Demuth ihren Stolz, deren Schmerzen ihre Lust gesühnt hatten.

Diese dem innersten Kern des christlichen Dogmas entsprießenden Ideen haben die Kirchenväter, die Apostel des Marienlobes, sorgsam gepflegt und in ebenso sinnigen als kraftvollen Bildern mit großer Mannigfaltigkeit zum Ausdruck gebracht. Aus diesem Schatze haben die Dichter des Mittelalters geschöpft. Um sie besser zu verstehen, müssen wir daher diese Quelle ein wenig aufdecken.

2. Maria in den Aussprüchen der Kirchenväter.

Der hl. Johannes von Damaskus sagt: O glückseliges und wahrhaft unbeflecktes Paar, Joachim und Anna! Aus der Frucht eures Leibes werdet ihr erkannt: wie angenehm und werth Gott die war, die aus euch geboren wurde, das habt ihr durch euer Leben bewiesen, die Gnade (dies bedeutet der Name Anna) gebiert die Herrin (Maria), die uns Christus, die Blüthe des Lebens schenken sollte. Geboren wurde die hl. Jungfrau von einer seither unfruchtbaren Mutter, damit sie nicht aus Begierlichkeit des Fleisches, sondern wunderbar durch die göttliche Gnade geboren würde: deßwegen war Anna unfruchtbar, damit sie durch dieses Wunder der Uebergang zum höchsten Wunder der Menschwerdung werde. Mit Recht ruft daher Anna voll des göttlichen Geistes, fröhlichen Herzens: Freut euch mit mir, denn mit unfruchtbarem Leibe habe ich das Kind der Verheißung geboren und an meinen Brüsten säuge ich die Frucht des Segens, wie ich es ersehnt hatte; abgelegt habe ich die Trauer und angelegt das Freudengewand; es frohlocke Sara vor Freude, die in ihrem Alter gebar und mich vorbildete, es freue sich

mit mir Anna, des Samuel Mutter! Auch wir, o glückseligstes Weib, wünschen dir Glück, denn du hast unser aller Erwartung, das Kind der Verheißung, geboren! Wie selig ist Davids Haus, von dem du abstammst, und der Leib, in welchem Gott des Segens Arche bereitete! Gebenedeit sei Gott, der Fruchtbarkeit gab der Unfruchtbaren und jenen glückseligsten Sproß der Jungfrau verlieh, die dem Fleische nach die Mutter Gottes war! In der That bist du glückselig und glückselig die Mutter deines Leibes! —

Der heilige Patriarch Germanus sagt: Du bist die Vollendung der Absichten Gottes, das Siegel seines Bundes, das Ziel seiner Rathschlüsse, die Entfaltung seiner heiligsten Geheimnisse, der Spiegel, auf den der Blick aller Seher gerichtet war, die Stärke und Stütze der Gefährdeten, das Licht derjenigen, die in Nacht und Finsternissen irren, das vortrefflichste Geschenk, das Gott den Menschen gab. Ehre sei dir, du bist die Perle der Welt, du bist der unauslöschliche Leuchter der Jungfräulichkeit, der unzerstörbare Tempel, der als Jungfrau und Mutter den in sich schließen wird, den nichts umfassen kann. Durch dich wird die Dreifaltigkeit verherrlicht und das hl Kreuz getragen und angebetet werden auf der ganzen Erde; durch dich wird der Himmel sich freuen, werden die Engel und Erzengel frohlocken, wird der Teufel fliehen, wird der Mensch in den Himmel zurückkehren. Durch dich endlich wird der Sohn Gottes, das Licht vom Licht, herrlich in die Augen der Menschen strahlen, die da sitzen im Schatten des Todes. So walle denn hinan, überselige Jungfrau, zum Tempel, schreite hinan zu deinem Erbe, tritt mit Freude in das Haus des Herrn und harre dem seligen Tage der Verkündigung des Engels entgegen, auf daß du in deiner hocherhabenen Würde allen eine Schirmerin werdest, sie aus allen ihren Anliegen, Krankheiten und Gefahren durch deine milde Fürbitte zu befreien und ihnen die Einkehr in jenen Aufenthalt des Lichtes, des Friedens und der Fülle aller Güter zu bewirken! Verstummen sollen alle Zungen, die sich erkühnen, mit Stolz und Verachtung von dir zu sprechen, mächtigste Herrin und Gottesmutter!

Der heilige Gregor von Nyssa sagt: Heute (am Feste der Verkündigung Mariä) begann der liebliche Frühling, gegrüßet seist du Maria, voll der Gnade! Nun erkennst du, o reine Jungfrau, was den Patriarchen und Propheten verborgen blieb; dir entfaltet sich, was bis jetzt den Engeln noch nicht bekannt war; du vernimmst, was Gott auch jenen nicht enthüllte, die er mit seinem

Digitized by Google

Geiste erfüllt hatte. Denn längst weissagten Moses, David, Isaias, Daniel und andere Seher von diesem hochheiligen Geheimnisse, doch nimmer ward die Weise ihnen kund, wie es in Erfüllung gehen sollte, du allein erkennst den Grund desselben und erfährst die Ausführung. Sei gesegnet, du Gnadenvolle, du Aufgang der Sonne der Gerechtigkeit, du unvergleichbare Blume dieses Thränenthales, du liebreich duftender Garten Gottes, süßer Trost der Seelen, die dich verehren! Mit welchen Worten werden wir deine Würde aussprechen, deine unvergleichliche Schöne preisen? Sie ist jener blühende Wonnegarten der Unsterblichkeit, in welchem der Baum des Lebens gepflanzt ward, dessen Früchte uns vor dem Tode bewahren; sie prangt gleich einem milden Oelbaum, fruchtbar durch die Ueberschattung der Gnade des hl. Geistes. Sie ist die Zierde und Ehre der Jungfrauen, die Freude und der Trost der Mütter, die feste Säule der Gläubigen, das vollendete Bild der Heiligkeit, bei ihr wohnt Tugend und Weisheit, sie ist der lebendige Quell, dem die Fluthen des ewigen Lebens entflossen, und Gnade werden alle finden, die diese heiligste Jungfrau mit Andacht verehren und ihre himmlische Heiligkeit und Reinigkeit lieben.

Der heilige Andreas, Erzbischof von Creta, sagt: Sei uns gegrüßt, du Gnadenvolle! Du bist der Grund unseres wahren Trostes, Jungfraumutter, durch die das Urtheil unserer Verdammniß in einen gnädigen, barmherzigen Rathschluß umgewandelt wurde. Sei gegrüßt, du ganz vortreffliche und wahrhaft gebenedeite Maid, die du erwählt wurdest zum prachtvollsten Tempel der Herrlichkeit Gottes, zur geweihten Halle des Königs aller Himmel! Dein jungfräulicher Schooß ist das königliche Lager, worin die Menschheit Christi mit der Gottheit auf glückselige Weise sich vermählte. In dir wird die Gottheit mit der Menschheit versöhnt. Du bist das Kleinod des unsterblichen Lebens; du der Himmel an welchem die Sonne der Gerechtigkeit am Horizonte dieses Lebens zu leuchten begann; du die heilige Bundeslade des eingefleischten Wortes! Gesegnet bist du unter den Weibern, denn alle Geschlechter nennen dich selig, dich preisen die Könige, dir huldigen die Fürsten, dir tragen die Ersten des Volkes ihre Bitten vor, und zu hoher Ehre achten es die Jungfrauen, dir zu folgen! Wie lieben dich Alle! Darum nennen sie dich Mutter des Lichtes, Stern des Lebens, Thron der Gottheit, den heiligsten und herrlichsten Tempel. Sie, die Jungfrau ohne Gleichen, ist die Zierde unserer Natur, die Ehre

des menschlichen Geschlechts, sie tilgte die Schmach unserer Stammmutter Eva und ward so unsere zweite bessere Mutter, sie rettete unseren Stammvater Adam vor den Drohungen der göttlichen Gerechtigkeit und hemmte die Wuth des höllischen Drachens. —

Der heilige Proclus, Bischof von Cyzikus, sagt: Du bist das unbefleckte Kleinod der Jungfräulichkeit, das geistige Paradies des zweiten Adam, der lebende Dornbusch, den das Feuer einer göttlichen Geburt nicht verbrennen konnte, die lichte Wolke, die den über alle Engel Erhabenen mit dem Leibe trug. Maria ist die Magd und Mutter, Jungfrau und Himmel, die einzige Brücke Gottes zu den Menschen hinüber, der wunderbare Webstuhl der Menschwerdung; den der Himmel nicht fassen kann, hat der Leib der Jungfrau umschlossen. Er ward nicht befleckt, indem er in dem Schooße wohnte, den er ohne alle Schmach gebildet.

Und weiter nennt der Heilige Maria das geheimnißvolle Heiligthum der Unschuld, das göttliche Rauchwerk der Vereinigung, das heilige Salböl, den goldenen Leuchter, die innen und außen vergoldete Bundeslade, geheiligt an Leib und Seele, in der das goldene Rauchfaß und die goldene Urne mit dem Manna sich findet, das Thor, das nach Osten sieht und durch den Ein- und Ausgang des Herrn immer geschlossen bleibt, das neue Buch des neuen Testamentes, den Acker des väterlichen Segens, in dem der Schatz der Erlösung lag, das königliche Schiff, das aus Tharsis die Reichthümer und die Bekehrung der Heiden dem König des himmlischen Salem bringt, die Braut des hohen Liedes, die Stiftshütte, das Diadem der Kirche, die Regel der Rechtsgläubigkeit, das Siegel der Frömmigkeit, die Richtschnur der Wahrheit.

Der heilige Leo der Große spricht: Wie Eva aus Adam geboren ward, so wurde Jesus dem Fleische nach aus Maria geboren. In Maria erstattete das weibliche Geschlecht dem männlichen den Dank für seinen Ursprung, da die Gottesmutter ohne Mitwirkung eines Mannes aus sich allein durch die Kraft Gottes den „neuen Menschen" gebar. O göttliche Liebe, du hast Eva in Maria wiederhergestellt, du hast Adam in Christus erneuert! Die erste Eva ward figürlich Leben genannt, um die zweite, Maria, zu bezeichnen, die das Leben der Menschen gebar, Christus, den Herrn der Glorie. Eine Jungfrau vertrieb uns aus dem Paradiese, durch eine Jungfrau fanden wir das ewige Leben. Drei Waffen hatte gegen uns der Satan: Die Jungfrau (Eva), das Holz (den Baum

Digitized by Google

der Erkenntniß des Guten und Bösen), sowie den Tod. Und drei Waffen gebrauchte Christus gegen ihn: Für Eva Maria, für das Holz das Kreuz und für den Tod seinen eigenen Opfertod. — — Und weiter sagt der Heilige: Eine jungfräuliche Mutter konnte nur ein göttliches Kind gebären, eine solche Geburt ist für Gott geziemend. Die Natur kennt nach der Geburt keine Jungfrau mehr, die Gnade aber zeigte die Jungfrau gebährend und bewahrte sie als Jungfrau, denn die Gnade wahrte die Keuschheit. O unbesäete Erde, die da die heilbringende Frucht hervorbrachte! O Jungfrau, die selbst das Paradies überstrahlt! Sie kannte die sinnliche Lust nicht, bot aber dem Herrn die menschliche Substanz der Materie des Fleisches dar.

Der heilige Johannes Chrysostomus sagt: Hocherhabene, allerseligste Jungfrau! Du bewohnst die himmlischen Sitze der Seligen, allem Irdischen bist du entrückt, bekleidet mit dem Gewande der Unsterblichkeit; immer bist du erkannt, ohne je zu altern, gleich Gott. Sei gegrüßt, o Königin, Glück der Erdgeborenen, Hilfe der Christen, einzige Hoffnung der Sünder, Wonne des Weltalls, jungfräuliche Mutter, schön und lieblich über alle Jungfrauen, erhaben über die himmlischen Mächte, Herrscherin, Allkönigin, Entzücken der Menschheit. Bleibe stets huldvoll gegen dein Geschlecht, sei mir allenthalben das größte Heil, mögen alle deine Hilfe erfahren, Trost die Kleinmuth, Kraft die Schwäche, Schutz die Bedrängniß, Leben das Sterben! Wie gut, daß der Herr dich, selige Jungfrau, sich erlesen hat und nicht irgend ein reiches, stolzes Weib, dich, deren Seele mit allen Vorzügen geschmückt war und ist! Ein großes Wunder bist du, o Maria, was ist auf Erden und im Himmel je größer und herrlicher, als du bist, erfunden worden? Nicht die Propheten und Apostel, die Martyrer und Jungfrauen, keines der erschaffenen Wesen, ob sichtbar oder unsichtbar. Willst du erkennen, um wieviel Maria, des Himmels Königin, alle Engelschaaren überragt? Jene nahen Gott mit scheuer Ehrfurcht, ihr Antlitz verhüllend, Maria spricht zum Herrn getrost: mein Sohn! Darum sei gegrüßt, Jungfrau und Mutter, Himmel, Thron, unserer Kirche Fundament, Ruhm und Zierde!

Der heilige Augustinus sagt: Ich weiß nicht, o gebenedeite Jungfrau, wie ich dich loben soll, wie ich mich zu der unzugänglichen Höhe deiner hohen Majestät emporschwinge; sage alles von Maria, außer daß sie eine Göttin oder göttlich sei, und es ist nicht zuviel gesagt! Mache mich würdig, dich zu loben, heilige Jungfrau,

Frau, Herrscherin, Gebieterin, o Mutter meines Herrn, o Dienerin deines Sohnes, ich bitte dich, du mögest mir den Geist deines Herrn, den Geist deines Sohnes, meines Erlösers, erlangen, die Wissenschaft und den Geist, den Glauben und die Beredsamkeit, die Salbung und zarte Frömmigkeit, deren ich dazu bedarf. Siehe, wie glückselig bist du unter allen Frauen, wie rein unter allen Jungfrauen, eine Herrin unter den Dienerinnen, eine Königin unter deinen Gefährtinnen, siehe, wie alle Nationen dich als die Glückselige preisen? Dich würdig zu loben, vermag die menschliche Sprache nicht, dazu reicht selbst die Sprache der Engel nicht hin, nur Gott kennt alle Reichthümer und den ganzen Umfang der Vollkommenheiten, womit er dein Herz schmückte; sowie Gott das ungeheure Wasserbecken Meer genannt hat, ebenso hat er den unermeßlichen Ocean der Gnaden Maria genannt. Ja, Maria ist ein Abgrund und ein unermeßlicher Ocean, eine gewisse Unendlichkeit der Gnaden und Vollkommenheiten, und wie alle Flüsse sich ins Meer ergießen, so vereinigten sich alle Ströme der Gnadengaben in dieser Jungfrau. Glückselig, wer dich liebt, dein Schutz wird sein Herz stärken, uns zu Hilfe kommen in Gefahren, trösten in Leiden, die Freuden heiligen. Gegrüßet seist du, voll der Gnade!

Der heilige Gregor Thaumaturgus spricht: Freue dich, du Gnadenvolle, der Herr ist mit dir, der König der Herrlichkeit ist mit seiner Dienerin; der welcher alles heiligt, ist mit derjenigen, die ohne Makel ist. Sei gegrüßt, du Gnadenvolle, gegrüßt du Quelle des Lichtes, die du alle erleuchtest, welche an den Heiland glauben! Sei gegrüßt, du Gnadenvolle, du immer blühender Zweig, die du die Seelen derer erfreust, die dir dienen! Darum lasset uns mit Freudenrufen begrüßen jenen Zweig aus der Wurzel Jesse, der auf eine so unaussprechliche Weise geblüht und Frucht getragen hat. Im Himmel, auf Erden und in der Tiefe bringt alle Creatur dir fromme Verehrung dar, denn du bist in Wahrheit der Thron der göttlichen Herrlichkeit und strahlst in den Höhen des Geisterreichs in funkelndem Glanze. Da wird der Vater gepriesen, der aus keinem Urquell hervorgeht und dessen Allmacht dich überschattete. Da wird der Sohn angebetet, den du dem Fleische nach geboren hast. Da wird gepriesen der hl. Geist, der geheimnißvoll, allmächtiger Weise in deinem Schooße die Geburt des großen Königs wirkte. Durch dich, o Gnadenvolle, ist die allerheiligste und wesensgleiche Dreifaltigkeit in der Welt bekannt geworden. — Möge es dir gefallen, uns mit dir Theil nehmen zu lassen an deiner unendlichen

Digitized by Google

Gnade in Jesu Christo, unserm Herrn, welchem sammt dem Vater und heiligen Geiste sei Ehre und Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Der heilige Ephrem der Syrer sagt: Sowie bei der Pflanze ohne Unterlaß die Wurzel darnach strebt, sich dem Wasser zu nähern, an das sie grenzt, so soll jede gläubige Seele unaufhörlich suchen, sich Maria zu nähern. Maria ist die Lilie des Thales und das Heil der Welt, sie ist der göttliche Thau, welcher die vertrockneten Seelen erfrischt und neu belebt; sie ist die Quelle der Gnade und alles Trostes; sie ist endlich die Freude und das Alleluja der Gläubigen. Grüßet sie also mit Herz und Mund. Mit einem Wort kannst du dem Kranken seiner Tage Zahl verlängern, mit einem Blick des Todes dunklen Bann verscheuchen; der Stürme Toben, der Unwetter Brausen schweigt vor dir, du bist im bitteren Leben voll süßer Wonne, Reine, Lichte wie des Himmels azurner Schleier; du bist die glänzende Taube, der leuchtende Stern über den Wogen dieser Welt! Dem Schiffbruch ausgesetzt, was wäre, Stern des Lebens, unser Loos ohne dich? O stille du stets für uns die Fluth und lasse die Stürme fern weichen, o strahle stets für uns, damit wir den Port nicht verfehlen, daß wir nach mühseligem Schaffen und Treiben, die selige Ruhe erreichend, im Schooß des ewigen Friedens ausruhen! O flehe für uns und Gott wird über uns den Thau seiner Gnaden und den Regen seiner Wohlthaten ausgießen und das Land unserer Seele wird reiche Früchte der Gerechtigkeit und Heiligkeit tragen. Dieses Land wird blühen wie eine Lilie, die Herrlichkeit des Libanon wird ihm gegeben werden, die Schönheit des Carmel und die Fruchtbarkeit Sarons, springende Quellen werden die Einöden bewässern, und da, wo die Schlangen wohnten, wird der grüne Teppich des Schilfs und der Binsen sich erheben.

Aus diesen Quellen floß der mächtige Strom deutscher Marienditchtung. Seinen Ursprung hat er weder in Epik noch in Lyrik je verleugnet. Ganz die Ideen und theilweise die Bilder, wie sie bereits in den ersten Jahrhunderten der Kirche sich kundgaben, sind hier von fleißigen Bienen aus Blumensaft zu Honigseim gesammelt worden. Es ist die Zusammenfassung als Abschluß allgemeiner Betrachtung, wie sie der hochverdiente J. Kehrein gemacht, gewiß am Orte.

3. Maria in der Epik.

1. Maria im deutschen Volksmärchen.

Sehr treffend vergleichen die Gebrüder Grimm die Märchen mit Aehren unter Hecken, die den ärgsten Sturm überdauern: „Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort. Triften und Wälder, vor allem die ungetrübte Phantasie sind die Hecken gewesen, die sie gesichert. Innerlich zieht durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben blaulichweißen, makellosen, glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind. Der epische Grund der Volksdichtung gleicht dem durch die ganze Natur in mannigfachen Abstufungen verbreiteten Grün, das sättigt und säuftigt, ohne je zu ermüden." Das Märchen ist poetischer als die Sage. Gleicht die Sage den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder sonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hängen geblieben sind wie die Weißfäden des Altweiberherbstes, so übersetzen uns die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung wie im Fluge.

Materielle Noth und Aufhören des kindlichen Sinnes sind das Grab der Märchen; religiöser Geist, dem, nach Goethe freilich, „das Wunder des Glaubens liebstes Kind", eben weil er nach dem Höchsten strebt, sieht reinen Herzens und Auges den Himmel offen, und so ein Kinderhimmel thut sich in den Marienmärchen auf. Daß man noch vor Jahrzehnten diese Märchen geliebt, ist ein gutes Zeichen. Doch auch heute noch zieht der höhere Geist sie dem ganzen modernen Novellenthum vor in ihrer kindlichen Einfachheit und Unschuld.

2. Maria in der der deutschen Sage.

In der Sage ist Maria wahrhaft Königin. Mit ganz besonderer Liebe und Zartheit, welcher das Wunderbarste natürlich ist, hat das Volk sich der Himmelsfrau bemächtigt, die Himmlische auf der Erde festgehalten. Es sind die Lilien und Rosen, die nach altchristlicher Ueberlieferung am Grabe der Gebenedeiten gefunden worden, welche immerblühend im Marienfagenkreis fortleben. Und diese Sagenpoesie erhält dadurch dauernde Bedeutung, daß sie sich an bestimmte Orte knüpft, an Marienstatt mit dem im Winter

Digitized by Google

blühenden Weißdorn, an Marienthal, Marienhausen; überall sind Wunder und Zeichen, zieht die Wallfahrt und hallt Lobgesang.

Doch mit einem gewissen Unrecht sagen wir dies von der deutschen Sage besonders. Wie es im warmen Maienwind lenzt im „fernsten tiefsten Thal," und die Luft den Blumensamen nach allen Erden verträgt, so sind im kindesgläubigen Mittelalter, das „weil es noch an Wunder glaubt, auch Wunder konnte schaffen", mit wunderbarer Familienähnlichkeit die Sagenblumen dem Boden der allgemeinen Kirche entsprossen. Kein Fels so öde, eine Blume schmückt ihn, ob den Montserrat oder St. Michel in der Bretagne. So ist der Stoff, den J. Kerner im „Geiger von Gmünd" und G. Görres im „Armen Spielmann" behandelt, ebenso Frankreich eigen.

Feinfühlig hat die Sage Marias Verhältniß zur Natur erfaßt und in vielen Zügen ausgeprägt. Als sie die Windeln auf den Dornstrauch legte, erhält der stachlichtkahle Geselle duftige Röslein. Linden und Eichen, die deutschen Bäume, sind es, in deren Höhlung ihr Bild so gerne wohnt und thront; Bäume und Blumen, die sie, der Gnadenbaum, die geheimnißvolle Rose, so gerne begnadigt.

Marias Andenken in der Natur hat die Sage auch durch Namen festzuhalten gesucht, an die sich Geschichten anknüpfen. So kommt es, daß man eine Marienlilie, Marienhand, unserer lieben Frauen Mantel, unserer l. Fr. Birnen kennt. Eine Blume heißt Frauenschuh, eine zweite unserer l. Fr. Schlüssel, es gibt eine Marien-Distel, -Rauch, -Münze, -Balsam. Auch die kleinste Blume spricht, daß, wo ihr Fuß gegangen, „Marienpantöffelchen" hervoreilen.

Wir könnten manche Sage anführen, wie die Milde sich auch des Thieres erbarmt und dem harten Menschen damit sagt, er solle selbst wieder paradiesisch werden; die schönste ist „das andächtige Reh", das auf der Jagd schwer bedrängt, sich zu einem Baume flüchtet, die Vorderfüße zum Marienbild in der Höhlung emporstreckend, wodurch der Graf von Ehrenfels gerührt ihm das Leben schenkt und am Orte zu Mariens Ehren ein Kirchlein baut.

„Heilige Maria, betet die Kirche mit den Worten Augustinus', komme zu Hilfe den Elenden, stärke die Kleinmüthigen, tröste die Betrübten: mögen alle Deine Hilfe erfahren, die Dein heiliges Gedächtniß feiern. Darum kann die Sage auch von „Mariahilf" die schönsten Züge berichten. Bald ist es ein Ritter, den sie aus der

Sklaverei der Sarazenen erlöst, bald gar ein Mann, dessen nicht Werth, den sie vor den Ketten des Höllenschlundes bewahret. Feinde wehret sie von den Mauern der belagerten Marienburg ab und den armen Seelen bringt sie am Samstag milden Trost. Darum singt das Volk im Böhmerwald: „Ich hab ein Vertrauen zu unserer lieben Frauen, all' Tag und all' Stund', so geh' ich nicht zu Grund'." Ob ihr Bild in Haselnußstauden sich findet, ob im Eichengeäst, auf Höhen und in Thälern waltet sie gleichmäßig. Verstürmte Schiffer führt sie zum friedlichen Port, unheilbaren Kranken reicht sie den heilsamen Trank, sicher fühlt sich der Wanderer unter Räubern durch ihren Schutz. Wer Rath begehrt, geht zur Mutter vom guten Rath, wer Trost, zur Trösterin der Betrübten, und Maria ad nives hat nicht blos in Rom ihr Schneewunder mitten im heißen Sommer gewirkt, auch Rigi Klösterli hat dieselbe Sage. In ihr ist ja nichts Hartes, nur Güte und Süße. Wer zu ihr flieht, geht nicht zu Grunde; den Maler, der, Mariens Bild zu ihren Ehren malend, vom Gerüste taumelt, erfaßt rettend ihre Hand.

Es ist der reichste Flor von Sagen, der sich wie Rosengebüsche und Epheu um eine Muttergottesblende, so um die hehre Frau rankt. Jedes Jahrhundert hat seinen Theil beigetragen. So mannigfach die Sagen sind: ein goldener Faden geht durch alle und verbindet sie: kindliche Liebe, heilige Ehrfurcht, volles Vertrauen zur Frau der Frauen, feste Zuversicht, daß sie, die der Schlange den Kopf zertreten, jedem bösen Drachen wehren könne, während im altdeutschen Märchen aus heidnischen Zeiten gerade die Drachen übermächtig sind und ihnen alljährlich eine reine Jungfrau zum Fraß geopfert werden muß. Wir erinnern nur an den Drachen bei Ragusa, den der Mönch Hilarion bändigt: saget Dank der Himmelskönigin Maria, durch deren Fürbitte ihr erlöst worden seid.

3. Marienleben.

Was die heilige Schrift von Maria bemerkt, ist wenig, aber ein volles Geistesbild, von dem der hl. Bernardus sagt: Nichts Rauhes ist in ihr, nichts Schreckenerregendes, sie ist ganz Süße, allen Milch und Wonne bietend. Durchforsche sorgfältig die ganze heilige Schrift, findest du etwas Tadelnswerthes, etwas Hartes bei Maria, dann magst du Angst haben, zu ihr zu treten. Allen ist sie alles geworden, Weise und Unweise hat sie durch reichste Liebe sich verbindlich gemacht, allen hat sie den Schooß der Barmherzigkeit

Digitized by Google

eröffnet, daß von ihrer Fülle alle empfingen, der Gefangene Erlösung, der Kranke Heilung, der Betrübte Trost, der Sünder Verzeihung, der Gerechte Gnade, der Engel Freude.

Dies wußte das arme Erdenkind schon frühe und hat, was die Evangelien nicht beabsichtigen konnten, da der Morgenstern vor der Sonne zurücktreten mußte, in reichen Legenden nachgeholt. Schon Elias in seiner Höhle am Berge Karmel und Kaiser Augustus, die beide die Jungfrau visionär schauen, mußten dazu Stoff leihen. Unter den Legenden, die sich auf die apokryphen Evangelien stützen, müssen wir außer dem Passional besonders die Marienleben Philipps des Karthäusers, Walther's von Reinau, Werinher's von Tegernsee hervorheben; an dieselben schließen sich ergänzend an Konrad's von Fussesbrunn Gedicht von der Kindheit Jesu, von Mariä Himmelfahrt, die niederdeutschen Marienlieder, des Konrad von Heimesfurt Mariä Himmelfahrt, endlich Suchenwirth's Gedicht von den sieben Freuden Mariä. Ueber allen diesen Gedichten schwebt Schimmer und Duft, der wie auf alten Bildern die Häupter der Gottesmutter und des Gotteskindes mit Glorie umgibt. Für Jesus ist die allerseligste Jungfrau der reinste Tempel des hl. Geistes, für sie ist er ihr Gott und höchstes Gut und der Menschheit Retter. Doch neben den himmlischen Bezügen tritt auch das menschliche Element in zartester, heiligster Weise uns nahe. Was alle Marienleben als Grundzug durchzieht, ist eine so reine zarte Liebe, eine so kindlich-herzige Frömmigkeit, eine so naive Einfalt, daß man sich in die Tage versetzt fühlt, wo dem frommen Kind der Himmel offen stand, das unglaublichste Wunder so leicht glaubhaft war, wie die Existenz der Lilie im Garten. Sie muthen idyllisch-schön an, ganz im Gegensatz zum Strom des vollen Völkerlebens, der in den germanischen Volksepen rauscht: Das Unbeachtete vor der Welt, das doch die ganze Welt beherrschen und das Antlitz der Erde erneuern sollte, ist hier Object.

Ein Loblied ich beginne,
In Sankt Mariens Minne,
Der ewigen Königin,
Die geruh' auch, meinen Sinn
Zu läutern und auch meine Seele
Von aller Art von Fehle.

Die Urkunden der Offenbarung haben über die Geschichte der Kindheit Mariens den Schleier heiliger Ehrfurcht gelegt. Mit wenigen, doch um so hehreren Zügen zeichnen sie uns das Bild der in Bethlehem glückseligen, der auf Golgatha schmerzreichen Jungfrau und Mutter Gottes! Nach der Himmelfahrt unseres Herrn

erscheint sie noch einmal in Mitte der apostolischen Gemeinde zu Jerusalem, deren Ruhm, Freude und Trost, deren Schutzherrin sie geworden, wie sie es in der Kirche ist und bleibt durch alle Zeit.

Um die Wiege aber, wie um das Sterbebett und das Grab der Gottesmutter schwebt seit der Kirche Anbeginn, weil die strenge Geschichtschreibung darüber Schweigen beobachtet, ehrerbietig den Ueberlieferungen lauschend, die fromme Sage, Hand in Hand mit der heiligen Betrachtung. — Was sie gefunden, ist theilweise später aufgezeichnet und in den Büchern der Kirchenväter hinterlegt worden. Epiphanius von Salamis, St. Gregorius von Nyssa u. A. haben die vereinzelten Kleinodien der Ueberlieferung über Kindheit und Jugend der seligsten Jungfrau in ein vollständigeres Gemälde zu fassen gesucht. Die Andacht erleuchtete, die Beschauung, in einzelnen begnadigten Seelen bis zur Stufe des entzückten Schauens und Vernehmens hinaufsteigend, ergänzte in ihrer Art, was die älteren Quellen nur leise angedeutet oder bruchstückweise mitgetheilt.

So haben im christlichen Morgen- und Abendlande die Marien-Legenden, haben insbesondere im deutschen Mittelalter die so lieblichen „Marienleben" auch die Kindheit der heiligen Jungfrau und Gottesmutter in mehr oder minder ausgeführten Erzählungen der Andacht und der Liebe des Volkes anschaulich gemacht. Treulichst wirkte hierzu nach ihrer Weise die alte heilige Kunst, um in Lied und Bild auch „Maria, das Kind" zu verherrlichen. Sie schildert, malt und besingt die Geburt und heilige Kindheit Mariens. Wir sehen durch sie das zarte Jungfräulein, wie es die Blumen pflegt im Garten zu Nazareth, wie es lernt vor St. Anna's Knieen, wie es dann, dem Herrn verlobt, gen Jerusalem wallt und die hohen Treppen hinangeleitet wird zum Eintritt in das Heiligthum des Herrn. Und doch fühlten sie alle, die Heiligen und die Gelehrten, die Maler und die Dichter, daß sie ihren guten Willen und dazu ihr ganzes Wissen und Können einer Aufgabe zugewandt, welche, durch weisen Rathschluß der Vorsehung Gottes der weltlichen Neugierde gänzlich entrückt, so sehr sich auch die Frömmigkeit zu immer neuen Anstrengungen aufmuntert, dennoch niemals erschöpft und von keinem Einzelnen für immer gelöst zu werden vermag. Es ist so schön und tief empfunden, was unter dem Eindrucke solcher Erfahrung einer der edelsten Sänger von „Unserer Frauen Minne", was Konrad von Würzburg in seiner Einleitung zu seiner „goldenen Schmiede" singt:

Digitized by Google

Eines ganzen Mai's Erblühen,
Aller Blumen Farbensprühen,
Kunst, das Schönste auszufinden
Und in einen Kranz zu binden,
Nicht hinreicht es, nach Gebühren,
Heilige Jungfrau, Dich zu zieren!
Würden alle Wort' zu Tönen,
Zu viel süßen und viel schönen,
All ihr Liebreiz würd' mit Nichten
Dir ein würdig Loblied dichten!

Fügen wir dem bei, daß die „Marienleben", so legendarisch sie sind, eine Ehrenschuld der Sage gegenüber abtragen. Die Legende betrachtet hier Maria mehr objectiv. Wie sie wundersam verkündet und empfangen worden, ihre Jugend als Tempeljungfrau, die an Aarons grünende Ruthe mahnende Verlobung mit St. Joseph, ihre Geschicke in Bethlehem, Aegypten, Nazareth bis zu Leid und Seligkeit sind namentlich von Werinher von Tegernsee so christlich-innig und germanischritterlich dargestellt, daß man dem Dichter glauben mag, wenn er von seinem minniglichen Herzen zu Maria spricht:

Du bist mein, ich bin Dein,
Das sollst Du gewisse sein;
Du bist beschlossen in meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein:
Du mußt immer drinnen sein.

Der Sage nach soll er, wenn die Abendglocken ihr Ave hallen, über den See schweben, mit der Harfe Gold die Gnadenvolle zu grüßen, deren Leben er in wunderbaren Bildern geschildert.

4. Maria in der Lyrik des deutschen Mittelalters.

1. Maria im Kunstlied.

Uns ist in alten Mähren Wunders viel gesagt von Pracht und Herrlichkeit, die bald in verzauberten Schlössern, bald in langgängigen Höhlen sich finden, aber nur Sonntagskindern sich aufthun. So hat das Abendland seine Kyffhäuserhöhle Xa-Xa; wohl dem, der die Wunderlampe Aladin's oder die blaue Blume besitzt! Das Mittelalter hat sie gehabt. Es ist wahrhaft eine Zauberhöhle, wo die Perlen flimmern und Diamanten funkeln, wo das Gold gleist und das Silber für Nichts gilt über lauter größeren Reichthümern. Dennoch sagt der Dichter:

Lieder sind Dir viel gesungen
Durch der Erde weites Haus;

Aber keinem ist gelungen,
Frau, Dein Lob zu singen aus!

Denn wie Pius IX. in seiner Bulle von der „unbefleckten Empfängniß" sagt, kann die hohe Gottesmutter nur von Gott ganz erfaßt und deßhalb auch durch kein Menschen- oder Engellob je erreicht werden. Was zu erreichen war, hat die Schaar ritterlicher Sänger der hehrsten aller Maide als Maiblumenstrauß auf den Altar gelegt. War es doch eine herrliche Zeit, als Deutschland noch eins in Glaube und Liebe, als man noch nicht verächtlich sprach von „der" Maria, als an allen Enden Dom auf Dom sich himmelwärts zu ihrem Preise erhob, als man mit Vorliebe die Glocken auf ihren heiligen Namen taufte, damit sie das: Hoch preise meine Seele den Herrn! hinausriefen in die Lande. Wie Tausende vom heimathlichen Strande stießen, zu kämpfen um des heiligen Grabes Besitz, so zogen Tausende das Schwert, um die Heiden der Ostsee zu Mariendienern zu machen, und als das Preußenland dem deutschen Orden diente, ward „Frauenburg" gebaut und „Marienburg" des Ordens Hauptsitz. Wo Noth und Leid, wo Kampf und Streit, erscholl des Ordens Lieblingslied:

Maria, Mutter und Maid
All' uns're Noth sei Dir geklagt,

wie dies Lied auch der Schlachtgesang des ersten Habsburgers war gemäß der Reimchronik Ottokar's von Horneck. Die Marienlyrik ist wie ein Nachtigallenwald, aus dem die Sänger mit ihren Liedern „aus den Thälern, die der kalte Nebel drückt", weisen „zu ewig grünen Hügeln, wo die Blumen und Früchte keines Winters Raub werden", aus dem Lärm des Marktes zum Frieden der Gottesstadt mit den zwölf Perlenthoren. Da ist ein Innigkeit und Sinnigkeit, eine Milde und Süße, eine tiefe und liebliche Schönheit und nirgends etwas Gemachtes, daß man erfreut ist, wie über die Blume, deren einzige Tendenz ist, süßen Duft zu hegen, wie über das stille Licht, das man in alten Städten in Blenden vor dem Muttergottesbild am Hause hat und Samstag anzündet. Nur „wem die Religion zum Leben gelangt, wer in allem Thun und Lassen von der Gnade wahrhaft durchdrungen ist, dessen Seele mag sich auch in Liedern ihrer Entzückung und des himmlischen Glanzes erfreuen. Wer aber hochmüthig und schlau diese Geheimnisse und einfältigen Wahrheiten als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen glaubt, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem

Digitized by Google

Verstande oder der Poesie allein, sondern allen dreien, dem ganzen Menschen angehört, blos mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird ebenso gern an den griechischen Olymp glauben, als an das Christenthum, und eines mit dem anderen verwechseln und versetzen, bis der ganze Himmel öde und leer wird." (Eichendorff.)

Wir können sagen, daß das mittelalterliche Lied davon Nichts kannte, ihm quillt aus dem Innern frischkühl der Quell, aus gotterfülltem Herzen; ihm war es gerade eine Lust, die stillverborgene Blume von Nazareth zu feiern, den verborgenen Edelstein, im Gegensatz zu den glänzenden und innerlich oft so dunklen Weltthaten, dem hohen und niederen Pöbel es überlassend, vor dem Außenschimmer im Staub zu knieen.

Wie schön singt Walther von der Vogelweide:

Magd und Mutter, schaue der Christenschaaren Noth,
Du blühender Stab Aarons, erglühend Morgenroth,
Ezechielens Pforte, die nie ward aufgethan,
Durch die der hehre König ging aus und ein die Bahn:
So wie durch ganze Scheiben die Sonne wirft den Schein,
Also empfing die Reine Christ und blieb als Mutter rein.

Ein Busch einst stand im hellen Brand,
Und war doch nichts versenkt daran:
Voll und ganz verblieb sein Glanz,
Nichts hat ihm Feuer's Gluth gethan.
Das war die reine Magd alleine,
Die mit magdlichem Empfahn
Kindesmutter worden ist
Ohn' ein Mannes Hilf und List,
Was nimmer Menschensinn ermißt,
Den reinen Christ
Gebar, der uns bedachte.
Nun Heil ihr, daß sie den gebar,
Der unsres Todes Tödter war!
Sein reines Blut vertilgte gar
Der Sünden Schaar,
Die Evens Schuld uns brachte.

Auf hohem Throne von Salomone
Bist Du, Frau, als waltende Gebieterin erhaben:
Balsamite, Margarite,
Von allen Mägden bist Du, Magd, die Magd mit Königsgaben.

Den Nagel auf den Kopf trifft die Bemerkung Jacob Grimm's in dessen deutscher Mythologie (Seite 20), wonach der seit dem 12. und 13. Jahrhundert um sich greifende Mariendienst „mit der

zartesten Frauenverehrung, die je stattgehabt, in der Poesie unserer Minnesänger zusammentrifft". Dessen zum Beleg das Lied eines unbekannten Sängers aus dem 12. Jahrhundert:

Das hohe Lieb.

Ich habe mir erlesen
Ein Lieb so zart, ein Lieb so fein,
Hochadelig von Wesen.
Hochfürstlich ist die Traute mein,
Von allem Harm ist meine Brust genesen,
Seit ich belacht von ihrer Hulden Schein.

O Gott, wie kann sie grüßen,
Aus minniglichem Rosenmund!
Wie kann sie Blicke schießen
Bis in der Seele tiefsten Grund!
Wie sollte dem noch eine Thräne fließen,
Dem diese Grüße, diese Blicke kund?

Es glänzet eine Klare,
Es strömt herab ein Strahlenquell,
Der Erde Nacht und Schwere
Vernichtend alle wunderschnell;
Es leuchten nicht des Himmels Sternenheere,
Die Sonne nicht so lauter und so hell.

Es blühet eine Blume
Und streuet ihren Wonneduft
Aus hohem Heiligthume
Hernieder in der Erde Gruft;
Nicht Ambra würzt und nicht die Cardamume
Ostindiens so köstlich alle Luft.

Kennt ihr die hohe Meine,
Die Prangende mit solcher Pracht?
Kennt ihr die Strahlenreine,
Die Siegerin ob aller Macht?
Kennt ihr die süße Rose, die ich meine,
Die alles würzt mit ihrer Düfte Macht?

Nach einer Erzählung des heiligen Bernard erzog eine Jungfrau einen Vogel und lehrte ihn die Worte „Ave Maria" sprechen. Einst, da er sich dem Schooße der Jungfrau entschwang, schoß ein Falke auf ihn herab; da rief das Vöglein sein „Ave Maria", und sogleich ließ der Räuber seine Beute los. Ganz dieselbe herzige Kindlichkeit der Legende, wo selbst der Räuber durch den Ruf Ave Maria überwunden wird, dieselbe engelhafte Unschuld, die dem

Digitized by Google

Muttergottesbild einen Apfel anbietet, der auch angenommen wird, spricht aus einer der ältesten Mariendichtungen:

Wiegenlied einer alten Magd.

Ich thät mich einst vermiethen
Zu Sankt Marie
In den Himmel hinein;
Ich wollt ihr helfen wiegen
Das liebe Kind,
Ihr Jesulein.

Da ward ich aufgehoben
In den goldigen Saal
Voll Engelein;
Die thäten alle loben
In dem ewigen Strahl
Maria rein.

Maria kam und führte
Mich an der Hand
In's Kämmerlein;
Im Kämmerlein, da, siehe,
Stand an der Wand
Ein Wiegelein;

Darinne sah ich liegen
Das liebe Kind,
Das Jesulein;
Da fing ich an zu wiegen
Mit der Hand so lind
Und sang darein:

„Schlaf lieblich ein,
Schlaf lieblich ein,
Schlaf, allerliebstes Jesulein,
Schlaf süß und selig ein!"

Der heiligen Schrift folgend, hat die Dichtung Maria gern mit dem Reich der Natur verknüpft; sie, die Lilie unter den Dornen, die Rose Jericho's, die Bergcypresse, die Ceder Libanons, der verschlossene Garten voll Paradiesesherrlichkeiten, überströmend von Wohlgerüchen; sie, vor der nach der Legende sich die Bäume auf der Flucht nach Egypten geneigt. Hat doch der Erlöser selbst in seinen Gleichnißreden und Bildern aus dem Naturleben von Baum und Rebstock, der Lilie des Feldes und dem Sperling des Daches das geistige Gnadenleben sinnbar gemacht. Das ist echtrechte Lyrik, welche Himmel und Erde verbindet, wie aus Erdensaft und Himmelslicht die duftige Blume, die saftige Frucht wird; dieser Lyrik darf das glaubensstarke, gemüthsreiche, minnelebige Mittelalter sich rühmen.

Wie die Natur, so zieht das mittelalterliche Lied gern auch die Uebernatur herein. Vom Heiland sagt die Schrift: „Da kamen Engel des Himmels und dienten ihm", und so lassen es die Dichter nicht bei dem Engel von Nazareth bewenden, auch nicht bei den Engeln der heiligen Nacht, von denen die Schrift berichtet; ihr, die im Kämmerlein bei der Verkündung züchtig erröthet, als Gabriel in Jünglingsgestalt ihr nahet, ihr, dem Engel im Fleische, huldigen und dienen die Engel, noch ehe sie aufgefahren zu den Chören der seligen Geister.

Eine Strophe aus dem schönen, leider fast gänzlich unbekannten Liede aus dem Schlusse des Mittelalters von Johannes von Salzburg möge unsere Worte belegen:

O Rosenroth, o Lilienweiß,
Wir leiden Noth, all' um die Speis',
Die Gott verbot im Paradeis,
Die das Ave überbannt.
Maria, Magd, du werther Nam',
Der hat erjagt, daß zu Dir kam,
Als man uns sagt, das wahre Lamm,
Das Christus ist genannt.

O Maria, Ros' ohn alle Dorn,
Ob allen Frauen hochgeborn,
Gott selber hat Dich auserkorn.
Behüt' uns vor Deines Kindes Zorn,
Daß seine Marter nicht an uns wär verlorn

Die Literatur weist gern auf den Dominikanerbruder Eberhart von Sax hin als einen der vorzüglichsten marianischen Dichter und wahrlich großartig sind die herrlichen Strophen:

Heil'ge Jungfrau, reich an Güte,
Höchster Reinheit Himmelsblüthe,
Gieße Licht mir in's Gemüthe,
Dich zu rühmen würdiglich.
Dich erkor, der Jungfrau Krone,
Daß in Deinem Schooß es wohne,
Gottes Wort; dem ew'gen Sohne
Weihte Gott zur Mutter Dich.
Dein, o Garten, wohlverschlossen,
Von der Gnaden Thau begossen,
Dem des Lebens Frucht entsprossen,
Freuet Erd' und Himmel sich.

Du hast alle Frau'n geehret,
Wie uns Eine hat versehret,
Als sie, wider Gott bethöret,
Folgte ihrem argen Sinn.
Die hast Du vom Bann befreiet,
Und in Gottes Huld erneuet;
Was Dir Jemand Lobes weihet,
Wie ein Schatten schwindet's hin.
Vor den Strahlen Deiner Ehren,
Die stets leuchtend Dich verklären,
In gut' Ende kannst Du kehren
Evens Schuld vom Anbeginn.

Mutter der viel schönen Minne,
In dem Dunkel Leuchterinne,

Digitized by Google

Zünd', entflamme meine Sinne
In der wahren Minne Glut.
Da ich inne ward gereinet,
Und mit Gotte gar vereinet,
Was ich anders hab gemeinet,
Das bedecke, Fraue gut!
Frau, erbarm Dich alle Stunden,
Da Du Gnade hast gefunden,
Gottes Zorn hat überwunden
Dein viel tugendreicher Muth.

Und doch möchte uns Manches aus den Marienbildern des Bruder Hans aus dem Orden der Deutschritter, der auch ein Marienleben geschrieben, manchmal voll Duft und Glanz, wie ein Marienröschen, in seiner rührenden Einfachheit und seinem reumüthigen Schmerz noch mehr anmuthen:

Es ist dir alles kundlich,
Mein Herz und mein Gemüthe,
Wie schnöd' ich bin und sündlich,
So hab ich doch gelassen durch deine Güte
Das Liebste mein mit bitterlichen Schmerzen.
Und wahrlich, wär' es nicht geschehen,
Ich thät es noch mit willentlichem Herzen.

Wir haben bisher meist verborgene Blumen dargeboten; die Prachtdichtungen Gottfrieds von Straßburg und Conrads von Würzburg („Lobgesang auf Christus und Maria" und „die goldene Schmiede") sind ja genugsam gepriesen. Kein Sang hat höheren Schwung, als der dem bürgerlichen Sänger von Straßburg zugeschriebene. Das ist wahrhaft ein Frühlingsgarten, so voll farbiger, duftiger Gedanken und Bilder in der feinsten Form, wie sie eben der Blume der Blumen ziemt. Und wie der Frühling nicht genug Blumen hervorzaubern kann, daß sie himmelwärts ihren Hauch senden, so blüht es in diesem Gegenstück zum Epos sündiger Minne der Erde „Tristan und Isolde", für das manche Literarhistoriker es als Sühnegesang ansehen. Wer auch das Lied gesungen, ihm ist der Preis:

Du Rosenblüthe, Lilienblatt,
Du Kön'gin in der hohen Stadt,
Wohin nie trat
Ein Weib, Dir gleich, o Hehre.
Du Herzenslieb für alles Leid,
Du Freud' in herber Bitterkeit,
Dir sei geweiht,
Gesungen Lob und Ehre.

Lebend'ge Gotteszelle ward
Dein Leib, der wonnigklare,
Wie Sonnenstrahl sich offenbart
Durch Glas, wie Gottes Gegenwart
Mehr süß und zart,
In Dir sich Christ, der wahre.

Du Rosenthal, Du Veilchenfeld,
Du wonnereiches Herzensgeld,
Du blüh'nder Held,
Du süße Gotteswonne,
Du strahlenbringend Morgenroth,
Du rechte Freundin in der Noth!
Das Lebensbrod
Gebarst Du, Jungfrau'nsonne,
Durch das manch Herze, finster, kalt,
Aufleuchtet' und entbrannte
In süßer Minne manigfalt.
So zeigt sich seine Allgewalt;
Darob erschallt
Dein Lob in manchem Lande.

Eine goldene Schmiede des Marienlobes hat uns Conrad von Würzburg aufgethan. Ophir's Schätze liegen vor ihm, dem Goldschmied, wie sie Salomon's Schiffe nicht heimgebracht, eine Weisheit, wie sie der weise Fürst Israel's und die weise Fürstin von Saba nicht ausgewechselt.

Maria, Mutter und auch Magd,
Die wie ein Morgenstern auftagt
Dem führerlosen armen Heere,
Das auf dem wilden Lebensmeere
Der Welt, der bodenlosen, schwebet.
Du bist ein Licht, das immer lebet
Und stets zum Heile ihm gab Schein,
So oft der Sünden Magnetstein
Es an sich nahm mit seiner Kraft.
Wenn die Syrene lügenhaft
Versenken will die Schiffe
Mit süßer Töne Griffe,
Dann, Frau, leitest Du sie zum Gestade.
Deine Hülfe aus tiefer Sorgen Bade
Viel manchen hat erlediget.

2. Maria im deutschen Volks- und Kirchenlied.

Warum wir bisher gerade auf des Volkes Poesie in Märchen und Sage Rücksicht genommen, dürfte nicht befremden: ist auch nach Eichendorff der Dichter das Herz seines Volkes, so ist es doch

Digitized by Google

ein einzelnes Herz, das Volkslied ist Herzschlag des Volkes, und gerade der Herz- und Pulsschlag des Volkes war für Maria.

Namen der Dichter kennen wir wenige, ist ja das Hervorheben der eigenen Personen Mehlthau für die Kunstblüthe. Wie überhaupt die Tugend der Demuth, so erquickt sie auch auf dem Gebiet des Schönen — eben weil sie göttlicher Art ist, wie der sich selbst bewußte Hochmuth nicht bloß abstößt, sondern auch nichts Dauerndes leistet. Den Plan des Kölner Domes kennen wir, aber den Planer nicht.

So auch beim Volkslied. „Maria, die liebe Magd, und Jesus, der vielsüße", sind die Perlen, für die das Volk Alles hingibt, das ist der Schatz im Acker, „ein neues Lied will ich singen, Mariam, Mutter, rufen an, Gott woll', daß es gelänge," und gelungen ist es. Tief dogmatisch und tief poetisch, selbst wie ein Rosenstock in Duft, ist z. B. „die mystische Wurzel:"

Von Jesse kommt ein Wurzel zart,
Daraus ein Zweig von Wunderart,
Der Zweig ein schönes Röslein bringt,
Das wunderlich vom Zweig entspringt.

Die Wurzel der Stamm David's ist,
Maria, Du das Zweiglein bist,
Dein Sohn, die Blum', die schöne Ros',
Ist Gott und Mensch in Deinem Schooß.

Der heilig Geist von Dir allein
Erschaffen hat das Kindlein fein,
Gleichwie die Sonn' durch ihre Kraft
Allein von Zweiglein Rosen schafft.

O Wunderwerk! Auf einem Stiel
Stehn Röslein und auch Blätter viel.
O Wunderwerk! In Gottes Sohn
Sind zwei Naturen in Person.

Roth ist die Ros', grün ist das Blatt,
Ein Zweiglein gleichwohl beide hat,
Also man zwei Naturen find't,
Und ein' Person in diesem Kind.

O Zweig, Dich ziert die schöne Blum',
Die Ros', die bringt Lob, Ehr' und Ruhm,
Die Ros' das Zweiglein nicht verstellt,
Dein' Jungfrauschaft Dein Kind erhält.

Nicht minder herrlich ist „die hohe Magd", in verschiedenen Lesarten durch Nord und Süd verbreitet, ursprünglich aber niedersächsisch:

Digitized by Google

Ein' Magd ist weiß und schone,
Gott führt den höchsten Preis,
Und der ihm dient, zum Lohne
An Künsten wird sie reich,
Geht jungfräulich bei Frauen
Dort auf den grünen Auen;
Glück zu, mein edler Zweig!

Ihr Leib ward angebildet
Mit Keuschheit übergroß,
Schwang sich in ihren Willen,
Schwang sich in ihren Schooß,
Er war so stark von Kräften,
Von meisterlichen Geschäften —
Gott schuf wohl Himmel und Erd'.

Ein Kind nach Adams Weise
An ihren Brüsten lag,
Es war ein alter Greise,
Er schuf den ersten Tag,
Er ward ein starker Ritter,
Sein Leiden war ihm bitter,
Er litt groß' Ungemach.

Sein' Seit' war ihm zerschnitten
Mit einem scharfen Speer,
Damit hat er zersplitten
Die Hölle sammt der Erd.
Gott tröste den Gefang'nen,
Drei Wünsche waren ihm ergangen
Gegen diese heilige Zeit.

Gott stieg aus seinem Grabe,
Ein Fürst, war wohlgemuth
Mit seinem Kreuz und Stabe,
Drei Fähnlein schwingt er roth,
That sich gen Himmel kehren,
Nach tugendlichen Ehren
Stand ihm Herz, Muth und Sinn.

O Stern, o Glanz, o Krone,
O Himmel aufgethan!
Was gab ihr Gott zum Lohne?
Drei Chorengel Lobgesang,
Bekleidet ihn mit Sonne,
Maria war voll Wonne,
Wie hell scheint uns der Mond!

Ebenso schlicht und schön ist „der Jäger."

Es wollt ein Jäger jagen,
Er jagt vom Himmelsthron.

Digitized by Google

Was begegnet ihm auf dem Wege?
Maria, die Jungfrau schon.

Der Jäger, den ich meine,
Der ist uns wohl bekannt,
Er jagt mit einem Engel:
Gabriel ist er genannt.

Der Engel blies in sein Hörnlein,
Das lautet also wohl:
‚Gegrüßt seist Du, Maria!
Denn Du bist gnadenvoll.

Gegrüßt seist Du, Maria,
Du edle Jungfrau fein!
Dein Leib, der soll gebären
Gar ein kleines Kindelein.

Dein Leib, der soll gebären
Ein Kindlein ohn' alle Mann,
Welch's Himmel und auch Erden
Einstmals bezwingen kann.'

Maria, die zart Reine,
Fiel nieder auf ihre Knien,
Sie sprach: „Herr Gott vom Himmel!
Dein Will' der soll geschehn.

Dein Will', der soll geschehn
Ohn' alle Pein und Schmerz.'
Da empfing sie Jesum Christum
In ihr jungfreulich's Herz.

Wie in Italien der Franziskanermönch Jacopone das längst durch die katholische Christenheit gehende „Stabat mater" gedichtet, so klingt dieser Ton durch eine Reihe deutscher Volkslieder; die „Marienklagen" gehören zu den ergreifendsten Klängen, die nicht austönen wollen, bald schmerzenreich, bald minneweich. Eine der schönsten Klagen wollen wir mittheilen:

Maria, die hört ein Hämmerlein klingen:
„O weh, o weh, mein's lieben Kind's!
O weh, o weh, meines Herzens Kron'!
Es will verlassen mich mein Sohn!"
Maria kam unter das Kreuz gegangen,
Sie sah ihr liebes Kind vor ihr hangen.
An einem Kreuz, zum Tod betrübt,
Ihr Kind, das sie so sehr geliebt.
„Johannes, liebster Diener mein,
Laß Dir meine Mutter befohlen sein:
Nimm sie zur Hand, führ sie hintan,
Daß sie nit seh meine Marter an."

„Das will ich gerne thun, o Herr,
Ich will sie trösten also sehr,
Ich will sie trösten also wohl,
Wie ein Kind seine Mutter trösten soll."
„Nun bieg dich Baum, nun bieg dich Ast!
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast.
Nun bieg dich Laub und grünes Gras,
Laßt euch zu Herzen gehen das!"

Ueberaus rührend sind die „Rufe", die im altchristlichen Hymnus schon üblich, hier das zarteste Kindesvertrauen zur Mutter der Barmherzigkeit, des Lebens Süßigkeit kundgeben. Selbst die Landsknechte, sonst kein frommer Orden, wollen nicht ausgeschlossen sein.

Von erst so woll wir loben
Mariam, die raine Maid,
Die ist so hoch dört oben,
Kain Bitt' sie uns versait;
Merkt auf, ihr Reitersknaben:
So wir in Sorgen traben
Und sunst kain Fürbitt haben,
So helf uns die viel zart,
Die Gottes Mutter ward!

Wie rührend ist folgender Marienruf:

Ave Maria, ein Roi' ohn' alle Dorn!
Mit Missethat hab' ich verlor'n
Dein Kind, das von Dir ist gebor'n,
Maria, versöhn' mich vor seinem Zorn!

Ave Maria! durch Deines Kindes Tod,
Das vor Dir hing, von Blut roth,
Hilf, daß ich der Engel Brot
Mit Reue empfang in Todes Noth!

Das deutsche Kirchenlied hat einen nicht geringen Antheil an der religiösen Bildung des Volkes, das mittelalterliche Kirchenlied insbesondere. Wir stellen es mit dem Volksliede zusammen. Wenn zwei Strömungen derselben Farbe zusammenfließen und dann in lieblicher Gemeinschaft dem Meer zueilen, wer wagt da zu sagen: wessen Stromes ist diese, wessen jene Welle? Einer Mutter Kinder sind hier Volks- und Kirchenlied, so nahe verwandt wie Zwillinge, so daß der Sammler kaum zu scheiden weiß. Gott Dank, wenn Kirchen- und Volkslied zusammenfallen, wenn das Mark des Volkes der objective Kirchenglauben ist.

Man hat von akatholischer Seite bekanntlich erst dem Re-

Digitized by Google

formationszeitalter das Kirchenlied in die Tasche schieben wollen — überwundener Standpunkt! Wie das Volk auf der Wallfahrt, auf Weg und Steg, noch heute seine Lieder singt zu „Maria mild, dem Stern im dunklen Nachtgefild", so schon vor Zeiten, als Jacob von Königshofen seine Straßburger Chronik schrieb. Trotz der kindlichen Einfalt, die so herzlich an Maria Freud und Schmerz theilnimmt, sind sie theilweise sehr tiefsinnig.

Nur eine dieser wunderbaren Blüthen bieten wir hier dem Leser.

Maria zart, von edler Art,
Ein' Ros' ohn' allen Dornen,
Du hast mit Macht herwider bracht,
Das vor lang war verloren
Durch Adam's Fall, Dir hat Gewalt
Sankt Gabriel versprochen.
Hilf, daß nicht wird gerochen
Mein' Sünd' und Schuld. Erwirb mir Huld,
Dann kein Trost ist, durch mein Verdienst
Barmherzigkeit erwerben.
Am letzten End, bitt', Dich nit wend'
Von mir in meinem Sterben.

Maria rein, dein' G'burt allein
Ist unser Trost auf Erden,
Darzu Dich hat der ewig' Gott
Erwählt ein' Mutter werden.
Des höchsten Heil durch das Urtheil
Am jüngsten Tag wird richten,
Halt mich in Deinen Pflichten,
Du werte Frucht, ein' gut' Zuflucht
Hab ich zu Dir, am Kreuz bist mir
Mit Sankt Johans gegeben,
Du wollst auch sein die Mutter mein,
Mir helfen in's ewig' Leben.

Maria fein, Dein klarer Schein,
Er leucht am höchsten Throne,
Da Dir mit Ehren von zwölfen Stern
Wird aufgesetzt ein' Krone.
Dreifaltigkeit hat Dich bekleid't,
Mit Gnaden schon umgeben,
Erwirb mir hie das Leben,
So lang und viel bis auf das Ziel.
O Jungfrau süß, hilf, daß ich büß'
Mein' Sünd' vor meinem Ende,
Wann mir zerbricht mein Herz und G'sicht,
Beut meiner Seel Dein' Hände.

Digitized by Google

Maria groß, Du edle Rof',
Von mir thu Dich nit wenden,
Herzlich ich bitt', verlaß mich nitt,
Hilf mir an meinem Ende.
Daß ich nicht fahr zu's Teufelsschaar,
Dem bösen Höllenhunde,
Ruf ich aus Herzen Grunde,
Die Namen drei wohnen uns bei:
Jesus, Anna mit Maria.
Laß mich doch nicht verderben,
Ich muß von dann und weiß nicht wann,
Hilf mir, wenn ich soll sterben.

Wir schließen mit den Worten des hl. Tharasius: Mit welchen Lobsprüchen sollen wir dich überhäufen, o Maria, o reine Magd, o unbefleckte Jungfrau, der Frauen Schmuck, der Töchter Glanz, o hl. Jungfrau-Mutter, gesegnet unter den Frauen, gefeiert ob Deiner Unschuld, Du Sühnung für Adam, den Verfluchten, Du Lösung der schuldigen Eva!

Besser können wir Dich nicht grüßen, als wie der Engel Dich begrüßte und nun die ganze Christenheit: Gegrüßet seist Du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit Dir, Du bist gebenedeit unter den Weibern!

Digitized by Google

Kunstnovität.

Soeben ist in unserem Verlage erschienen:

Sedes sapientiae.

Nach einer Original-Zeichnung von Edward von Steinle.

In feinstem Lichtdruck ausgeführt. Grösse des Bildes 44 : 33 cm., des Cartons 64 : 48 cm. und unter Passe-partout mit unterlegtem Goldrand am Bilde 74 : 66 cm.

Obiges Kunstblatt, welches **Edward von Steinle** seiner Zeit seinem Freunde **Johannes Janssen** bei Gelegenheit der Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit verehrte, ist nun einem grösseren Publikum zugänglich geworden.

Das Bild stellt die Gottesmutter dar, wie sie, als „Sedes sapientiae", „die Mitwisserin der göttlichen Geheimnisse", mit den Kirchenvätern ein Colloquium hält. Die hl. Jungfrau sitzt, überstrahlt vom hl. Geiste, auf einem Katheder und erklärt kraft der ihr gewordenen Offenbarung mit dem kindlichen Ausdrucke der Selbstverständlichkeit der Wahrheit auf dem jugendlichen und dennoch durchgeistigten Antlitze, den vor ihr sitzenden Kirchenvätern ein Dogma. Ueberaus interessant und tief ist die Auffassung der Kirchenväter in der Darstellung — ganz entsprechend ihrem durch ihre Stellung und ihre Schriften documentirten Charakter. Papst Gregorius begeistert gegen den Himmel aufblickend, als werde ihm gleichzeitig direkt eine Offenbarung des hl. Geistes; der hl. Hieronymus contemplativ nach Innen schauend, der hl. Augustinus liebeglühend für die Schönheit und Harmonie der göttlichen Lehre, die Worte vom Munde der seligsten Jungfrau ablesend und der hl. Ambrosius mit dem Ausdrucke der Freude, auf dem Antlitze, dass was er durch tiefe Studien ergründet, sich mit der Offenbarung decke.

Die in breiten Zügen, in festen und feinen Linien gegebene Zeichnung ist in der Charakterisirung der fünf dargestellten Personen ein Meisterwerk seltenster Art und für Steinle's Kunst nach ihrem Inhalt und ihrer Form der prägnanteste Ausdruck. Viele Freunde des verewigten Gelehrten, wie des Malers wünschten schon seit Existenz derselben eine Abbildung dieses Bildes zu besitzen. Die jetzige Reproduktion gibt das Original in seiner ganzen künstlerischen Feinheit und in seiner ganzen innigen und frommen Darstellung wieder.

Wir liefern das Kunstblatt:

1. **ohne Rahmen**:
   a) auf Carton gedruckt zu Mk. 6.—
   b) unter weissem Passe-partout mit unterlegtem Goldrande an dem Bilde zu Mk. 7.50.
2. **mit Rahmen und Glas**:*)
   a) in Goldbarockrahmen Nr. 582. (Leiste $5^1/_2$ cm. breit) Mk. 18.
   b) in schwarzem Politurrahmen mit Goldstreifen Nr. 457. (Leiste $7^1/_2$ cm. breit) Mk. 19.—
   c) in schwarzem oder braunem Politurrahmen mit occidirter Goldverzierung (sehr schön) Nr. 649. (Leiste 6 cm. breit) Mk. 20.
   d) in schwarzem Rahmen mit antiker Goldverzierung Nr. 590. (Leiste $7^1/_2$ cm. breit) Mk. 21.—
   e) in breitem Goldbarockrahmen Nr. 599. (Leiste 9 cm. breit) M. 22.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung

A. Foesser Nachfolger (P. Kreuer).

Verlags-, Buch- und Kunsthandlung und Buchdruckerei.

---

*) Alle eingerahmten Exemplare sind mit Passe-partout mit unterlegtem Goldrande versehen.

NB. **Kisten** werden extra berechnet, der Betrag hierfür aber bei **franko** Rücksendung wieder gestrichen.

Preußischer Ministerialerlaß

betreffend

die Lebensversicherungsgesellschaften.

Reflexionen vom Standpunkte der Volkswirtschaft und der Moral.

Von **Dr. Philipp Huppert.**

Am 24. September d. J. hat der preußische Minister des Innern an die Polizei-Präsidenten folgende Verfügung erlassen:

Euer Hochwohlgeboren ersuche ich ergebenst, die Ihrer Beaufsichtigung unterstellten Lebensversicherungsgesellschaften anzuweisen, durch ihre Vermittelung Bericht zu erstatten über die für die einzelnen Gesellschaften maßgebenden Grundsätze für die technische Berechnung der Prämienreserve. Insbesondere sind mitzuteilen die zur Anwendung kommenden Sterbetafeln, die Zinsfüße, die Nettoprämien und Zuschläge, sowie eine genaue Beschreibung der Berechnungsweise der Reserven und Prämienüberträge, namentlich auch, ob und wie lange etwa noch die sogenannte Zillmersche Methode zur Anwendung kommt.

Der Minister des Innern.
Im Auftrage
gez. Haase.

Für die in Preußen thätigen Anstalten war in den Ministerialerlassen vom 2. Februar 1891[1]) und 8. März 1892[2]) die Mitteilung der Grundlagen für die technische Berechnung der Prämienreserve im Jahresbericht nicht vorgeschrieben. Dieser auffällige Umstand soll nun offenbar beseitigt werden.

[1]) Ministerialblatt für die gesamte innere Verwaltung 1891, Nr. 2, S. 91.

[2]) Ministerialblatt 1892, Nr. 4, S. 154.

Digitized by Google

Bei der großen wirtschaftlichen Bedeutung der Lebensversicherung dürfte es weite Kreise interessieren, mit dem Inhalt dieser preußischen Verfügung näher bekannt zu werden. Es wird dadurch auch manchem Versicherten klar werden, wie es um seine Sache bestellt ist, während den Versicherungs-Kandidaten die Möglichkeit geboten wird, vor Eingehen des Vertrages über manche höchst wichtige Dinge sich zu informieren. Dem Theologen aber bietet der Erlaß schätzbare Anknüpfungspunkte, die vom preußischen Minister angeregten Fragen vom Standpunkt der Moraltheologie zu betrachten.[1])

I.

Der Hauptzweck der Lebensversicherung besteht darin, daß der Versicherte ein bestimmtes Kapital sicher stellt, unabhängig von seiner eigenen Lebensdauer. Wäre jedem der Eintritt des Todes bekannt, so wüßte er, wie viel er jährlich zurücklegen müßte, um jene Summe anzusammeln. Da er dies nicht weiß, sucht er dieselbe für alle Fälle durch einen Vertrag zu sichern, in welchem der Versicherer gegen eine Taxe sich verpflichtet, den Hinterbleibenden die versicherte Summe auszuzahlen. Ginge der Versicherer nur mit einem Schutz suchenden einen derartigen Vertrag ein, so wäre derselbe weiter nichts als ein Spiel. Nun schließt eine Versicherungsgesellschaft aber solche Verträge mit vielen Tausenden ab. Dieselben werden sicher nicht ein gleiches Alter erreichen: die einen sterben früher, die andern später, so daß auch ihre Leistungen an

[1]) Für die technischen, statistischen und mathematischen Angaben wurden hauptsächlich benutzt: Masius, Lehre der Versicherung. Leipzig 1846 S. 476 ff.; Karup, Handbuch der Lebensversicherung. Halle 1880; Rüdiger, Die Rechtslehre vom Lebensversicherungsvertrag. Berlin 1885; Lewis, Lehrbuch des Versicherungsrechts. Stuttgart 1889; Brämer, Das Versicherungswesen. Leipzig 1894; Pik, Zur Lebensversicherung. Leipzig ? (veröffentlicht October 1895); von den Zeitschriften Maltz, Z. f. V.-R. I. S. 23 ff.; Z. f. H.-R XV. S. 326 ff. und XXII. S. 454 ff.; Neumann, Jahrbuch für das deutsche Versicherungswesen. Ferner: Die deutschen Lebensversicherungsgesellschaften im Jahre 1892. Separat-Abdruck aus der „Berliner Börsenzeitung" Nr. 564 vom 1. Dec. 1893; Geschäftsentwickelung und Stand der deutschen und einiger in Deutschland arbeitenden außerdeutschen Lebensversicherungs-Gesellschaften im Jahre 1893. Separat-Abdruck aus der volkswirtschaftlichen und Handels-Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 326 vom 25. November 1894; Zustand und Fortschritte der deutschen Lebensversicherungsanstalten im Jahre 1894. Jena 1895.

den Versicherer verschieden sind und sich ausgleichen müssen. Von fundamentaler Bedeutung für die Lebensversicherung ist es darum zu wissen, wie viele von einer bestimmten Anzahl Personen nach 10, 20 u. s. w. Jahren noch leben, wie viele in den einzelnen Jahren sterben, mit anderen Worten: wie viel Jahre jeder einzelne Versicherte wahrscheinlich noch zu leben hat. Dies alles kann der Mathematiker aus statistischen Erhebungen berechnen. Die von den Mathematikern hierüber angefertigten Verzeichnisse sind die Sterbetafeln.

Die älteste Sterbetafel geht bis ins 17. Jahrhundert zurück. Nach den tüchtigen statistischen Vorarbeiten des Breslauer Theologen Kaspar Neumann stellte schon Halley im Auftrag der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London die erste Sterblichkeitstafel her (1693). Von da ab entwickelten Statistiker und Mathematiker regen Eifer, die Halley'sche Tafel zu vervollkommnen. Nicht weniger als 21 Tafeln sind seitdem angefertigt worden. Die wichtigsten sind die von Kerseboom (1738), Süßmilch (1741), Deparcieux (1746), Price (1780), Heysham (1797), Babbage (1810), Morgan (1834), Ansell (1835), Brune (1837 und 1847), die Tafeln der 17 ältesten englischen Lebensversicherungsgesellschaften (1843), die Gothaer (1877) und die deutschen Sterblichkeitstafeln (1883)[1]).

Da diese Tafeln das Sterberisiko des Versicherten darstellen, so bezeichnen sie auch das Risiko, welches der Versicherer durch den Lebensversicherungsvertrag übernimmt. Ihre Angaben besitzen größere oder geringere Wahrscheinlichkeit, je nachdem mehr oder weniger allen Umständen Rechnung getragen ist, die als wichtige Faktoren in die mathematischen Formeln aufzunehmen waren. Da aber die Resultate der einzelnen Tafeln nicht mit einander übereinstimmen, sondern erheblich von einander abweichen, so ist auch das Risiko, welches die Gesellschaft übernimmt, subjektiv verschieden, je nachdem die ihrem Betriebe zu Grunde gelegte Tafel eine größere oder geringere Sterblichkeit aufweist. Die Sterbetafeln sind daher für das ganze Lebensversicherungsgeschäft von größter Bedeutung: sie sind, wie Karup sagt, für den Lebensversicherer, was für den Seemann der Kompaß und der Leuchtturm ist.

Um den Einfluß der Tafeln auf den Versicherungsvertrag

[1]) Vgl. meine Geschichte des Versicherungswesens im „Katholik" 1895 I. S. 385 ff.

Digitized by Google

näher zu charakterisieren, müssen wir verschiedene Arten der Lebensversicherung wohl unterscheiden.

An erster Stelle steht die eigentliche Lebensversicherung, die Versicherung auf den Todesfall. Das versicherte Kapital wird sofort nach dem Tode des Versicherten dessen Erben oder sonst Berechtigten ausgezahlt. Die Prämienzahlung kann lebenslänglich oder auch auf eine bestimmte Anzahl von Jahren beschränkt (abgekürzt) sein, ja durch eine einmalige Prämienleistung kann der Versicherte sich jeder weiteren Verpflichtung einer Zahlung entheben. Soll die ausgleichende Gerechtigkeit (justitia commutativa) im Versicherungsvertrage gewahrt werden, so müssen die Leistungen der Kontrahenten sich decken: die Prämie des Versicherten muß das vom Versicherer übernommene Risiko darstellen. Da das Risiko mit der größeren Sterblichkeit wächst, so ist die Prämie um so höher, je größer die Sterblichkeit ist, wie sie in der von einer Gesellschaft angenommenen Tafel vorausgesetzt wird. Die größten Prämiensätze werden daher an und für sich diejenigen Gesellschaften haben, die ihren Berechnungen Tafeln mit der größten Sterblichkeit zu Grunde legen; wer dagegen nach Tafeln mit sehr geringer Sterblichkeit arbeitet, wird einen niedrigeren Prämientarif aufstellen können. Ob die Prämie lebenslänglich, nur auf eine vorher festgesetzte Anzahl von Jahren, oder sogar nur einmal bezahlt wird, bleibt sich hier völlig gleich, da die Prämienzahlung in jedem dieser Fälle von der angenommenen Sterblichkeit abhängt.

Der Versicherung auf den Todesfall diametral entgegengesetzt ist die Versicherung auf den Lebensfall. Der Versicherte will hier nicht für seine Nachkommen sorgen, sondern lediglich seiner Person in einem festgesetzten Alter eine bestimmte Summe sichern. Dabei ist seine Person derart in den Vordergrund geschoben, daß er alle gezahlten Prämien opfert und seinen Hinterbliebenen nichts ausgezahlt wissen will, wenn er vor jenem Termin sterben sollte. Wir sehen, der Gedanke der eigentlichen Lebensversicherung ist hier völlig aufgegeben, weshalb eine Versicherung auf den Lebensfall nur mit Unrecht Lebensversicherung genannt werden kann. Sie ist vielmehr eine Wette, ein Spiel zwischen Versicherer und Versicherten und hat kaum einen volkswirtschaftlichen Wert.

Auch hier müssen Prämien und Risiko äquivalente Werte sein. Das Risiko des Versicherers ist um so größer, je mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß der Versicherte das im Vertrage

festgesetzte Alter erlebt. Diese Wahrscheinlichkeit ist aber am größten in der Tafel, die die geringste Sterblichkeit hat, am kleinsten dagegen in der Tafel, die die größte Sterblichkeit aufweist. Wer daher eine Tafel mit großer Sterblichkeit benutzt, wird billigere Prämien gewähren, als eine Gesellschaft, die nach Tafeln mit geringerer Sterblichkeit arbeitet.

Zwischen diesen beiden Versicherungsarten steht eine dritte, die eigentlich eine Vereinigung der beiden anderen ist, nämlich die gemischte Versicherung. Dieselbe besteht aus einer Versicherung auf den Todesfall und einer Versicherung auf den Lebensfall. Die versicherte Summe soll den Hinterbliebenen des Versicherten ausbezahlt werden oder aber dem Versicherten selbst, wenn er ein bestimmtes, z. B. das 65. Lebensjahr erreicht hat. Das Risiko, welches die Gesellschaft trägt, besteht darin, ob der Versicherte das 65. Lebensjahr erreicht oder nicht. Die Wahrscheinlichkeit, daß er früher stirbt, steigt mit zunehmender und fällt mit abnehmender Sterblichkeit. Je größer die zu Grunde gelegte Sterblichkeit ist, desto höher muß darum die Prämie sein.

Von ausländischen Gesellschaften wird noch eine andere Art der Versicherung gepflegt, während von den deutschen Gesellschaften unseres Wissens nur die Magdeburger sie in ihren Geschäftsplan aufgenommen hat. Ein Beamter hat z. B. von seinem Gehalte 10 Jahre lang jährlich eine bestimmte Abzahlung an einen Gläubiger zu leisten. Stirbt der Schuldner innerhalb dieser 10 Jahre, so hinterläßt er seiner Familie eine unter Umständen sehr drückende Last. Um nun seine Angehörigen davor zu bewahren, überträgt er gegen eine bestimmte Taxe einer Gesellschaft die Pflicht, seinen Hinterbliebenen eine festgesetzte Summe, z. B. 5000 Mk. zu zahlen, falls er selber innerhalb dieser 10 Jahre sterben sollte. Erreicht er aber dieses Alter, so ist die Gesellschaft zu keiner Zahlung verpflichtet. Man nennt diese Art zu versichern eine kurze Versicherung, wohl zu unterscheiden von der abgekürzten Versicherung, wie man in Deutschland gewöhnlich die gemischte zu nennen pflegt. Bei der kurzen Versicherung ist das Risiko des Versicherers um so größer, je wahrscheinlicher es ist, daß der Versicherte den festgesetzten Termin nicht erlebt. Je höher darum die Sterblichkeit, desto größer die Prämie. Umgekehrt ist es bei der aufgeschobenen, d. h. jener Versicherung, bei welcher der Versicherer nur dann zur Zahlung des versicherten Kapitals sich verpflichtet, wenn der Tod des Versicherten

Digitized by Google

erst nach Ablauf einer bestimmten Zeit vom Abschluß des Vertrages an erfolgt.

Streifen wir hier kurz die praktische Frage, welche Art der Versicherung am vorteilhaftesten für den Versicherungs-Kandidaten ist. Scheiden wir die Versicherung auf den Lebensfall ganz aus, da sie nur eine Wette ist und den Versicherten schweres Geld kostet, so kann jedoch in einem Falle, wie wir ihn eben erwähnt haben, eine kurze Versicherung sehr angezeigt sein, zumal da sie großen Geldaufwand nicht erheischt.

Wie aber ist die gemischte Versicherung zu beurteilen? Hier sind die Meinungen sehr geteilt. Hans Zeder schreibt in der „Allgemeinen Zeitung" Nr. 326 vom 25. November 1894: „Zweifellos ist die abgekürzte gemischte oder alternative Versicherung die vollkommenste Versicherungsform, weil sie bezweckt, den Versicherten seine Ersparnisse im Erlebensfalle noch selbst genießen zu lassen, und dadurch als Kapitalanlage, zur Altersversorgung, zum Ersatz für eine Pension, zur Ansammlung von Studien- und Aussteuer-Kapitalien, kurz nach jeder Richtung hin, sich zur Benutzung eignet." Dagegen verurteilte in allerneuester Zeit J. Pik die gemischte Versicherung aufs schärfste[1]): im großen und ganzen mit Recht. Eine vermittelnde Stellung nimmt der Verfasser von „Zustand und Fortschritte der deutschen Lebensversicherungsanstalten im Jahre 1894" ein, wenn er schreibt: „Die abgekürzte Versicherung ist eine sehr zweckmäßige und empfehlenswerte Form der Aussteuerversicherung; sie bewährt sich auch als Pensionsversicherung in vielen Fällen sehr gut; allein dem Zwecke der Versorgung Hinterbliebener dient die einfache Todesfallversicherung besser als die abgekürzte und als jede andere Form der Lebensversicherung, und nach bisheriger Auffassung stand dieser Zweck ganz im Vordergrunde." (S. 37). Wer nämlich eine gemischte Versicherung eingeht, beabsichtigt entweder hauptsächlich seine Hinterbliebenen sicher zu stellen, oder für sich selbst in dem festgesetzten Alter die versicherte Summe einzustreichen. Wer nur für die Überlebenden sorgen will, schließt am besten eine Versicherung auf den Todesfall ab; wer für sich allein in vorgerückterem Alter gern eine größere Summe zur Verfügung hätte, der legt am besten seine Ersparnisse auf Zinseszins in einer Kasse an, anstatt die Lebens-

[1]) Pik, Zur Lebensversicherung. Winke und Ratschläge an Versicherte und Versicherungs-Kandidaten. Leipzig. S. 28 ff., S. 40 ff.

versicherungsgesellschaft als sehr teure Sparkasse zu benutzen. Will dagegen jemand für die zurückbleibende Familie sorgen und auch in höherem Alter ein gewisses Kapital zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse in Händen haben, der versichere sich auf den Todesfall und die Differenzen der für eine Todesfall- und für eine Lebensfallversicherung zu zahlenden Prämie lasse er auf einer Sparkasse mit Zinseszins anwachsen: so wirtschaftet er mit seinem Geld am rationellsten. Diese Differenz ist nämlich nicht klein. Ein Beispiel soll es erläutern. Ein Vierzigjähriger, der bei der Magdeburger eine Versicherung auf den Todesfall eingeht, muß, wenn die Prämienzahlung nach 20 Jahren aufhören soll, für eine Versicherungssumme von 10000 Mk. jährlich 375 Mk. Prämie zahlen; eine gemischte Versicherung dagegen kostet ihn, falls das Kapital spätestens nach Vollendung des 60. Lebensjahres zahlbar ist, 487 Mk. Die jährliche Prämiendifferenz beträgt demnach 112 Mk. Schließt der Vierzigjährige mit der Magdeburger eine Versicherung auf den Todesfall ab um eine jährliche Prämie von 375 Mk., so erhalten die Hinterbliebenen bei seinem Ableben 10000 Mk. Erlebt er das 60. Jahr, so steht ihm alsdann, wenn er alljährlich die Differenz im Betrage von 112 Mk. in einer Sparkasse zu 4% Zinseszinsen angelegt hat, die nette Summe von Mk. 3471.10 zur Verfügung; stirbt er vor dem 60. Lebensjahre, so gelangt seine Familie nicht nur in den Besitz von 10000 Mk., sondern darf überdies noch jene Summe ihr eigen nennen, zu der die Prämiendifferenz bis dahin angewachsen ist.[1]) Wer daher eine Versicherung abschließen will, überlege es sich wohl, welche Art seinen Absichten entspricht, und dann treffe er seine Wahl, ohne sich von den Agenten beeinflussen zu lassen, die meistens zu der Versicherung raten, die die höchsten Prämien verschlingt, da sie gewöhnlich in Prozenten

[1]) Die gemischte Versicherung könnte hauptsächlich für den Fall empfohlen werden, daß jemand im vorgerückten Alter sich und den Seinigen ein bestimmtes Kapital sichern wollte und zugleich voraussähe, daß er die Differenz zwischen den Prämien einer Versicherung auf den Todesfall und einer gemischten Versicherung in eine Sparkasse regelmäßig einzulegen sich nicht entschlösse. Für einen solchen wäre die gemischte Versicherung vorteilhaft; den Sparzwang, den sie ihm auferlegt, müßte er freilich, wie das Rechenexempel im Text ergibt, teuer bezahlen! Die bei deutschen Anstalten Versicherten scheinen eines solchen Zwanges sehr bedürftig zu sein: im Jahre 1894 hatte die gemischte Versicherung mit 50,3% (gegen 23,44% im Jahre 1884) des gesamten Versicherungsbestandes, den stärksten Umfang unter den verschiedenen Versicherungsformen aufzuweisen.

Digitized by Google

der Prämien, und nicht, wie es weit angemessener wäre, in Prozenten der Versicherungssumme ihre Provision beziehen. Im allgemeinen werden für den Versicherten am vorteilhaftesten sein Versicherungen auf den Todesfall mit gleichbleibender, jährlicher, lebenslänglicher Prämienzahlung.[1]) Diese interessante Frage kann hier jedoch nicht ausführlicher behandelt werden, so verführerisch es im Interesse der Versicherungs-Kandidaten auch wäre. Kehren wir zurück zu den Sterbetafeln und deren Einfluß auf den Versicherungsvertrag.

Oben war nur die Rede von der eigentlichen Lebensversversicherung[2]); nun hat sich aber noch ein Nebenzweig sehr entwickelt in der sogenannten Rentenversicherung. Zwei große Gruppen lassen sich hier unterscheiden. Der Versicherungsnehmer kann sich nämlich ausbedingen, daß ihm nach Einzahlung einer einmaligen Prämie oder mehrerer Jahresprämien bis zu seinem Tode oder einem gewissen Alter jährlich eine Rente ausgezahlt werde (Leibrente). Wird die Leibrente nicht sofort nach Einzahlung der Kaufsumme ausgezahlt, sondern erst nach einer im voraus bestimmten Anzahl von Jahren, so nennt man diese Rente eine aufgeschobene. Soll sie nicht bis zum Tode des Versicherten bezahlt werden, sondern nur etwa 20 Jahre lang, so ist dies eine temporäre Leibrente. Werden beide Formen vereinigt, so haben wir es mit einer aufgeschobenen temporären Leibrente zu thun.[3])

[1]) Die Vorausbezahlung und besonders die einmalige Prämienleistung hat ihre Schattenseiten; sie ist nur vorteilhaft, wenn der Versicherte ein hohes Alter erreicht. Andernfalls aber sind in der einmaligen Summe auch noch die Prämien für die Jahre enthalten, die der Versicherte nicht mehr erlebt. Wenn jemand bei Abschluß des Vertrages soviel Geld flüssig hat, daß er durch eine einmalige Prämie sich allen künftigen Zahlungen entziehen kann, so wirtschaftet er am rationellsten mit seinem Gelde, wenn er trotzdem nur auf jährliche Prämien sich versichert und sein übriges Geld zinstragend anlegt. Ein anderes Verfahren hätte mehr den Charakter eines Spieles als den rationeller Verwaltung.

[2]) Wie schon aus dem Text ersichtlich ist, haben die Versicherer eine ganze Reihe von Kombinationen erfunden. Erwähnt sei hier noch die Überlebensversicherung, d. h. die Versicherung auf zwei verbundene Leben; die Zahlung erfolgt entweder beim Tode des zuerst oder des zuletzt Sterbenden oder beim Tode einer im Vertrage bezeichneten dieser zwei Personen, z. B. des Ehemannes, so daß die Zahlungspflicht des Versicherers eintritt, wenn die Ehefrau länger lebt als ihr Gatte. Vgl. darüber Rüdiger a. a. O. S. 79. Nach den Ausführungen im Text ist es leicht, den Einfluß der Sterbetafeln auf jede Versicherungsart selbst zu finden.

[3]) Vgl. Rüdiger, a. a. O. S. 83 ff.

Digitized by Google

Nun ist es aber auch häufig der Fall — und dies ist die zweite Gruppe der Rentenversicherungen —, daß der Versicherungsnehmer die Rente nicht für sich wünscht, sondern für eine andere Person, etwa seine Frau, für den Fall daß er vor derselben sterben sollte. Gewöhnlich begreift man diese zweite Gruppe unter dem Namen Witwenpensionen.

Bei beiden Gruppen ist das von der Gesellschaft übernommene Risiko um so größer, je länger die Person, der die Rente gezahlt werden muß, wahrscheinlich leben wird. Eine langsamere Absterbeordnung bedingt daher eine höhere Kaufsumme, während es zum Vorteil der Gesellschaft gereicht, daß der Leibrentner möglichst bald stirbt. Auch bei der Rentenversicherung ist daher die Sterbetafel von großer Wichtigkeit.

Für alle Arten der Lebensversicherung haben wir die Sterbetafel als wichtigen Faktor in der Berechnung der Prämie gefunden. Um sich über eine Gesellschaft ein Urteil bilden zu können, ist es darum in erster Linie notwendig zu wissen, welche Sterbetafeln sie adoptiert hat. Das ist nun auch im allgemeinen bekannt. Nach einer Zusammenstellung der Berliner Börsenzeitung vom 1. Dec. 1893 arbeiten nach Babbage: Gotha und Leipzig, beide freilich modifiziert; bis 1880 bediente sich auch Iduna dieser Tafeln. Die Tafel der 17 englischen Gesellschaften wird benutzt von: Lübecker, Frankfurter, Magdeburger, Thuringia, Preußische, Friedrich Wilhelm, Bremer, Potsdamer, Elberfelder, Anstalt für Armee und Marine, Schlesische, Vesta, Wilhelma; Iduna 1881—1885 incl., Germania bis 1882 incl., Bayerische bis 1886 incl., Prometheus bis 1887 incl., Concordia für Todesfallversicherungen bis 1892 incl.

Die deutsche Sterblichkeitstafel wird benutzt von der Bayerischen seit 1887, von Teutonia gleichfalls seit 1887; seit 1889 von der Darmstädter. Deutsche Tafel I für Männer und Frauen gebrauchen: Nordstern, Stuttgarter Bank, teilweise Hannover, auf Todesfall Deutschland, seit 1883 Germania, seit 1884 Victoria, seit 1885 Providentia, seit 1886 Iduna, seit 1887 Karlsruher, seit 1888 Prometheus, seit 1890 Stuttgarter Rentenanstalt, seit 1893 Concordia für Todesfallversicherungen.

Nach Deparcieux berechnet die Erlebens- und Rentenversicherung Concordia ihre Prämien, während der Braun-

Digitized by Google

schweigische Beamten-Verein und mit einigen Modifikationen auch die Berlinische sich nach den Tafeln von Brune richten.

Wie groß die Unterschiede in den einzelnen Tafeln sind, ergibt sich aus folgender Zusammenstellung. Von 1000 vierzigjährigen Personen erreichen das 60. Lebensjahr nach Price 561, nach Anfell 614, nach Brune 648 männlichen und 705 weiblichen Geschlechtes, nach Morgan (bei der Equitable im Gebrauch) 654, nach den deutschen Tafeln 664 männlichen und 714 weiblichen Geschlechtes, nach Babbage 692, nach Deparcieux 705, nach den 17 englischen Gesellschaften 712 und nach der Gothaer Tafel 715. Der vierzigjährige Mann wird daher an und für sich bei einer Gesellschaft, die nach den deutschen Tafeln rechnet, bei der Versicherung auf den Todesfall eine höhere Prämie zahlen müssen, als bei der Gothaer, da die Differenz der Sterblichkeit ziemlich bedeutend ist, nämlich 715—664 = 51.

Aber ist es denn nicht genug, die Sterbetafeln der einzelnen Gesellschaften zu kennen, wie sie oben nach der Berliner Börsenzeitung angegeben wurden? Dem preußischen Minister genügen diese Angaben nicht und wohl nicht einzig aus dem Grunde, weil sie nicht amtlich sind. Es könnte nämlich Gesellschaften geben, die ihren Berechnungen mehrere Tafeln zu Grunde legen. Bei Versicherungen auf den Todesfall sind Tafeln mit großer Sterblichkeit den Versicherern günstig, da es zu ihrem Vorteil ist, wenn der Versicherte länger lebt, als die Tabelle anzeigt; bei Versicherungen auf den Erlebensfall dagegen sind jene Tafeln dem Versicherer vorteilhaft, die geringe Sterblichkeit aufweisen, da er dadurch hohe Prämien erzielt. Ebenso gewährt bei der gemischten Versicherung eine Tafel mit großer Sterblichkeit dem Versicherer Vorteil, während bei der Rentenversicherung eine langsame Absterbeordnung ihm mehr Geld einbringt. Eine Gesellschaft, die auf Kosten ihrer Klienten viel Prozente machen will, könnte daher leicht versucht sein, bei den einzelnen Versicherungsarten jene Tafel zu wählen, die ihre Geschäfte am besten besorgt.

Ferner steht die Sterblichkeit der einzelnen Tafeln für die verschiedenen Lebensalter nicht in konstantem Verhältnisse: von 1000 Lebenden am Anfang des 20. Jahres sterben im Laufe des Jahres nach den Tabellen der 17 englischen Gesellschaften 7,29, nach Babbage 6,02; von 1000 Lebenden am Anfang des 40. Jahres dagegen sterben nach den erstgenannten Sterblichkeitstafeln 10,36,

nach Babbage aber 12,12. Die Sterblichkeit auf den englischen Tafeln ist demnach für die Zwanzigjährigen größer, für die Vierzigjährigen geringer als nach Babbage. Eine Gesellschaft, die an ihre Aktionäre hohe Dividenden austeilen möchte, könnte daher die Lust anwandeln, für die verschiedenen Lebensalter ihren Berechnungen auch verschiedene Tafeln, und zwar immer die ihr am günstigsten, zu Grunde zu legen.

Endlich wäre es möglich, daß der Versicherer zur Aufstellung seines Prämientarifs eine andere Tafel benutzt, als zur Berechnung der Prämienreserve. Über die Prämienreserve, diesen ebenso wichtigen als dunklen Punkt im Lebensversicherungsgeschäft, wird weiter unten gesprochen werden. Hier sei im allgemeinen bemerkt, daß darunter jener Teil der gezahlten Prämien zu verstehen ist, der in den einzelnen Jahren zur Deckung der fällig gewordenen Kapitalien nicht aufgebraucht worden ist. Wird nun bei einer Versicherung auf den Todesfall für Festsetzung der Prämien eine Tabelle mit großer Sterblichkeit angenommen, so ist das vorausgesetzte Risiko der Gesellschaft und demnach die Prämie groß; benutzt die Gesellschaft zur Berechnung der Reserve Tafeln mit geringer Sterblichkeit, so ist es wahrscheinlich, daß der Versicherte noch einige Jahre länger lebt, als die Tafel mit größerer Sterblichkeit anzeigt. Ist es aber wahrscheinlich, daß er länger lebt und folglich länger Prämien zahlt, so braucht die Gesellschaft nur einen kleineren Teil der Prämien als Reserve zurückzulegen. Bei solchem Verfahren sind also die Prämien groß, die Reserven im Verhältnis zu den höheren Prämien zu klein.

Was ist nun von derartigen Machinationen zu halten? Im Interesse des öffentlichen Wohles und der Sittlichkeit können sie nicht scharf genug verurteilt werden.

In der That, die Lebensversicherung hat eine große volkswirtschaftliche Bedeutung. Ziehen wir nur die Versicherung auf den Todesfall in Betracht. Den Hinterbliebenen soll eine bestimmte Summe gesichert werden, von der Mutter und Kinder leben können, nachdem ihnen der Ernährer genommen ist. Da die Reichen auch ohne ein versichertes Kapital meistens über hinreichende Summen verfügen, so wäre gerade für den Mittelstand und die Arbeiterklasse die Versicherung besonders angezeigt. Wie viel soziales Elend wäre beseitigt, wenn der Arzt, der Kaufmann, der Landwirt, der Arbeiter bei einer Lebensversicherung sich einkaufen könnten! Man strebt ja auch darnach, die Lebensversicherung in den mittleren und unteren Klassen immer mehr zu verbreiten, und es wäre wirklich

Digitized by Google

eine soziale Wohlthat, wenn dies erreicht würde. Wer trägt aber die Kosten, wenn Plusmacherei getrieben wird, wie sie eben gekennzeichnet wurde? Der mittlere Mann hat vielleicht unter vielen Opfern die Prämien sich zusammengespart, die durch unlautere Geschäftsführung zu hoch normiert waren und auch nicht wie es sich gehört verwendet werden: die Zahlungen eines Mannes, der eine Versicherung nötig hat und daher finanziell nicht aufs beste gestellt ist, fallen in einem ungebührlich großen Teile den Aktionären, d. h. den Großkapitalisten in den Schoß. Heute, wo man mit allen Mitteln den Mittelstand zu retten sucht, ist es auch eine Pflicht der gesetzgebenden Gewalten, gegen die Ausbeutung der Versicherten durch die Versicherer einschneidende Maßregeln zu treffen. Wir begreifen darum auch die Verfügung des preußischen Ministers des Innern sehr gut, und wünschen nur, daß die Berichte der einzelnen Gesellschaften veröffentlicht werden, und daß, wo sich unlautere Machinationen finden, entschieden eingeschritten werde, und wäre es sogar mit Entziehung der Konzession. Das Volkswohl will es so!

Und die Sittlichkeit? Sehen wir ganz davon ab, daß es der christlichen Nächstenliebe zuwider ist, nur seinen eigenen Vorteil durch möglichst hohen Verdienst zu suchen, so muß es auch als Verstoß gegen die Gerechtigkeit bezeichnet werden, wenn der Versicherer in der Auswahl und Anwendung der Sterblichkeitstafeln in oben geschilderter Weise seinen Gewinn sucht. Prämie und Risiko müssen sich decken. Das Risiko ändert sich mit den Zeiten und ist sicher jetzt geringer als es vor 100 Jahren war. Prämie und Risiko würden sich daher nicht mehr decken, wenn die Prämie nach einer Sterblichkeit berechnet wäre, wie sie thatsächlich jetzt nicht mehr vorhanden ist. Eine solche Prämie wäre demnach ungerecht und der Versicherer zur Restitution verpflichtet an den Versicherten. Auch kann es gegen die Gerechtigkeit verstoßen, an einer Tafel schablonenmäßig festzuhalten. Sobald die Gesellschaft durch eine Reihe von Jahren die Beobachtung macht, daß die Sterblichkeit ihrer Klienten geringer ist, als die benutzte Tabelle es besagt, so ist die Gesellschaft verpflichtet, die Sterblichkeitsziffer herabzusetzen und ihren Prämientarif z. B. für die Versicherungen auf den Todesfall zu reducieren. Andernfalls läßt sie sich das Risiko höher zahlen, als es wirklich ist, und wird somit restitutionspflichtig. Prämie und Risiko sind aequivalente Werte: dieser Gesichtspunkt allein darf maßgebend sein in der Wahl der Sterblichkeitstafeln, wenn die Gesellschaften nicht die ausgleichende Gerechtigkeit verletzen wollen.

Man kann auch nicht sagen, der Versicherer verstoße nicht gegen die Gerechtigkeit, weil er mit dem Versicherten über die Prämienhöhe sich geeinigt habe. Freilich bezahlt der Versicherte die Prämie, aber er ist dabei der festen Ueberzeugung, daß das Risiko, welches er auf die Schultern seines Versicherers abladet, wirklich der Prämie entspricht; mehr als das Risiko wert ist, will er unter keiner Bedingung zahlen, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß der Wert des Risikos nach einer niedrigsten, mittleren und höchsten Schätzung taxiert werden kann. Hier genüge der nicht zu bezweifelnde Satz der Moraltheologie: sobald das Risiko über die höchste Schätzung hinaus bezahlt wird, ist die Gerechtigkeit verletzt und muß durch Restitution wieder hergestellt werden

II.

Außer der Sterblichkeitsziffer kommt im Lebensversicherungsgeschäft noch ein weiterer wichtiger Faktor in Betracht, der Zinsfuß.

Aus jeder Versicherung entsteht eigentlich eine doppelte Schuld: eine Schuld des Versicherers an den Versicherten, nämlich die Versicherungssumme, und eine Schuld des Versicherten an den Versicherer, die Prämienleistungen.[1]) Beide Schulden müssen auf ihre gegenwärtigen Werte zurückgeführt werden, und diese müssen der ausgleichenden Gerechtigkeit wegen einander gleich sein. Hat sich jemand auf den Todesfall für 10000 Mk. versichert, die nach den Angaben der Sterblichkeitstafeln wahrscheinlich erst nach 12 Jahren zu zahlen sind, so ist ihm diese Summe jetzt nicht 10000 Mk. wert, sondern gilt ihm nur soviel, als in 12 Jahren auf Zinseszins angelegt auf 10000 Mk. anwächst. Der gegenwärtige Wert einer späteren Zahlung ist darum in der Lebensversicherung von grundlegender Bedeutung. Daraus folgt aber dann auch, daß der Zinsfuß einen wichtigen Einfluß ausübt. 10000 Mk. zahlbar in 45 Jahren haben einen gegenwärtigen Wert von 1712, 2126, 2643 Mk., je nachdem die Zinsberechnung zu 4, $3^1/_2$, $3^0/_0$ erfolgt. Man sieht, die Differenz ist gar nicht so klein. Je niedriger der Zinsfuß ist, desto größer der gegenwärtige Wert des versicherten Kapitals.

Der Schuld des Versicherers muß die Schuld des Versicherten entsprechen. Die Mathematiker haben hier die Frage zu beantworten:

[1]) Pik a. a. O. S. 17.

Digitized by Google

wie viel muß der Versicherte jährlich an Prämie entrichten, damit der gegenwärtige Wert aller Teilzahlungen z. B. in 16 Jahren dem gegenwärtigen Wert der versicherten Summe, die wahrscheinlich nach 16 Jahren fällig wird, gleich sei? Auch bei dieser Frage spielt der Zinsfuß eine wichtige Rolle. Für den Versicherer, dem 10 Jahre lang jährlich 10 Mk. Prämien zu zahlen sind, haben diese 10 Prämien bei Beginn der Versicherung nicht den Wert von 10 mal 10 = 100 Mk., sondern, wenn auf 4% Zinsen gerechnet wird, nur den Wert von 84.30 Mk. Nur die erste Prämie hat am ersten Fälligkeitstermine den Wert von 10 Mk., die zweite dagegen ist ihm am nämlichen Termine nur 9.60 Mk. wert, die ersten sechs zusammen 55.15 Mk. und alle zehn 84.30 Mk. Es ist auch hier klar: je niedriger der Zinsfuß ist, desto größer muß der gegenwärtige Wert der Prämienzahlungen sein.

Je niedriger der Zinsfuß, desto größer der gegenwärtige Wert der versicherten Summe; je größer der gegenwärtige Wert der versicherten Summe, desto größer auch der gegenwärtige Wert der Prämienzahlungen, und daher je niedriger der angenommene Zinsfuß, desto höher die Prämie. So sind z. B. für eine Versicherung von 100000 Mk., zahlbar beim Tode der versicherten Person, jährlich als Prämie zu entrichten, wenn der Abschluß im 45. Lebensjahre erfolgt und die Sterblichkeitstafeln der 17 englischen Gesellschaften benutzt werden, bei einem Zinsfuß von 4% 2885 Mk., dagegen bei einem Zinsfuß von 3½% 3005 Mk. Der Unterschied beträgt jährlich 120 Mk.

Es ist darum von Wichtigkeit zu wissen, welchen Zinsfuß die einzelnen Gesellschaften ihren Berechnungen zu Grunde legen. Im allgemeinen ist ja das auch bekannt. Nach der oben erwähnten Zusammenstellung der Berliner Börsenzeitung ergeben sich folgende Versicherungsgrundlagen:

3% bei der Gothaer, Leipziger, Braunschweigischen, Schweriner, Iduna (seit 1886); bei der Hannoverschen für Versicherungen, die nach der Sterbetafel von Brune-Fischer abgeschlossen sind, bei der Berlinischen für Todesfallversicherungen, bei Deutschland gleichfalls für Todesfallversicherungen seit 15. Mai 1889.

3½% bei Teutonia, Stuttgarter Bank, der Magdeburger, Thuringia, Germania, Victoria, Gegenseitigkeit, Friedrich Wilhelm, Nordstern, der Bremischen, Potsdamer, Elberfelder, Armee und Marine, Breslauer, der

Badischen Militärdienstversicherungsanstalt, der Nürnberger, Deutschland für Todesfallversicherungen bis zum 15. Mai 1889, Iduna von 1881—1885, Teutonia seit 1885, bei der Preußischen seit 1884, bei der Frankfurter seit 1886, der Münchener seit 1887, der Karlsruher seit 1887, Prometheus seit 1888, beim Preußischen Beamtenverein seit September 1888, bei der Darmstädter seit 1889, der Stuttgarter Rentenanstalt seit 1890; bei der Hannoverschen für Versicherungen, die nach den deutschen Tafeln abgeschlossen sind, bei der Berlinischen und Deutschland für Versicherungen auf Erlebensfall und Renten, bei Concordia und Wilhelma für Versicherungen auf Todesfall.

$3^3/_4\,\%$ rechnet die Lübecker, für Aussteuer und Renten die Wilhelma.

$4\,\%$ Concordia für Versicherungen auf Erlebensfall, Karlsruher bis 1886 incl., Darmstädter für Versicherungen, die nach den Tafeln von Fischer abgeschlossen werden.

Die Festsetzung des Zinsfußes ist im Betriebe des Lebensversicherungsgeschäftes eine für beide Kontrahenten höchst wichtige Frage und zwar nicht bloß wegen der Prämienhöhe. Wird nämlich ein zu hoher Zinsfuß in die Berechnung eingestellt, so könnte die wirkliche Einnahme an Zins geringer sein, als sie vorausgesetzt war. Die Folge davon wäre, daß die jährlich eintretenden Todesfälle durch den dafür festgesetzten Teil der Prämien nicht mehr gedeckt werden könnten. Zum Schaden der Versicherten müßte dann jener Teil der Prämien angegriffen werden, der als Prämienreserve für die folgenden Jahre zurückgelegt werden muß, oder aber die Mehrforderungen müßten auf andere Weise, bei Aktiengesellschaften durch die Aktionäre, bei Gegenseitigkeitsgesellschaften durch Nachzahlungen der Versicherten, aufgebracht werden; bei nicht ganz jungen Gesellschaften könnte auch der Reservefonds in Anspruch genommen werden. Wie nun auch die Bilanz hergestellt werden mag, es wird stets Versicherern und Versicherten zum Nachteil sein; ja wenn das Mißverhältniß dauernd bestehen bliebe, ginge die Gesellschaft notwendig ihrem Bankerott entgegen. Daher ist es von Interesse zu erfahren, wie hoch die wirkliche Durchschnittsverzinsung seither sich gestaltete. Darüber liegen von verschiedenen deutschen Gesellschaften aus den Jahren 1875—1894 authentische Angaben vor; zur Vergleichung fügen wir den vorausgesetzten Zinsfuß in Klammern bei.

Digitized by Google

Innerhalb der zwanzig Jahre (1875—1894) bewegte sich der wirkliche Zinsertrag bei der Gothaer zwischen 4,02 und 4,81% (3%), bei der Lübecker zwischen 4,21 und 5,06% (3¾%), bei der Leipziger zwischen 4,19 und 4,96% (3%), bei der Braunschweigischen zwischen 4,12 und 4,80% (3%), bei Teutonia zwischen 4,13 und 5,17% (3¾ und 3½%), bei Iduna zwischen 4,26 und 5,05% (4, 3½, 3%), bei der Stuttgarter Bank zwischen 4,04 und 5,44% (3½%), bei der Darmstädter zwischen 4,15 und 5,20% (3½, 4%), bei Germania zwischen 4,16 und 5,06% (3½%), bei der Karlsruher zwischen 4,19 und 5,20% (3½, 4%), bei Nordstern zwischen 4,18 (?) und 5,10% (3½%), bei Armee und Marine zwischen 4,05 und 5% (3½%).[1])

Bei all diesen 12 Anstalten überstieg der wirkliche Zinsertrag den vorausgesetzten. Im Durchschnitt betrug der Ueberschuß bei Armee und Marine 1,02%, bei Germania 1,11%, bei Nordstern 1,14%, bei der Stuttgarter Bank 1,24%, bei der Gothaer 1,41%, bei der Braunschweigischen 1,46%; am höchsten war er bei der Leipziger, nämlich 1,57%, d. h. mehr als die Hälfte des angenommenen Zinsfußes. Der Durchschnittszinsfuß betrug im Jahre 1894 nach den Rechenschaftsberichten von 25 Anstalten 4,18%: am niedrigsten stand Bremen mit 3,96, am höchsten Braunschweig mit 4,50%.

Wenn es notwendig ist, daß der Zinsfuß nicht zu hoch gegriffen wird, damit die Gesellschaft solid sei und die Klienten vor unangenehmen Ueberraschungen bewahrt bleiben, so ist es andererseits aber auch notwendig, daß derselbe nicht zu niedrig angesetzt werde, weil dadurch, wie oben erörtert wurde, die Prämien zu sehr in die Höhe getrieben würden. Soll aus dem angenommenen Zinsfuß ein Schluß auf die Prämien gezogen werden, so müßte er lauten, daß an und für sich diejenigen Gesellschaften zu einer niedrigeren Prämie versichern können, die einen höheren Zinsfuß ansetzen: an und für sich; wie sich nämlich gleich zeigen wird, muß bei Normierung des Prämientarifs noch ein anderer Umstand in Betracht gezogen werden.

Wem gehören nun die erzielten Ueberschüsse an Zinsertrag? Die Versicherungsgesellschaft ist verpflichtet, die ihr überwiesenen Prämiengelder wie ein anvertrautes Gut zu verwalten. Sie muß daher wie ein besonnener, rühriger Mann dieselben anlegen: wie

[1]) Brämer, Das Versicherungswesen. S. 108; Zustand und Fortschritte der deutschen Lebensversicherungsanstalten im Jahre 1894. S. 65.

ein besonnener Mann, der sich in gefährliche Spekulationen nicht einläßt; wie ein rühriger Mann, der sein Geld weder als totes Kapital liegen läßt, noch zu allzu niedrigem Preise verschleudert. Nach der erzielten Durchschnittsverzinsung zu schließen, sind die einzelnen Gesellschaften dieser Pflicht gerecht geworden, ohne daß von ihrem Personale gerade außergewöhnliche Anstrengungen gemacht worden wären. Dann sind aber die Zinsüberschüsse Eigentum der Prämienzahler.

Die Prämie stellt das Risiko in Geldwert dar. Wie dasselbe um so größer ist, je höher die Sterblichkeit ist, so wächst es auch mit fallendem Zinsfuß. Wenn sich ein Dreißigjähriger versichert zu 1000 Mk., zahlbar im 65. Lebensjahre, so trägt die Gesellschaft, wenn der Versicherte das 65. Lebensjahr erreicht hat, überhaupt kein Risiko mehr; bis dahin hat derselbe nämlich soviel an Prämien bezahlt, daß diese mit Zinseszins, nach Abzug der für die in den 35 Versicherungsjahren nötigen Zahlungen für eingetretene Todesfälle, die Höhe von 1000 Mk. erreicht haben. Das Risiko hört auf. War nun der Zinsertrag niedriger angesetzt, als er in Wirklichkeit betrug, so ist am Ende der Versicherungszeit der also erzielte Betrag höher als 1000 Mk., d. h. größer als die versicherte Summe. Das Risiko hat für die Gesellschaft demnach schon eher aufgehört, als die Versicherungszeit abgelaufen war. Sobald die versicherte Summe erreicht war, hat der Versicherte noch Prämien gezahlt, denen kein Risiko von seiten der Gesellschaft mehr entsprach, d. h. er hat dem Versicherer Geldbeträge zugeführt, denen eine Gegenleistung des Versicherers nicht gegenüberstand. Der Versicherer hat daher keinen Anspruch auf die Zahlungen, sobald die Summe den Betrag von 1000 Mk. überschreitet: der Überschuß gehört dem Versicherten und muß demselben gut geschrieben werden.

Hiermit stehen wir vor der Frage, wie der Zinsüberschuß verwendet werden soll. Wenn einmal feststeht, daß derselbe Eigentum des Versicherten ist, so muß er auch dem Versicherten direkt oder indirekt zugewendet werden. Direkt wird er ihm zugewendet, wenn der Prämienbetrag um den Zinsüberschuß des vorhergehenden Jahres gekürzt wird. Leicht kann dies bewerkstelligt werden, wenn die Versicherung abgeschlossen ist mit Anteil am Gewinn; aber auch bei Versicherung ohne Anteil am Gewinn müßte es geschehen, da der Überschuß seinem Eigentümer zugeführt werden muß. Indirekt würde er dem Versicherten zugewendet, wenn er zur Bestreitung der Betriebskosten verwendet würde. Jeder Versicherte hat die Pflicht, zu den Verwaltungskosten pro rata beizutragen; werden dieselben

Digitized by Google

aus den Überschüssen gedeckt, so dienen sie zur Begleichung einer Schuld des Versicherten, weshalb weder Recht noch Moral etwas dagegen einwenden kann. Auch Verluste der Gesellschaft können mit dem Überschuß ausgeglichen werden, da jeder Versicherungsnehmer großes Interesse daran hat, daß dieselben gedeckt werden, damit die Gesellschaft nichts einbüße und nicht an Vertrauen verliere. Bei Aktiengesellschaften kann der Überschuß auch den Aktionären zugewendet werden, damit dieselben ihre dem Geschäfte entsprechenden Dividenden für das eingezahlte Kapital erhalten. Keineswegs aber darf das Eigentum der Versicherten dazu dienen, die Dividenden der Aktionäre unheimlich in die Höhe zu treiben. Den Aktionären soll nicht streitig gemacht werden, was ihnen mit Fug und Recht gehört, aber ein anormaler Prozentsatz, wie er von manchen Lebensversicherungs-Aktiengesellschaften ausgezahlt wird, darf nicht auf Kosten der Versicherten erzielt werden. Das wäre vielmehr eine Ungerechtigkeit gegen den Versicherten: die Direktionen solcher Gesellschaften dürfen derselben sich nicht schuldig machen und die Aktionäre durch Einstreichen der hohen Dividenden an derselben nicht teilnehmen, wenn beide sich gegen die Gerechtigkeit nicht schwer versündigen wollen.

Wie gezeigt wurde, ist es von großer Bedeutung, den von den einzelnen Gesellschaften angenommenen Zinsfuß zu kennen. Ebenso wichtig ist es aber, daß eine Gesellschaft allen Rechnungen einer und derselben Versicherung auch den nämlichen Zinsfuß zu Grunde legt. Es war schon zweimal kurz von der Prämienreserve die Rede nämlich von der Summe, die jährlich von der Prämie zurückgelegt werden muß, um zur Bestreitung später fällig werdender Summen zu dienen. Diese Reserve-Summe muß jährlich eine im Geschäftsplan der Gesellschaft vorgezeichnete Höhe haben. Wird nun der Zinsfuß sehr niedrig angenommen, so ist die Prämie im Verhältnis dazu sehr hoch. Von dieser Prämie wird ein Teil zurückgelegt. Stellt der Versicherer für diesen Teil einen hohen Zinsfuß auf, so wird die Reserve-Summe zur planmäßigen Höhe kommen, wie wenn bei niedrigerem Zinsfuß ein größerer Teil zurückgelegt worden wäre. Die hohe Prämie des Versicherten hat dann folgendes Schicksal: der eine Teil dient zur Auszahlung der fällig gewordenen Versicherungssummen, ein zweiter wird als Reserve zurückgelegt, während ein Rest zur beliebigen Verwendung frei wird. Ein Beispiel möge dies illustrieren: Ein Vierzigjähriger geht eine gemischte Versicherung ein für 10000 Mk. auf 20 Jahre; er hat dafür ohne Anspruch auf Dividende jährlich eine Prämie zu zahlen von 487 Mk. Nach

Digitized by Google

den Tafeln der 17 englischen Gesellschaften beträgt die Prämienreserve z. B. am Ende des 5. Jahres 1732.30 Mk., am Ende des 10. Jahres 3859 Mk., am Ende des 15. 6515.40 Mk. und am Ende des 20. 10000 Mk. Damit diese Werte der Reserve-Summen erreicht werden, braucht von der jährlichen Prämie um so weniger zurückgelegt zu werden, je höher der Zinsfuß ist, der zur Berechnung benutzt wird. Das Plus des erwarteten Zinses wird die Reserve auf die gleiche Summe bringen, wie ein größerer Prämienanteil zu niedrigerem Zinsfuß. Soviel braucht von der Prämie jährlich der Reserve nicht zugeführt zu werden, als ein Mehrbetrag an Zinsen erzielt wird. Es ist dies freilich eine auch für den Versicherer sehr gefährliche Operation; denn wenn der wirkliche Zinsertrag hinter dem angenommenen zurückbliebe, so würde die zum gesunden Betriebe erforderliche Höhe der Reserve nicht erreicht, was für die Gesellschaft wie für ihre Klienten gleich verhängnisvoll werden könnte.

Was soll aber mit dem auf diese Weise ersparten Teil der Prämie geschehen? Auch diese Ersparnis ist Eigentum des Versicherten. Der Versicherte schenkt der Gesellschaft durch den Abschluß eines Vertrages alles Vertrauen. Es wird ja die Zahl solcher Versicherungsnehmer verschwindend klein sein, die über den technischen Betrieb des Lebensversicherungsgeschäftes unterrichtet sind. Jeder wird voraussetzen, daß alle Berechnungen ordnungsmäßig erfolgen, und daß sein Interesse in jeder Weise geschützt wird. Andernfalls würde der Versicherungsnehmer sich nach einer anderen Gesellschaft umschauen, die nicht bloß ihren Nutzen sucht, sondern auch die Interessen ihrer Versicherten wahrt. Es werden aber die Interessen der Versicherten nicht gewahrt, wenn mit der Verschiebung des Zinsfußes verfahren wird, wie dies vorhin angedeutet wurde. In dieselbe wird der Versicherte auch niemals einwilligen, da sie ihm stets zum Schaden gereicht. Wird die planmäßige Höhe der Prämienreserve nicht erreicht, so schließt das Verfahren, wodurch dies verschuldet wird, eine Ungerechtigkeit ein; wird dieselbe erreicht, so ist dies ein Zeichen, daß die Prämie aus irgend einem Grunde zu hoch angesetzt ist. *Eine Veränderung des Zinsfußes in den einzelnen Rechnungen zu Gunsten der Gesellschaft und zum Nachteil der Versicherten schließt eine Ungerechtigkeit ein, wenn der nicht zur Reserve geschlagene Teil der Prämie nicht für die Versicherten verwendet wird.* Es könnte letzteres in der Weise geschehen, wie es oben für einen ähnlichen Fall dargelegt wurde. Sicherlich aber darf der der Reserve entzogene Betrag nicht

Digitized by Google

dazu beitragen, den Aktionären maßlose Dividenden in den Schoß zu werfen: Recht und Moral müssen dagegen entschieden Einsprache erheben.

III.

Seither wurde die Prämie nur insoweit in unsere Untersuchungen gezogen, als sie notwendig ist, damit die fällig werdenden Auszahlungen bestritten, und die vorschriftsmäßigen Reserven angesammelt werden können. Diese Prämie wird von den Technikern Nettoprämie genannt.

Nun gehören zu den Passiva aber außer den auszuzahlenden Versicherungssummen und den Prämienreserven noch viele andere Ausgaben. Die jährlichen Verwaltungskosten verschlingen große Summen: Direktoren, Inspektoren, Generalagenten, Agenten und das ganze Heer der Beamten einer Gesellschaft erhalten ansehnliche Summen für ihre Arbeiten im Interesse der Gesellschaft. Auch für Drucksachen und Inserate wird jährlich ein schönes Geld verausgabt. Die Verwaltungskosten, einschließlich der Tantiemen und Gratifikationen sind für die einzelnen Gesellschaften sehr verschieden: sie bewegten sich 1893 zwischen 2,7 und 124,5 % der Prämieneinnahme. Den niedrigsten Prozentsatz hat der Preußische Beamten-Verein in Hannover aufzuweisen, während von der Wilhelma-Berlin außer den Prämien noch 24,5 % für Verwaltungskosten aus anderen Mitteln aufgebracht werden mußten! Naturgemäß haben im allgemeinen die Aktiengesellschaften höhere Verwaltungskosten als die Gesellschaften auf Gegenseitigkeit. Den Durchschnittssatz überschritten im Jahre 1893 im ganzen 26 deutsche Gesellschaften, von denen 17, also $^2/_3$, Aktiengesellschaften waren.

Überdies muß jede Gesellschaft mit dem Umstande rechnen, daß eine Epidemie hereinbrechen kann, welche die Sterblichkeit um das doppelte, zehnfache und mehr erhöht, als die Sterbetafeln anzeigen. Dann reichen die Prämienzahlungen nicht mehr hin; es muß ein Kapital geschaffen werden, aus dem in solchen Fällen die Mehrausgaben gedeckt werden können. Bei Aktiengesellschaften müssen ja die Aktionäre bis zur Höhe ihrer Aktien haften; aber wenn auch diese nicht mehr hinreichen? Die Mitglieder einer Gegenseitigkeitsgesellschaft sind verpflichtet, bei höherer Sterblichkeit Nachzahlungen zu leisten. Indes ist es begreiflich, daß die Versicherten solche Nachzahlungen, die beträchtlich sein können, nur ungern leisten. Viel eher sind sie damit einverstanden, daß die Prämie alljährlich um einen kleinen Betrag erhöht wird, damit ein Reservekapital für dergleichen Fälle angesammelt werden kann.

Digitized by Google

Die Versicherungsgesellschaften müssen auch darauf gefaßt sein, daß ein Agent untreu wird, ein Banquier ihnen Gelder unterschlägt, eine Kasse, bei der sie Geld angelegt haben, zu ihrem Schaden den Konkurs ansagt, daß die Wertpapiere, in denen die Prämienreserve angelegt ist, stark fallen u. s. w. Für alle diese Fälle müssen den Gesellschaften außer den Nettoprämien noch andere Summen zur Verfügung stehen.

Daher wird für Verwaltungskosten, sowie für unvorhergesehene Ausgaben die Nettoprämie um einen Zuschlag erhöht. Die dadurch entstehende Prämie heißt Brutto- oder Tarifprämie. Sehen wir nun zu, in welchem Verhältnis Netto- und Bruttoprämien zu einander stehen.

Für eine Kapitalversicherung von 1000 Mk. auf den Todesfall mit gleichbleibender, jährlicher, lebenslänglicher Prämienzahlung beträgt die Nettoprämie, nach den Sterbetafeln der 17 englischen Gesellschaften und bei einem Zinsfuß zu 4%, im Beitrittsalter von 25, 30, 35, 40, 45, 50, 55 Jahren der Reihe nach: 14.72, 16.97, 19.87, 23.68, 28.85, 35.78, 45.02 Mk. Die Bruttoprämie dagegen beträgt z. B. bei der New-York, die nach den englischen Tabellen und zu 4% rechnet, für die genannte Versicherung mit Anspruch auf Gewinn in den betreffenden Jahren: 20.50, 23.30, 27.10, 32.20, 39.10, 48.50, 61.60 Mk. Der Zuschlag beziffert sich demnach für die einzelnen Jahre auf 5.78, 6.33, 7.23, 8.52, 10.52, 12.72, 16.57 Mk. oder in Prozenten der Nettoprämien ausgedrückt, auf 39.3, 37.3, 36.4, 36, 35.2, 35.5, 36.8%. Wie man sieht, ist der Prozentsatz des Zuschlages ganz bedeutend. Die Zuschläge werden bei den einzelnen Gesellschaften wenig variieren. So betragen sie z. B. bei der Germania, der größten Aktiengesellschaft Deutschlands, für die eben erwähnte Versicherung der Reihe nach 36.6, 33.14, 32, 26.2, 25.15, 22.86, 20.57%.

Der Zuschlag auf die Nettoprämie wird in mehrere Teile geteilt werden müssen: ein Teil bestreitet die Verwaltungskosten, während ein anderer zur Deckung unvorhergesehener Ausgaben zurückgelegt, und ein dritter den Versicherten zugewendet wird, die mit Anspruch auf Gewinn ihren Vertrag abgeschlossen haben; bei Aktiengesellschaften wird ein weiterer Teil zur Aufbringung der notwendigen Dividenden an die Aktionäre zur Verrechnung kommen. Gegen diese Verwendung des Zuschlages ist an und für sich nichts einzuwenden; wer eine Versicherung eingeht, wird und muß derselben in seinem eigenen Interesse zustimmen.

Digitized by Google

Dagegen erhebt sich eine andere Frage, ob nämlich die Verwaltungskosten nicht zu hoch sind. Jede Gesellschaft sucht möglichst zu glänzen, um auf diese Weise immer mehr Versicherte zu gewinnen. In der Geschäftswelt gut klingende Namen sollen daher im Verzeichnis der Direktion und des Aufsichtsrates prangen. Aber diese Namen müssen um noch besser klingendes Geld der Versicherten erkauft werden. Viele Tausende von Prämiengeldern wandern so alljährlich in die Taschen von Kommerzienräten, ohne daß die Arbeiten dieser Räte für die einzelnen Gesellschaften im Verhältnis stünden zu den großen Remunerationen, die sie beziehen. Hiermit werden die Versicherten aber nie einverstanden sein: es ist auch unbillig, daß den Großkapitalisten auf diese Weise das Geld der kleinen Leute zugewendet wird, ja wenn die Gegenleistungen der Verwaltungsräte den Geldzuwendungen nicht entsprechen, so ist es ungerecht. Es wäre sehr gut, wenn auch nach den hohen Gehältern der Direktoren u. s. w. einmal Umfrage gehalten und etwaige Mißstände beseitigt würden. Von den 25,5 Millionen Mark z. B., die im Jahre, 1893 und von den 27,7 Millionen, die im Jahre 1894 von den deutschen Gesellschaften zu Verwaltungskosten verbraucht wurden, ließe sich wohl ein nettes Sümmchen abstreichen und Leuten zuwenden, die bedürftiger sind als diejenigen, welche sie in Wirklichkeit empfingen.

Für die Verwaltungskosten kann der Versicherte nur insoweit herangezogen werden, als es erforderlich ist, die zum Gedeihen der Gesellschaft notwendigen Ausgaben aufzubringen. Zu Luxus-Ausgaben der Gesellschaft beizusteuern, z. B. zur Besoldung überflüssiger Räte ist der Versicherte nicht verpflichtet, und keine Gesellschaft sollte ihren Klienten solche Opfer auferlegen. Zu den notwendigen Administrationen muß jeder Versicherte pro rata soviel beitragen, als erforderlich ist, dieselben zu decken. Alles, was darüber verlangt wird, entbehrt des Rechtstitels und muß, weil es Eigentum der Versicherten ist, denselben direkt oder indirekt wieder zugeführt werden, wie dies von anderen Beträgen gesagt wurde.

Außer für Verwaltungskosten muß auch für unvorhergesehene Fälle ein kleiner Zuschlag auf die Nettoprämie gelegt werden. Andernfalls könnte eventuell die Zahlungsfähigkeit der Gesellschaft fraglich werden. Der Versicherte ist verpflichtet als Glied eines Ganzen, auch diesen Zuschuß zu leisten, da sonst das Ganze in Gefahr käme. Doch sollte man diesen Zuschlag nicht zu hoch greifen. Wie wird derselbe aber verwendet, wenn er nicht verbraucht wird zu dem Zweck, zu dem er erhoben ist? Genau läßt sich dies nicht

ermitteln, solange die Gesellschaften nicht verpflichtet werden, darüber jährlichen Bericht zu erstatten. Der Moralist kann nur sagen: der nicht aufgebrauchte Zuschlag muß direkt oder indirekt dem Versicherten zugute kommen, da er dessen Eigentum ist.

Im Verlauf unserer Untersuchung sind wir verschiedene Male auf Beträge gestoßen, die in zu großer Höhe von den Versicherten an die Gesellschaften abgeführt werden. Bezeichnen wir den Überschuß als Gewinn, so haben wir bis jetzt folgende Quellen des Gewinnes kennen gelernt:

1. Ein Teil der Nettoprämie, wenn die Sterblichkeit kleiner oder größer ist, als sie in der zu Grunde gelegten Tafel angenommen ist.

2. Ein Teil des Zinsertrages, wenn der erzielte Zinsertrag höher ist, als der vorausgesetzte.

3. Ein Teil des Zuschlages auf die Nettoprämie, wenn der für die Betriebskosten vorgesehene Teil nicht vollständig verausgabt wird.

4. Ein Teil des Zuschlages auf die Nettoprämie, der für unerwartete Zufälle vorgesehen war, aber nicht aufgebraucht wurde.

Dazu kann als Gewinn noch kommen:

5. Die Kurserhöhung der Wertpapiere, in denen die Kapitalien der Gesellschaft angelegt sind.

6. Der Wert verlorener Policen.

Sehen wir von den zwei zuletzt genannten Gewinngruppen ganz ab, da bei diesen keine Schwierigkeit besteht. Daß es sich bei den übrigen überhaupt nicht um kleine Summen handelt, beweisen die Gesellschaften, die z. B. in der Mindersterblichkeit eine starke Gewinnquelle hatten. So ersparten im Jahre 1893 infolge der Mindersterblichkeit bei Versicherungen auf den Todesfall von deutschen Gesellschaften: Armee und Marine 25,3, der Preußische Beamten-Verein 17,6, Gegenseitigkeit-Leipzig 14,3, Arminia-München 11,8, Darmstädter Rentenanstalt 11,4, Nürnberger 10,5, Deutschland 10,3, Stuttgarter Bank 9,1, Stuttgarter Rentenanstalt 9% der Prämieneinnahme. Im Jahre 1894 war die Abweichung der Wirklichkeit von der Erwartung noch größer. In Prozenten der erwarteten Sterbefälle ausgedrückt, blieben die eingetretenen hinter den erwarteten zurück bei Wilhelma 96,55, Urania 79,41, Arminia 70,85%. Auch die alten Gesellschaften weisen ganz erhebliche Prozentsätze auf. So starben weniger, als erwartet wurde, bei der Gothaischen 17,85, bei Lübeck 17,10, bei Leipzig 25,10, bei München 35,26%. Im

Digitized by Google

Durchschnitt stand die wirkliche Sterblichkeit hinter der rechnungsmäßigen Erwartung um 20,53 % zurück, wodurch 39 deutsche Gesellschaften die hübsche Summe von 15512428 Mk. ersparten.

Die übrigen Quellen werden nicht minder reichlich fließen, da nach den Rechenschaftsberichten der einzelnen Gesellschaften jedesmal große Jahresüberschüsse erzielt werden.

Von den einzelnen Überschüssen unter 1—4 incl. haben wir bewiesen, daß sie Eigentum der Versicherten sind und denselben zugewendet werden müssen. Die Gegenseitigkeitsgesellschaften lassen denn auch den ganzen Gewinn ihren Klienten zu gute kommen und sind dazu statutengemäß verpflichtet: sie zahlen den Versicherten Dividenden. Das ist an sich richtig; dagegen könnten sich zwei Bedenken erheben gegen die Art und Weise, wie die Dividenden berechnet werden. Zunächst müssen Bedenken wach werden gegen die im voraus festgesetzte steigende Dividende. Dieselbe besteht im wesentlichen darin, daß meistens vom 3. oder 5. Versicherungsjahre an eine Dividende gezahlt wird, die mit jedem kommenden Jahre wächst. Beträgt die Dividende z. B. wie bei Iduna fürs 6. Versicherungsjahr $3 \times 5 = 15$ % der Jahresprämie, so erhöht sie sich für das siebente Jahr auf $3 \times 6 = 18$, für das achte $3 \times 7 = 21$ % u. s. w. von der nämlichen Jahresprämie. Nun kann doch die Gesellschaft bei Abschluß der Versicherung nicht wissen, ob sie in den betreffenden Jahren wirklich einen solchen Überschuß erzielt, daß sie die vorher festgesetzten Dividenden gewähren kann. Der steigenden Dividende liegt ja der richtige Gedanke zu Grunde, daß diejenigen Versicherten, welche schon längere Zeit der Gesellschaft angehören, ihren höheren Leistungen entsprechend, auch in höherem Maße am Gewinn teilnehmen und in vorgerückterem Alter wegen verminderter Erwerbsfähigkeit in ihrer Prämienzahlung entlastet werden. Richtiger aber wäre es, die Dividenden nach dem reinen Jahresüberschuß von Jahr zu Jahr festzusetzen, wobei die länger Versicherten die nämlichen Vorteile genießen könnten, die ihnen jetzt zugewiesen werden. Keinesfalls dürfte die Prämienreserve angegriffen werden, um die versprochene Dividende auszahlen zu können. Ferner ist es nicht recht erklärlich, warum den Versicherten hohe Prämien auferlegt werden, von denen ein bedeutender Prozentsatz ihnen wieder zurückgezahlt wird. Da wäre es doch weit vorteilhafter, die Prämien gleich um diesen Prozentsatz oder doch einen ähnlichen herabzusetzen. Für junge Gesellschaften wäre dies wohl ein gefährliches Experiment; aber für ältere

Digitized by Google

Gesellschaften können wir keine Gefahr darin erblicken. Glauben die Techniker übrigens daran festhalten zu müssen, so hat die Moral nichts dagegen zu erinnern, vorausgesetzt, daß dem Versicherten alles zugeführt wird, was ihm gehört.

Durch die Konkurrenz mit den Gegenseitigkeitsgesellschaften wurden auch die Aktiengesellschaften genötigt, ihren Versicherten einen Teil des Gewinnes zufließen zu lassen. Dieser Einfluß der Konkurrenz war sehr gut, da den Versicherten auf diese Weise ihr Eigentum zurückerstattet wird. Außer den Bedenken, die wir gegen die Gewinnverteilung bei den Gegenseitigkeitsanstalten haben, erhebt sich hier noch ein wichtigeres.

Die Aktiengesellschaften übernehmen nämlich Versicherungen *mit* und *ohne* Anspruch auf Gewinn. Hat der Versicherte Anspruch auf Gewinn, so muß die Prämie natürlich höher sein, als wenn er am Gewinn keinen Anteil hat. Diese Erhöhung beträgt bei den einzelnen Gesellschaften 10 bis 20% der Jahresprämie *ohne* Anspruch auf Gewinn. Wir brauchen gegen diese Erhöhung an sich nichts zu sagen, wenn nur den Versicherten bei der Zurückzahlung ihr Recht wird. Dagegen muß es auffallen, daß eine Gesellschaft für ihre Versicherungen *mit* Anteil am Gewinn nur wenig höheren Tarif aufstellt, als eine andere Gesellschaft für ihre Versicherungen *ohne* Anteil am Gewinn. So muß bei der *Thuringia* ein Zwanzigjähriger für 1000 Mk., zahlbar beim Tode des Versicherten, spätestens im 85. Lebensjahre, ohne Anspruch auf Gewinn eine Jahresprämie entrichten von 17.70 Mk., während der *Nordstern* bei der nämlichen Versicherung für 18.15 Mk. Jahresprämie das Recht auf Gewinn zusichert. Der Unterschied beträgt nur 45 Pf., d. h. nur 2,5%! Wenn die Prämien des Nordstern nicht zu niedrig sind — *englische* und *niederländische* Anstalten haben für die gleiche Versicherung noch niedrigere Prämien angesetzt, während auch manche deutsche Gesellschaften nicht viel mehr fordern — ließe sich dann nicht daraus folgern, daß die Thuringia *zu hohe* Prämien ansetzt für die Versicherungen ohne Anspruch auf Gewinn? Nur von den *französischen* und zum Teil von *niederländischen* wird sie noch übertroffen. Wenn die Prämien zu hoch sind, was geschieht mit dem Gewinn, da er den Versicherten nicht zugewendet wird? Verallgemeinern wir die Frage: wohin fließt der Gewinn aus den Versicherungen, die *ohne* Anspruch auf Gewinn abgeschlossen sind? Wären diese Verträge dahin zu verstehen, daß die Versicherungsnehmer beim Abschluß derselben auf jeden etwaigen Gewinn Verzicht leisten, so fiele derselbe allerdings mit Recht den

Digitized by Google

Versicherern zu, die nach Belieben darüber verfügen könnten. Wir glauben aber nicht, daß solches in der Intention der Versicherungs-Kandidaten liegt. Dieselben sind vielmehr der festen Ueberzeugung, die von ihnen gezahlte Prämie sei erforderlich, damit die Gesellschaft all ihren Verpflichtungen nachkommen könne. Wüßten sie aber, daß noch ein Ueberschuß sich ergebe, so verlangten sie zweifelsohne, daß derselbe ihnen selbst zugeführt würde. Nach unseren seitherigen Ausführungen mit Recht! Ganz mit Unrecht aber würde das Plus etwa jenen Versicherern überwiesen werden, die Versicherungen *mit* Anspruch auf Gewinn bei der nämlichen Gesellschaft abgeschlossen haben: das Eigentum der einen würde ohne Vorwissen derselben auf andere übertragen werden. Es wäre gut, wenn die Aktiengesellschaften einmal erklärten, wie sie es hiermit halten.

Bei Gegenseitigkeits- wie bei Aktiengesellschaften wird ein Teil des reinen Ueberschusses dem *Kapitalreservefonds* zugeführt. Dieser Fonds darf nicht verwechselt werden mit den *Prämienreserven*. Diese gehören ja nicht zum Überschuß, sondern müssen als Schuld der Gesellschaften verrechnet werden. Die *Extrareserve* der einzelnen Gesellschaften ist nicht unbedeutend. Sämtliche deutsche Anstalten besaßen im Jahre 1893 unter ihrem Gesamtvermögen an Extrareserve 154,4 Millionen Mark. Da dieser Fonds ganz aus dem Gelde der Versicherten herausgewachsen ist, so entsteht die Frage, wie die Moraltheologie denselben zu beurteilen hat.

Die Verwendung des reinen Überschusses zu einem Reservekapital für unvorhergesehene Fälle liegt ganz im Interesse der Versicherten, die durch solchen Sicherheitsfonds bei etwa hereinbrechenden Katastrophen von jeder Ueberraschung bewahrt bleiben. Jeder Versicherungsnehmer wird darum mit dieser Verwendung eines Teiles des Überschusses einverstanden sein. Der Reservefonds ist errichtet zum Besten der Versicherten, als deren Eigentum er zu betrachten ist. Erlischt eine Versicherung auf irgend eine Weise, so gehört der betreffende Versicherte nicht mehr zur juristischen Person der Gesellschaft. Daher hat er auch nicht mehr das Recht, Anspruch zu erheben auf einen Teil des Reservefonds. Das halten wir für unbedingt sicher, wenn von Gegenseitigkeitsgesellschaften die Rede ist. Aber auch für die Aktiengesellschaften gilt diese Entscheidung: wenn bei diesen auch die Versicherten nicht die Gesellschaft bilden, so gehören doch, *wirtschaftlich* betrachtet, alle Versicherten zusammen zu einer moralischen Person, für die das Gleiche gilt wie für die Gegenseitigkeitsgesellschaften.

Diese Auffassung vom Reservefonds wird noch klarer, wenn wir folgendes in Erwägung ziehen. Die Versicherung hat auch einen charitativen Charakter. Sie bezweckt ja zunächst die eigene Sicherstellung, aber mit der ausdrücklichen Pflicht, den Mitversicherten durch einen Teil der Prämie zu helfen. Mit anderen Worten: durch die Versicherung wird das Risiko verteilt, der einzelne übernimmt einen bestimmten Anteil am Risiko aller Versicherten, die Gesamtheit am Risiko des einzelnen. Diese Wechselbeziehung liegt in der Natur des Vertrages, und auf diese Weise betrachtet, zeigt die Lebensversicherung auch eine charitative Seite. Nun wird aber den Mitversicherten geholfen nicht bloß durch den eigens dafür bestimmten Teil der Jahresprämien, sondern auch in außerordentlichen Fällen durch das Reservekapital. Durch Abschluß der Lebensversicherung gibt daher der Versicherungsnehmer stillschweigend seinen Konsens zur Ansammlung eines besonderen Reservefonds, der im Interesse seiner Mitversicherten verwendet werden soll. Wird dem Versicherten die Versicherungssumme ausbezahlt, so denkt er nicht daran, eine Quote des Reservefonds zu verlangen; seine Wünsche sind erfüllt, und den von seinen Prämienleistungen zurückgestellten Teil der Extrareserve überläßt er gern den noch zurückbleibenden Versicherten. Tritt er vor Ablauf des Vertrages aus der Gesellschaft aus, so wird er zwar seine Prämienreserve zurückverlangen, aber ebenso wenig wie er die zur Begleichung der fällig gewordenen Versicherungen verausgabten Prämiengelder beanspruchen kann, ebenso wenig kann er den noch vorhandenen, aber unter gewissen Umständen aufzubrauchenden Reservefonds pro rata seiner Zahlungen zurückfordern. Der charitative Gedanke der Lebensversicherung, Verteilung einer Last auf viele Schultern, bewirkt, daß jeder Versicherungsnehmer das beisteuern muß, was zur Verwirklichung dieser Verteilung notwendig ist. Dazu gehört aber auch die Extrareserve. Wie daher das Dominium der von der Gesellschaft notwendig verausgabten Summen auf die Gesellschaft selbst übertragen war, so ist auch das Dominium über den Beitrag zur Extrareserve auf die Gesellschaft übergegangen, so daß keiner der Versicherten mehr ein Recht besitzt auf die Summe, die von seinen Prämien in diesen Fonds abgeführt wurde. Das gilt in gleicher Weise für Gegenseitigkeits- wie für Aktiengesellschaften.

Wenn bei Aktiengesellschaften von reinem Überschuß die Rede ist, so sind von den Einnahmen auch schon die Dividenden der Aktionäre in Abzug gebracht. Diese Dividenden dürfen hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Digitized by Google

In Deutschland betreiben gegenwärtig mehr als 20 Aktiengesellschaften die Lebensversicherung gewerbemäßig. Das Aktienkapital ist voll einbezahlt bei Armee und Marine, sowie bei Wilhelma-Magdeburg; bei allen anderen Gesellschaften sind lediglich 10—20% des nominellen Wertes baar eingezahlt, während über den weit größeren Teil der Aktie ein Sola-Wechsel von dem Aktieninhaber ausgestellt ist. Daß die Aktien voll eingezahlt werden müssen, bildet auch für außerdeutsche Anstalten eine Seltenheit; die Prozentsätze der Barzahlungen sind den in Deutschland üblichen fast gleich. Dagegen gibt es in Frankreich zwei Gesellschaften, „L'Union" und „La Nationale", deren Aktien auf 5000 Fr. lauten, von denen nichts eingezahlt ist.

Das eingezahlte Kapital muß den Aktionären verzinst werden. Die Gefahr, daß dieses Kapital verloren gehen könnte, ist bei den meisten Gesellschaften, besonders bei den älteren, verschwindend klein. Besonders hohe Zinsen zu verlangen wegen dieser Gefahr sind darum die Aktionäre nicht berechtigt. Für den nicht eingezahlten, sondern nur gezeichneten Teil der Aktie können dieselben Anspruch auf Zinsen nur erheben, insoweit Gefahr vorhanden ist, daß der Wechsel z. B. bei einer großen Epidemie eingelöst werden müßte. Ein anderer Rechtstitel existiert hier nicht. Nun ist aber eine solche Gefahr überhaupt nicht vorhanden; man kann es heute als gewiß bezeichnen, daß die garantierte Summe niemals eingezahlt werden muß, wie dies bis jetzt auch noch nie der Fall war.

Die Zinsen für das eingezahlte Kapital müssen ferner gerecht sein. Dasselbe ist von der Direktion der Gesellschaft in Wertpapieren angelegt, die ja auch ihre Zinsen tragen. Daß diese Erträgnisse ihres eigenen Geldes den Aktionären ausbezahlt werden müssen, ist klar. Die von der Gesellschaft erzielten Zinseinnahmen für das eingezahlte Aktienkapital dürften sich auf ungefähr 5% beziffern. Gerne gestehe ich den Aktionären einen weiteren Prozentsatz dafür zu, daß ihr Kapital als Gründungs- und als Sicherheitsfonds dient. Dann aber muß eine Schranke gezogen werden, damit nicht der Ungerechtigkeit und der Ausbeutung des Volkes Thür und Thor geöffnet werde.

Welche Dividenden werden nun in Wirklichkeit an die Aktionäre verteilt? Bei zwanzig deutschen Aktiengesellschaften gelangten im Jahre 1893 3200000 Mk. Dividenden auf 24559746 Mk. eingezahltes Aktienkapital zur Verteilung, d. h. 13%; im Jahre

1894 wurden auf 28 573546 Mk. Einzahlungen 3852775 Mk. Dividenden, d. h. im Durchschnitt 13,5% gewährt. Diese Durchschnittsverzinsung mag noch als gerecht gelten, aber sobald die Dividenden bei sonst guten und geordneten Verhältnissen einer Gesellschaft diese Grenze weit überschreiten, können sie nicht mehr gebilligt werden. Leider zahlen manche Gesellschaften aber weit höhere Dividenden. So erzielten im Jahre 1893 die Aktionäre bei der Providentia 20⁵/₁₂%, bei der Thuringia 25%, bei der Victoria 28,5% bei der Berlinischen 31¹/₆%, bei der Lübecker 45,3% und bei Janus 46²/₃%; 1892 zahlte Janus sogar 51,85%! Im Rechnungsjahr 1894 betrugen die Dividenden bei der Providentia 24,5%, bei der Thuringia wiederum 25%, bei der Victoria 29%, bei der Berlinischen 31²/₃%, bei Janus wiederum 46²/₃% und bei der Lübecker 62,2%. Ist der Kurs der Lebensversicherungs-Aktien wegen der hohen Dividenden überhaupt hoch, so steigt er bei manchen unglaublich: so werden an den Börsen gehandelt die der Victoria zu 650, der Berlinischen zu 700, der Thuringia zu 800 % der Einzahlungen!!

Während die niederländischen und amerikanischen Gesellschaften gar nicht oder nur wenig über eine normale Dividende hinausgehen, treiben vier französische Gesellschaften großen Unfug in dieser Beziehung. „La compagnie d'assurances générales" gibt Aktien aus, die auf 1500 Fr. lauten und voll eingezahlt sind; 1893 aber bezahlte sie auf jede Aktie eine Dividende von 1900 Fr., d. h. 126,6%. „Le Phénix" verteilte im nämlichen Jahre für 1000 Fr. eingezahltes Aktienkapital 1050 Fr. Dividende, d. h. 105%. Bei „L'Union" und „La Nationale" lauten die Aktien auf 5000 Fr., von denen aber nichts eingezahlt ist; trotzdem erhielten 1893 die Aktionäre der „L'Union" 175 Fr. Dividende, die von „La Nationale" sogar 960 Fr. Dafür steht der Kurs dieser Aktien aber auch in schwindelnder Höhe: die der „Compagnie d'assur. générales" werden zu 73000 Fr. gehandelt d. h. zu 4866%, die der „Phénix" zu 37000 Fr., d. h. 3700%; die der „Union" stehen 7300, die der „Nationale" 35000 Fr., obgleich kein Centime auf dieselben eingezahlt ist.[1])

Sobald die Dividenden einmal eine gewisse Grenze überschritten haben, sind sie ungerecht, so daß die Herrn Aktionäre dieselben guten Gewissens nicht einstecken können, sondern an und für sich zur Restitution verpflichtet sind. Unverhältnismäßig hohe

[1]) Pik, a. a. O. S. 188 ff.

Digitized by Google

Dividenden sind ein sicheres Zeichen — zumal wenn sie eine Reihe von Jahren ausgezahlt werden — daß die Prämien der Versicherten zu hoch angesetzt sind. Dabei wird freilich vorausgesetzt, daß die Dividenden lediglich dem reinen Überschuß des betreffenden Jahres entnommen sind. Stammten sie anderswoher, so wäre die Höhe ja ebenso verwerflich, aber kein Beweis für einen ungebührlichen Prämientarif. Es kann ja für eine Gesellschaft gar leicht die Versuchung entstehen, die Dividenden in die Höhe zu schrauben, damit das Publikum glaube, die Gesellschaft stehe sehr gut; aber solche Machinationen sind stets verwerflich und werden auf Kosten der Versicherten vorgenommen.

Woher sollen aber die hohen Dividenden kommen, wenn der reine Ueberschuß sie nicht abwirft? Entweder von der Extrareserve: die gehört aber der Gemeinschaft der Versicherten und könnte für die Aktionäre nur verwendet werden, wenn der Jahresüberschuß für eine entsprechende Dividende nicht ausreichen sollte, oder von den Prämienreserven. Ehe über eine solche Verwendung der Prämienreserve ein Urteil gefällt wird, muß die Natur derselben genauer untersucht werden.

IV.

Mit jedem Jahre wird für den einzelnen Menschen die Wahrscheinlichkeit des Sterbens größer, bis er an der äußersten Grenze angekommen ist. Daher wächst auch mit jedem Jahre das Risiko, das eine Gesellschaft im Versicherungsvertrage übernommen hat. Deshalb müßte die Nettoprämie eigentlich immer wachsen. Ueber diesem Grundgedanken einer steigenden Prämie construierte die Hannoversche Versicherungsgesellschaft eine Zeit lang ihren Geschäftsplan, war aber gezwungen, denselben bald wieder aufzugeben, da er die Gunst des Publikums nicht fand und praktisch undurchführbar ist. Alle Anstalten stellen darum Durchschnittsprämien auf. Dadurch ist aber bedingt, daß in den ersten Versicherungsjahren zu viel gezahlt wird, während die Prämie für die späteren Jahre zu niedrig ist. Es muß daher von den früheren Prämien ein Teil zurückgelegt werden: die Summe dieser zurückgelegten Prämienquoten nebst dem dazugehörigen Zinserträgnis ist die Prämienreserve.

Dieselbe ist für die Zahlungsfähigkeit der Gesellschaft von großer Bedeutung. Ein Beispiel wird die Sache erläutern. Nehmen wir an, 1000 Zwanzigjährige seien bei der Preußischen Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft versichert, jeder zu 10000 Mk., zahlbar

bei Erreichung des 65. Jahres. Im ersten Versicherungsjahre werden, nach den Sterblichkeitstafeln zu urteilen, nur wenige sterben, weshalb die Prämiensumme der 1000 Versicherten in diesem Jahre zur Auszahlung der Versicherungssummen nicht wird aufgebraucht werden. Besteht aber die Versicherung einmal 30, 40 Jahre, d. h. sind die Versicherten 50 beziehungsweise 60 Jahre alt, so ist die Sterblichkeit unter ihnen weit größer; daher reichen die Prämienbeiträge der noch Übriggebliebenen nicht mehr aus, die Versicherungssummen der dann Sterbenden auszuzahlen; ja für den Längstlebenden wäre gar nichts mehr vorhanden. Daher müssen Prämienteile aus den früheren Jahren admassiert werden, damit die Gesellschaft alle, auch die Längstlebenden, befriedigen kann.

Das beweist aber, daß die Prämienreserve für jede Gesellschaft eine Lebensfrage ist. Zugleich ersehen wir daraus, daß es für die Gesellschaft eine heilige Pflicht ist, die Prämienreserve nach gesunden Grundsätzen zu berechnen und zu verwalten: sonst würde die Versicherung für viele der Kontrahenten illusorisch werden. Da die Berechnung der Reserve nicht bloß eine technische, sondern auch eine Gewissensfrage ist, muß etwas genauer darauf eingegangen werden.

Wie wird die Prämienreserve berechnet? Die Vertragsparteien übernehmen Verpflichtungen gegen einander: der Versicherer verspricht z. B. bei einer gemischten Versicherung auf 45 Jahre, nach dieser Zeit oder beim Tode des Versicherten die Versicherungssumme auszuzahlen; der Versicherte verspricht, dafür 45 Jahre lang oder doch bis zu seinem Tode alljährlich eine bestimmte Summe, die Prämie, dem Versicherer zuzuwenden. Da jeder Leistungsvertrag (contractus onerosus) gleiche Belastung der Kontrahenten verlangt, so müssen die Leistungen einander entsprechen. Der Mathematiker hat daher zu untersuchen, wie groß jetzt, beim Abschluß des Vertrags, der Wert der nach einer im Kontrakt festgesetzten Anzahl von Jahren zu zahlenden Summe ist; dann hat er umgekehrt festzustellen, wie viel der Versicherte alljährlich die bestimmte Zeit hindurch an den Versicherer zu zahlen hat, damit all diese successiven Leistungen in ihrem gegenwärtigen Wert der Versicherungssumme entsprechen. So kommen wir zu dem nämlichen Satz, zu dem wir weiter oben auf einem anderen Wege gelangten: Der gegenwärtige Wert der Versicherungssumme und der gegenwärtige Wert aller zu zahlenden Nettoprämien müssen einander gleich sein.

Nun kann dies Verhältnis aber nur bestehen für den Anfang der Versicherung; schon nach Ablauf des ersten Versicherungsjahres

Digitized by Google

sind diese Werte nicht mehr einander gleich, und zwar wird der wahrscheinliche Wert der Leistung der Gesellschaft im Laufe der Zeit immer größer, während der wahrscheinliche Wert der Leistung des Versicherten immer kleiner wird. Die Differenz der beiden Werte stellt die Prämienreserve dar. Wird die Nettoprämie in diese Rechnung eingestellt, so heißt diese Methode die Prämienreserve zu berechnen die Netto-Methode. Am Ende der Versicherungszeit muß die Prämienreserve dem versicherten Kapital gleich sein. Der Uebersicht wegen fügen wir die Prämienreserve bei für eine gemischte Versicherung auf 10000 Mk., die im 40. Lebensjahr auf 20 Jahre abgeschlossen ist. Der Berechnung liegen die Sterbetafeln der 17 englischen Gesellschaften und ein Zinsfuß von 4% zu Grunde. Die Nettoprämie einer solchen Versicherung mit gleichbleibenden Jahresprämien ohne Anspruch auf Gewinn beträgt 402.10Mk. Die Prämienreserve dagegen beträgt, nach der Netto-Methode berechnet, in den einzelnen Versicherungsjahren in Mark:

3. Jahr: 995.70	12. Jahr: 4846.20
4. Jahr: 1356.50	13. Jahr: 5375.20
5. Jahr: 1732.30	14. Jahr: 5930.70
6. Jahr: 2123.60	15. Jahr: 6515.40
7. Jahr: 2530.90	16. Jahr: 7123.10
8. Jahr: 2955.10	17. Jahr: 7784.40
9. Jahr: 3397.40	18. Jahr: 8476.30
10. Jahr: 3859.00	19. Jahr: 9213.10
11. Jahr: 4341.40	20. Jahr: 10000.00

Indes berechnen nicht alle Gesellschaften ihre Prämienreserve nach der Netto-Methode.

Vor ungefähr 40 Jahren fingen die deutschen Gesellschaften an, dem Agenten eine Abschlußprovision zu zahlen. Dieselbe beträgt 1 bis $1^1/_2$% der Versicherungssumme und erhöht bedeutend die Kosten des Vertragsabschlusses. Da die Differenz zwischen Netto- und Bruttoprämie nicht hinreichte, diese Kosten zu decken, wurde ein Teil der Reserve dazu herangezogen. Dr. Zillmer hat dafür folgenden Plan entworfen. Die Abschlußprovision wird in jährlichen Raten getilgt. Die Tilgungsrate wird zur Normalprämie geschlagen. Bei Berechnung der Prämienreserve wird vom gegenwärtigen Wert der Versicherungssumme nicht der gegenwärtige Wert der zu zahlenden Nettoprämien, sondern der um die Tilgungsrate vergrößerten Nettoprämien abgezogen. Die Schuld des Versicherten wird

dadurch größer und darum die Differenz zwischen der Schuld des Versicherers und der Schuld des Versicherten, d. h. die Prämienreserve kleiner. Folgende Tabelle stellt den Unterschied zwischen den Reserven dar nach der Netto-Methode und nach Dr. Zillmer. Beim Eintrittsalter von 40 Jahren beträgt nach den Sterbetafeln der 17 englischen Gesellschaften und einem Zinsfuß von 4% für die Versicherungssumme von 10000 Mk., zahlbar beim Tode des Versicherten, die Nettoprämie 236.77 Mk. Wird für Abschlußprovision $1^1/_2$% berechnet, so beträgt dieselbe 150 Mk. Die jährliche Tilgungsrate beläuft sich danach auf 9.32 Mk. Die Zillmersche Normalprämie, die bei der Berechnung der Reserve benutzt wird, hat daher die Höhe von 236.77+9.32=246.09 Mk.

Nachd. die Vers. bestanden hat Jahre	Wahrscheinl. Wert der Schuld der Gesellschaft.	Wahrscheinl. Wert der Schuld des Versicherten.	Wahrscheinl. Wert der Tilgungsrate.	**Reserve nach der Netto-Methode.**	**Reserve nach der Zillmerschen Methode.**
1	3899.70	3755.52	147.48	144.18	3.66
2	3991.80	3698.62	145.60	293.18	147.58
3	4087.10	3639.90	143.29	447.20	303.91
5	4285.70	3517.71	138.48	767.99	629.51
10	4819.10	3189.41	125.55	1629.69	1504.14
20	5994.30	2465.93	97.07	3528.37	3431.30
30	7185.70	1732.49	68.20	5453.21	5385.01
40	8207.30	1103.42	43.44	7103.78	7060.34[1])

Die Unterschiede der Reserven sind besonders in den ersten Jahren recht bedeutend. Die Abschlußprovision, die doch vor allem den Interessen der Gesellschaft dient, könnte wohl auch auf andere Weise aufgebracht, z. B. bei Aktiengesellschaften an den hohen Dividenden abgestrichen werden. Ueber die Zillmersche Methode ist viel gestritten worden.[2]) Wenn die Techniker erklären, trotz der Abschlußprovision mit der Nettoprämie bestehen zu können, so ist dieselbe aus gleich zu erörternden Gründen unbedingt beizubehalten. Sicher-

[1]) Heym, Die Zillmersche Theorie der Reserveberechnung und die zukünftige Versicherungsgesetzgebung. Jahrb. f. Nat.-Oek., N. F., Bd. V S. 215. Jena 1882. — Vgl. auch Pik a. a. O. S. 19 ff., wo die Zillmersche Methode etwas anders dargestellt wird, was auf unsere Untersuchungen ohne Einfluß ist.

[2]) Heym a. a. O. S. 207 ff.; Zillmer, Dr. Heym als Gegner der Zillmerschen Prämienreserve. Jahrb. f. Nat.-Oek. N. F. Bd. V. S. 537 ff. Jena 1882.

Digitized by Google

lich aber ist es unerlaubt, nicht die Tilgungsrate der Abschlußprovision, sondern einen beliebigen höheren Zuschlag auf die Nettoprämie zu legen und so die Reserve immer mehr herabzudrücken. Das soll nämlich von manchen Gesellschaften geschehen sein.[1])

Die so erhaltene Prämie wurde Reserveprämie genannt. Sie ist größer als die Nettoprämie, dagegen kleiner als die Bruttoprämie. Der Zuschlag, der mit der Nettoprämie die Reserveprämie bildet, ist nicht zu verwechseln mit dem Zuschlag, der die Nettoprämie zur Bruttoprämie erhöht. Letzterer ist größer, da ersterer nur ein Teil des letzteren ist: sonst bliebe für Verwaltungskosten ja nichts übrig.

Je höher die Prämie angenommen wird, deren barer Wert vom baren Wert der Versicherungssumme abgezogen wird, desto kleiner gestaltet sich die Prämienreserve. Dieselbe aber in solcher Höhe zurückzulegen, daß alle Verpflichtungen gegen die Versicherten erfüllt werden können, ist eine Pflicht der Gerechtigkeit. Die Gesellschaften, welche sie nicht erfüllen, werden ihre Versicherten nicht befriedigen können und, je weniger sie zurücklegen, desto schneller werden sie ihren Bankerott ansagen müssen. Hiermit soll freilich nicht gesagt sein, daß nur die Netto-Methode den Anforderungen der Gerechtigkeit entspreche. Wird vielmehr ein nicht bedeutender Teil der Reserve für notwendige Ausgaben verwendet, so wird sich der Moralist hiermit zufrieden geben, vorausgesetzt, daß die Reserve allen Ansprüchen genügen kann und am Schlusse der Versicherungszeit der Versicherungssumme gleich ist. Wird aber die Netto-Methode vermieden, um den Gewinn der Gesellschaft, speciell die Dividenden der Aktionäre in die Höhe zu treiben, so ist dies ein grausam Spiel, das die Versicherer mit dem Geld der Versicherten treiben, und eine große Ungerechtigkeit. Der Vorstand einer jeden Gesellschaft ist im Gewissen verpflichtet, daß in der von ihm beratenen Gesellschaft solche Ungerechtigkeit nicht geduldet werde. Für solche, die in den Geschäftsbetrieb einer Gesellschaft nicht eingeweiht sind, ist es ganz unmöglich, zu erkennen, wie es in diesem Punkte von ihr gehalten wird. Von den meisten deutschen Gesellschaften wissen wir freilich, nach welcher Methode sie die Prämienreserve berechnen. Die Netto-Methode benutzen: Gothaer, Lübecker, alte Leipziger, Berlinische, Münchener, Frankfurter, Teutonia, Concordia, Stuttgarter Bank, Magdeburger, Germania, Providentia, Victoria, Karlsruhe, Vaterländische, Hannover. Von anderen wissen wir es nicht;

[1]) Vrgl. Pik a. a. O. S. 20 f. — Englische Gesellschaften sollen bei Bestimmung der Schuld des Versicherten sogar die Bruttoprämie in Anwendung gebracht haben. Vgl. Heym a. a. O. S. 211.

von manchen wird auch Auskunft darüber verweigert. Sehr am Platz ist darum die Frage des Ministers über diesen Kernpunkt des ganzen Lebensversicherungswesens. Der Versicherungsnehmer hat das Recht, über die Gesellschaft, bei der er sich versichern will, orientiert zu sein, damit er weiß, wem er sein Vertrauen schenkt. Da die Netto-Methode die größte Prämienreserve erzielt, ist es unter gleichen Verhältnissen am besten, bei solchen Gesellschaften sich zu versichern, die jene Methode anwenden.

Dies ist auch noch aus einem anderen Grunde ratsam. Häufig kommt es nämlich vor, daß der Versicherte aus irgend einem Grunde den Vertrag aufheben will; oft auch soll eine Police verkauft, beliehen, in eine beitragsfreie umgewandelt werden. In all diesen Fällen repräsentiert die Prämienreserve den Wert der Police. Je mehr daher die Prämienreserve zu Gunsten des Versicherten berechnet ist, desto höher wird die beitragsfreie Police, der Kauf- und Leihwert derselben sein. Auch um deswillen sind darum die Gesellschaften verpflichtet, wenn die Prämienreserve nach der Netto-Methode nicht berechnet werden kann, derselben nur soviel zu entziehen, als zur Begleichung der Abschlußprovision nötig ist.

Nun wird aber bei Rückkauf, Beleihung und Umwandlung einer Police von den einzelnen Gesellschaften nicht das gleiche Verfahren eingehalten. Während einige diese Manipulationen schon nach dem ersten Versicherungsjahre gestatten, können dieselben bei anderen erst nach 2, 3, 4, 5 Jahren vorgenommen werden. Gegen diese Zeitbestimmung ist an sich nichts einzuwenden; nur müßte der Versicherungssucher darüber vor Abschluß des Vertrages aufgeklärt werden. Würde die ganze Prämienreserve in diesen Fällen angerechnet, so ließe sich alsdann nichts dagegen sagen. Allein diese Bedingung wird vielfach nicht erfüllt. Bei der Umwandlung der Police in eine beitragsfreie lautet die neue Police bei den meisten Gesellschaften auf den vollen Betrag der Prämienreserve; bei Rückkauf dagegen wird der Wert nur zu 50—100% angesetzt. Wird der Wert einer Police z. B. nur zu 50 oder 75% der Prämienreserve berechnet, so gehen dem Versicherten 50, beziehungsweise 25% seiner Reserve verloren. Hat der Vertrag schon lange bestanden, so kann dies eine bedeutende Summe sein. Hierher gehört auch noch ein anderer Fall. Alle Versicherungsgesellschaften haben gewisse Normen aufgestellt, nach denen verfahren wird, wenn ein Vertrag durch Nichtzahlung des jährlichen Beitrages statutengemäß erloschen ist. Bei fünf deutschen Gesellschaften: Darmstädter, Gegenseitigkeit-Leipzig,

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm[1]), Prometheus und Arminia, gehen in diesem Falle alle geleisteten Prämienzahlungen ohne weiteres verloren; Gotha vergütet nur die rückständigen Dividenden; die Versicherten bei anderen Gesellschaften trifft dies harte Loos im ersten Versicherungsjahre oder in den ersten 2, 3, 4, 5 Jahren: von da ab bedeutet Nichtzahlung der Jahresprämie für diese nicht mehr den völligen Verlust aller seitherigen Leistungen. Welche Tragweite diese Frage hat, ersieht man am besten, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1894 dem Gesamtzugange 41 deutscher Lebensversicherungsanstalten im Betrage von 8278 $^3/_5$ Mill. Mark ein durch Rückkauf und Nichtzahlung der Prämie bedingter Abgang gegenüberstand von 2394 Millionen Mark.

Um über die verschiedene Behandlung solcher Fälle urteilen zu können, muß die Natur des Lebensversicherungsvertrages in Betracht gezogen werden.

Was bezweckt denn eigentlich derjenige, der in einer Lebensversicherung sich einkauft? Betrachten wir nur den einen Fall der gemischten Versicherung auf den Erlebensfall des 70. Lebensjahres, da der Grundgedanke in allen gleich ist. Wer eine solche Versicherung eingeht, will sich auf jeden Fall für das 70. Lebensjahr eine gewisse Summe, die Versicherungssumme, sichern, oder den Hinterbleibenden, falls er früher sterben sollte. Wüßte er, daß er dies Alter erreicht, so könnte er jedes Jahr soviel auf die Sparkasse tragen, daß die jährlichen Einzahlungen nebst Zinseszins zu der gewünschten Summe anwüchsen. Da er dies jedoch nicht weiß, wählt er einen anderen Weg, den gleichen Zweck zu erreichen. Er vereinigt sich mit einer Anzahl solcher, die das nämliche Ziel verfolgen, in einer Versicherungsgesellschaft. Einer hilft in derselben,

[1]) Bei „Friedrich Wilhelm" ist diese Bestimmung um so bedauerlicher, da er die Volksversicherung pflegt. Im Jahre 1894 hat er nicht weniger als 123173 Arbeiterversicherungen abgeschlossen mit mehr als 17 Millionen Mark Kapital bei einem Gesamtbestand von 432488 Versicherungen und einer Versicherungssumme von 62$^2/_3$ Millionen Mark. Dagegen erloschen im Jahre 1894 infolge unterlassener Prämienzahlung 36293 Versicherungen mit 7716859 Mark. Den 36293 armen Arbeitern gingen also alle seitherigen Einzahlungen ohne weiteres verloren! Ueberhaupt ist der Abgang gerade bei der Volksversicherung abnorm im Verhältnis zum Zugang. Die „Victoria" schloß 1894 im ganzen 92263 neue Versicherungen ab über 26$^2/_3$ Millionen Mark versicherten Kapitals; ausgeschieden sind im nämlichen Jahre 27660 Versicherte, weil sie die Prämie nicht weiter bezahlen konnten. Für diejenigen von den 27660, deren Police noch nicht drei Jahre bestand, war alles ohne Rückvergütung verloren!

Digitized by Google

mag es in einer Aktien- oder einer Gegenseitigkeitsgesellschaft sein, die Last des anderen tragen. Die einen sterben vor dem 70. Lebensjahre, und dann müssen alle Mitversicherten dazu beitragen, daß den Hinterbliebenen derselben die versicherte Summe ausbezahlt werden kann; andere erreichen das 70. Lebensjahr, und dann sind, wie oben ausgeführt wurde, die Prämienreserven derselben gleich der versicherten Summe.

Daraus ergiebt sich, daß auch die Nettoprämie in zwei Teile zerlegt werden kann: der eine dient dazu, daß den Hinterbliebenen der vor dem 70. Jahre Sterbenden das Kapital ausgezahlt werden kann, der andere ist ein Sparpfennig des Versicherten.[1] Die Prämienreserve ist also lediglich ein Depositum des Versicherten beim Versicherer. Offenbar ist dem so bei der Gegenseitigkeitsgesellschaft; aber auch bei Aktiengesellschaften läßt sich daran nichts ändern. Betreiben dieselben auch die Versicherung als Geschäft, so bleibt doch die Natur des Vertrages bestehen. Verdienst wirft dies Geschäft ja auch ohne die Prämienreserve noch genug ab. Man kann auch nicht dagegen einwenden, der Versicherungsnehmer ahne gar nichts von dieser Auffassung seiner Leistungen, und darum könne er auch die Prämienreserve nicht als Depositum reklamieren. Freilich kennen fast alle Versicherungsnehmer die Natur des Vertrages nicht genau; aber sie wollen einen Lebensversicherungsvertrag abschließen mit allen Rechten und Pflichten, die diesem Vertrage eigen sind. Diese Intention genügt, wie um allen Verpflichtungen unterworfen zu sein, so auch um aller Rechte teilhaftig zu werden.

Ist die Prämienreserve ein Depositum des Versicherten beim Versicherer, so bleibt sie Eigentum des Versicherten. Dieser wichtige Satz schneidet tief ein in das ganze Lebensversicherungswesen. Wenn die Prämienreserve Eigentum des Versicherten ist, so darf sie unter keiner Bedingung angetastet werden. Ihre ordnungsgemäße Berechnung vorausgesetzt, darf sie nie zu anderen Zwecken, besonders nicht zur Erhöhung der Dividenden der Aktionäre verwendet werden. Sollte dies geschehen, so müßte die Einwilligung der Versicherten eingeholt werden, und ein solcher Versuch bliebe

[1]) Diese Auffassung wird vertreten von Malß in Z. f. V.-R. II. S. 225 ff., Reuling in Z. f. H.-R. XV. S. 335 ff., Predöhl in Z. f. H.-R., XXII. S. 463 ff., 502 ff. und besonders von Rüdiger, die Rechtslehre vom Lebensversicherungsvertrag S. 58 ff., 230 ff. Aus Andeutungen im I. Band des Versicherungsrechts (S. 65 Not. 28, 144 Not. 9, 389 Not. 28) zu schließen, wird auch Ehrenberg im II. Bande seines bedeutenden Werkes dieser Ansicht beipflichten.

Digitized by Google

sicher ohne Erfolg. Tritt der Versicherte vom Vertrage vor Ablauf desselben zurück, so hat er zwar keinen Anspruch auf die versicherte Summe, auch nicht auf den Teil seiner Prämien, der zur Auszahlung an die Hinterbliebenen der schon gestorbenen Mitversicherten gelangt ist; wohl aber hat er ein Recht auf die Prämienreserve, da sie sein Eigentum ist. Und zwar hat er ein Recht auf die volle Prämienreserve, wenn die Gesellschaft keinen Rechtstitel auf einen Teil derselben aufweisen kann. Ein solcher Rechtstitel sind höchstens die Kosten, die durch den Rücktritt des Versicherten ihr erwachsen. Aber ohne weiteres die ganze Reserve oder einen bestimmten Prozentsatz derselben dem Versicherten vorenthalten, heißt ihm sein Eigentum entziehen und ist deshalb ein Verstoß gegen die Gerechtigkeit, der um so schwerer wird, je höher der entzogene Betrag ist. Auch bei der Umwandlung der Police in eine beitragsfreie muß dem Versicherten sein ganzes Eigentum werden, wie wenn er zurücktritt. In letzterem Falle müßte die Prämienreserve eigentlich erhöht werden um die etwa zu erwartenden Zinsen oder aber, was vorzuziehen wäre, es müßte bei Auszahlung der in der beitragsfreien Police bezeichneten Versicherungssumme wenigstens ein Teil des Zinsertrages mitausgezahlt werden: sonst arbeitet ja das dem Versicherten gehörige Geld für die Gesellschaft ohne jede Vergütung derselben. Will ein Versicherer die Beleihung der Police nur bis zu einem gewissen Prozentsatz der Prämienreserve gewähren, so ist dagegen nichts einzuwenden, da ja die ganze Reserve dem Versicherten als Eigentum gewahrt bleibt.

Aus der These: die Prämienreserve ist Eigentum des Versicherten, haben wir eine Reihe von Rechtssätzen gewonnen, die den Versicherungsbedingungen schnurstracks zuwiderlaufen. Aus dieser Thatsache wollte Lewis[1]) folgern, daß jene Rechtssätze nebst ihrem Obersatz falsch sind. Der gelehrte Jurist hat übersehen, daß er so in den Fehler einer petitio principii fällt. Die Versicherungsbedingungen sind keine Norm für die Auffassung der Prämienreserve. Dieselbe ist vielmehr in der Natur des Lebensversicherungsvertrages zu suchen, wie es oben geschehen ist. Ergeben sich daraus Folgerungen, die mit den Versicherungsbedingungen im Widerspruch stehen, so sind diese Bedingungen ungerecht und können von den Gesellschaften nicht gestellt werden. Im Gewissensbereich verpflichten sie nicht, und auch der Richter, der zu jenen Grundsätzen sich bekennt, wird derartige Bedingungen nicht anerkennen und ev. den Versicherer zur

[1]) Lehrbuch des Versicherungsrechts. Stuttgart 1889 S. 307 ff.

Auslieferung der vollen Reserve verurteilen. Sache des Gesetzgebers aber ist es, Natur des Vertrages und Bedingungen in Einklang zu bringen und als jeder Rechtskraft bar alle Bedingungen zu erklären, die der Natur des Vertrages widersprechen.

An der Hand der preußischen Ministerial-Verfügung haben wir eine Reihe moraltheologischer Sätze gefunden. Wollen wir dieselben zum Schluß zusammenfassen, so würden sie also lauten:

1. Die Sterblichkeitstafeln müssen derart sein, daß sie möglichst das wirkliche Risiko darstellen. Etwaiger Gewinn infolge der Mindersterblichkeit ist Eigentum der Versicherten. Allen Versicherungen der nämlichen Gesellschaft müssen die nämlichen Tafeln zu Grunde gelegt werden.

2. Der angenommene Zinsfuß muß dem wirklich erzielten Zinserträgnis möglichst nahe kommen. Der aus höherem Zinsertrag sich ergebende Gewinn ist Eigentum der Versicherten. Allen Berechnungen ist der nämliche Zinsfuß zu Grunde zu legen.

3. Der Nettoprämie darf nur ein solcher Zuschlag beigefügt werden, wie er notwendig ist zur Bestreitung der notwendigen Verwaltungskosten und zur Erfüllung anderer Verpflichtungen der Gesellschaft.

4. Der infolge der Mindersterblichkeit, des höheren Zinsertrages, des zu hohen Zuschlages auf die Nettoprämie erzielte Gewinn muß den Versicherern zugewendet werden, sei es direkt durch Barzahlungen oder Herabsetzung der folgenden Prämien, sei es indirekt durch Verwendung für die Verwaltungskosten, für die ordnungsgemäßen Dividenden der Aktionäre oder für die Bildung eines Extra-Reservefonds. Letzterer ist stets Eigentum der Gesamtheit und kann von dem einzelnen pro rata seines Beitrages niemals reklamiert werden.

4. Die Prämienreserven sind möglichst nach der Netto-Methode zu berechnen, sicherlich aber so, daß sie wenigstens nach den ersten Jahren zur normalen Höhe gelangen und am Schlusse der Versicherung dem versicherten Kapitale gleich sind.

6. Die Prämienreserven sind Eigentum des Versicherten und müssen demselben auf Verlangen in ihrem vollen Betrage ausgezahlt werden, etwaige Kosten abgerechnet.

Digitized by Google

Diese Sätze finden sicher nicht den Beifall der Versicherungsgesellschaften. Was diese einseitig festsetzen, gilt ja als so absolut richtig, daß nicht einmal Gelehrte wie ein Lewis sich davon emancipieren können. Wir bemerken ausdrücklich, daß wir keiner Gesellschaft Ausbeutung ihrer Klienten vorwerfen: die rechnerischen Berichte lassen uns über die Grundsätze der einzelnen Gesellschaften zu viel im Unklaren, als daß darüber ein Urteil gefällt werden könnte. Was wir wollten, war lediglich, die Moralprincipien festzulegen, nach denen die Gesellschaften ihren Betrieb einrichten sollten. Ob die einzelnen seither danach gehandelt haben, wird jede um besten sich selber beantworten können.

Dem Verfasser dieser Zeilen liegt auch nichts ferner, als das Verlangen, daß die Gesellschaften mit Deficit arbeiten; das würde ja die Versicherten ebenso schädigen wie die Versicherer. Aber angesichts der hohen reinen Ueberschüsse der meisten Gesellschaften, angesichts der enormen Dividenden mancher Aktienunternehmen muß die Herabsetzung des Prämientarifs möglich erscheinen. Dadurch würde das Lebensversicherungswesen einen noch größeren Aufschwung nehmen als seither, und seine Wohlthaten könnten auch den minder Bemittelten zu gute kommen. Fürchten die Fachleute, daß alsdann eine mehr oder weniger unlautere Konkurrenz Platz greife, wie sie ja heute schon von manchen Gesellschaften getrieben wird,[1]) so wäre dies ein neuer Grund, daß die gesetzgeberischen Gewalten möglichst bald eine umfassende Versicherungsgesetzgebung in Angriff nähmen. In Deutschland wird der Ruf nach einem solchen Gesetze immer lauter[2]), und es ist zu bedauern, daß es trotz Artikel 4 der Reichsverfassung mit einem diesbezüglichen Reichsgesetz noch weite Wege zu haben scheint. Im Vorübergehen sei hier noch bemerkt, daß, soll ein ersprießliches Versicherungsgesetz zu stande kommen, zu den Juristen nicht bloß Techniker des Versicherungswesens sondern auch Nationalökonomen und Theologen für die schwierigen Vorarbeiten zugezogen werden müssen. Sollten aber trotz Versicherungsgesetzes Reformen, wie sie hier vorgeschlagen werden, undurchführbar sein, so wäre dies ein weiterer Grund, das Lebensversicherungswesen zu verstaatlichen. Zu einer allumfassenden Institution wird es ohnehin erst werden, wenn es in den Händen des Staates ruht.

[1]) Vrgl. Zustand und Fortschritte der deutschen Lebensversicherungsanstalten im Jahre 1894. S. 9.

[2]) A. a. O. S. 10.

Zur Agrarfrage.

In wie weit trägt der deutsche Bauernstand selbst die Schuld an seinem Rückgang?

Von Dr. jur. Freiherr Dael von Köth-Wanscheid
Präsident des hessischen Bauernvereins.

Einleitung.

1. Bibliotheken könnte man füllen mit den Schriften, die sich eigens mit der Nothlage des deutschen Bauernstandes, mit den Ursachen dieser Nothlage und mit den Mitteln zur Beseitigung derselben befassen.

Insofern sich diese Schriften mit dem Nachweis des Vorhandenseins dieser Nothlage befassen, dürfte eine Vervollständigung derselben überflüssig sein. Zudem ist so vielfach auch in Zeitungsartikeln, in Reichs- und Landtags-Verhandlungen, Volksversammlungen, Bauern- und landwirthschaftlichen Vereinen, zum Theil mit großem Aufwand statistischen Materials die überaus gedrückte Lage des Bauernstandes so evident klar gelegt worden, daß ein Zweifel hierüber im Ernst nicht mehr erhoben werden kann.

In der That herrscht auch darüber bei den einsichtsvollen und unbefangenen Beurtheilern der bäuerlichen Verhältnisse kein Zweifel mehr. Wird doch selbst von den deutschen Regierungen, die sich am Längsten gesträubt hatten, einen bäuerlichen Nothstand einzugestehen, nunmehr dessen Vorhandensein unumwunden eingeräumt und dessen Höhe als geradezu bedenklich bezeichnet.

Es erscheint deßhalb überflüssig, sich näher mit der Untersuchung der Frage zu befassen: Befindet sich der deutsche Bauernstand in bedenklicher Nothlage? —

2. Wenn aber der deutsche Bauernstand materiell schwer

Digitized by Google

darniederliegt, ja sogar, wie man kühn behaupten darf, am Rand des Verderbens sich befindet, so liegt die Gefahr gar nahe, daß er auch sittlich immer mehr zurückgehe und eine Beute der Sozialdemokratie werde, die ja auf den Ruin des Bauernstandes mit Recht ihre größte Hoffnung setzt. Der Stufengang nach abwärts ist sehr einfach: Das Aufgehen in dem mühseligsten Ringen um das tägliche Brod führt zur Vernachlässigung der religiösen Pflichten, die Gleichgültigkeit gegen die Gebote der Religion führt zur Gottentfremdung und diese zur Gottlosigkeit, womit der moralische Ruin besiegelt ist. Es erscheint deßhalb die Erforschung der Ursachen des materiellen Niedergangs unseres Bauernstandes und der Mittel, dessen Lage zu bessern, nicht blos vom Standpunkte der Menschlichkeit, sondern auch vom Standpunkt der Moral aus als unabweisbare Pflicht eines jeden hierzu durch Kenntnisse, Erfahrung, Lebensstellung und Einfluß Berufenen, und wohl in erster Linie als Pflicht der Geistlichkeit und des Adels.

3. Die Ursachen des Rückgangs des Bauernstands lassen sich in zwei große Klassen eintheilen, in: selbstverschuldete und unverschuldete.

a) Zu den unverschuldeten Ursachen, welche wir als die schwer wiegendsten an erster Stelle aufführen, gehören namentlich:

Die elementaren Gewalten.

Die stetig steigenden öffentlichen Lasten für Zwecke des Reichs, des einzelnen Staats, der Gemeinde, der Arbeiter ꝛc. (Steuern, Militärdienst, Invaliditäts-, Unfallversicherung ꝛc.)

Die zahlreichen dem Bauernstand schädlichen oder doch verbesserungsbedürftigen Gesetze (Freizügigkeit, Unterstützungswohnsitz, Hypothekenrecht, Währschaftsrecht ꝛc.):

Die Handelsverträge.

Ererbte Schulden.

Diese unverschuldeten Ursachen seines Rückgangs kann der Bauer nur zum Theil abhalten, wohl aber vermag er, auf Aufhebung des größten Theils derselben hinzuwirken, oder doch deren Nachtheile erheblich herabzumindern.

b) Zu den verschuldeten Ursachen des bäuerlichen Rückgangs gehören insbesondere:

Die Vergnügungssucht.

Die Prozeßsucht.

Digitized by Google

Der „Bauernstolz".

Die wirthschaftliche Verschwendung theils durch falsch angebrachte Sparsamkeit, theils durch Vergeuden.

Die technischen und volkswirthschaftlichen Fehler in der landwirthschaftlichen Praxis.

Selbstverständlich können wir bei Besprechung der unverschuldeten, wie der verschuldeten Ursachen des bäuerlichen Rückgangs nur solche Ursachen im Auge haben, welche für alle oder doch ganz große bäuerliche Kreise nachtheilig wirken, nicht dagegen solche, welche den Einzelnen in Rückgang bringen können, wie Trunksucht, Müßiggang, Ungeschicklichkeit u. a.

4. Die Besprechung der Ursachen des bäuerlichen Rückgangs und der Mittel zu dessen Heilung muß, bei der eminenten Wichtigkeit des Gegenstandes, eine eingehende sein, sodaß die Behandlung aller dieser Ursachen nothwendig um Vieles den Umfang überschreiten müßte, welcher dem Verfasser zur Verfügung steht. Bei dem zu Gebot stehenden Raum können wir deßhalb nur einen Theil der Frage einer gründlichen Erörterung unterziehen.

Die Lage des deutschen Bauernstandes ist aber nachgerade eine so schlimme geworden, daß die Umsturzparteien schon mit Behagen auf sein baldiges Zusammenbrechen hoffen.

Hülfe muß deßhalb rasch geleistet werden, damit dieser Zusammenbruch abgewendet werde. Ist einmal diesem vorgebeugt, so mag das schwierige und langwierige Werk der soliden Festigung des Bauernstandes, die ihn vor einer Wiederholung der gegenwärtigen Krisis thunlichst bewahre, energisch zur Hand genommen werden.

Um aber rasch zu helfen, muß sofort praktisch eingegriffen werden und zwar selbstverständlich beim Nächstliegenden, also bei den selbstverschuldeten Ursachen des Rückgangs.

Nun ist es ja gewiß in erster Linie Sache des Bauern selbst, sich zu helfen und noch mehr, diese Selbsthülfe zu allererst an sich selbst zu üben durch Ablegung seiner eigenen Fehler verschiedenster Art.

Aber mangelhafte Selbsterkenntniß, ungenügende Erfahrung, Kenntniß und Gewandtheit, angeborene Schwerfälligkeit und der Mangel einer einflußreichen Stellung machen die Mithülfe jener Kreise nothwendig, in denen sich die Bedingungen zu einer wirkungsvollen Hülfe finden.

Digitized by Google

Es muß dies betont werden, damit die so sehr und ja auch mit so großem Recht betonte Selbsthülfe in ihrer Bedeutung nicht überschätzt werde.

Der Bauer muß vor Allem sich selbst zu helfen suchen, aber den Anstoß dazu und die richtige Durchführung müssen die hierzu berufenen Elemente in den Parlamenten, Bauern- und Raiffeisenvereinen in die Hand nehmen. Lediglich Selbsthülfe ohne Mithülfe geeigneter Männer ist erfolglos. Darum kann der Ruf nicht laut genug erschallen: Gründet und leitet Bauern- und Raiffeisenvereine. Doch hierüber ausführlicher am Schluß dieser Abhandlung.

Insofern die Selbsthülfe sich auf dem Gebiet der landwirthschaftlichen Praxis zu bethätigen hat, muß ihr begreiflich die Mithülfe auf dieses Gebiet folgen. Hieraus folgt, daß allen denjenigen, welche in dieser überaus wichtigen Hinsicht dem Bauernstand helfen wollen, ein genügendes Maß landwirthschaftlicher Kenntnisse innewohnen muß. Hieraus folgt aber auch weiter, daß, wenn die nachfolgenden Erörterungen nutzbringend sein sollen, das wiederholte Betreten des rein landwirthschaftlichen Gebietes unerläßlich ist. Sollte hieran — wenn auch wohl vereinzelt — Anstoß genommen werden, so wolle man bedenken, daß die praktische Landwirthschaft heutzutage gleichfalls zu einer „Wissenschaft" herangereift ist und zwar zu einer der wichtigsten und umfassendsten und darum auch wissenswerthesten. —

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns zur Besprechung der vom Bauernstand selbst verschuldeten Ursachen seines Rückgangs und der Mittel zur Bekämpfung dieser Ursachen. —

I. Vergnügungssucht.

Es ist schon so viel über die heutzutage grassirende Vergnügungssucht („Festwuth") geredet und geschrieben worden, daß man versucht sein könnte, jedes weitere Wort hierüber für überflüssig zu halten. Mit Unrecht! Es ist ein großer Unterschied, ob über die heutige Vergnügungssucht ein ganz allgemeines Verdammungsurtheil gesprochen, oder ob dieselbe vom Standpunkt der ländlichen Verhältnisse aus beurtheilt und eine Parallele zwischen diesen und den städtischen Verhältnissen gezogen wird.

Unstreitig hat die Vergnügungssucht überall, in Stadt und Land, in der letzten Zeit von Jahr zu Jahr zugenommen und Anzeigen für Abnahme derselben sind nirgends zu sehen. Aber zwei Grundverschiedenheiten zwischen Stadt und Land müssen hervorgehoben werden. In der Stadt hat die Vergnügungssucht jeden Stand und jedes Alter ergriffen, während auf dem Land der in reiferen Jahren stehende Taglöhner und „kleine Bauer" sich an dem eigentlichen „Festtrubel" in weit geringerer Zahl und auch dann in minder ausgelassener Weise betheiligen. Vereinzelte Ausnahmen in Persönlichkeiten und Gegenden können hierbei nicht in Betracht kommen. Auf dem Land sind es fast nur die jüngeren Leute — allerdings verheirathete, wie unverheirathete, — bemittelte, wie unbemittelte — und von den älteren Leuten die vermögenderen, vorab die „Protzen" („Manschettenbauern"), welche sich mit manchmal staunenswerther Gründlichkeit und Ausdauer an den Festlichkeiten betheiligen. Daß die Töchter der „Honoratioren" als „Festjungfrauen" und die Söhne dieser Dorfgrößen als „Festreiter" hierbei eine wichtige Rolle spielen, soll nicht unerwähnt bleiben.

Ein weiterer Unterschied zwischen Stadt und Land in Hinsicht der Vergnügungssucht besteht auch darin, daß der Städter überhaupt mehr „Wirthshausmensch" ist, als der Bauer, und gern jeden freien Nachmittag und gar Festtag zu einem „Ausflug" verwendet,

Digitized by Google

meist unter dem Vorwand nach frischer Luft, in Wirklichkeit aber wegen des Bedürfnisses nach Wirthshaus-„Luftveränderung", während der Bauer die Woche über selten das Wirthshaus besucht und im Uebrigen nur bei besonderen Gelegenheiten im Heimathsort oder in der Umgegend sich einem Extravergnügen hingibt.

So ist denn, wie wir gesehen haben, die Vergnügungssucht auf dem Land noch nicht so sehr eingerissen, wie in der Stadt. Immerhin nimmt sie auch dort mehr und mehr zu. Fort und fort entstehen allerwärts neue, zum Theil sehr zwecklose Vereine. Da nun jeder solche Verein alljährlich sein „Stiftungsfest" feiert, da ferner ein jeder eine Fahne besitzen muß — und wäre es blos, um eine „Fahnenweihe" feiern zu können —, da ferner die Nachbarorte zu allen solchen Feiern einladen und eingeladen werden und endlich eine einmalige Feier häufig nicht genügt, um das bedeutsame jeweilige Ereigniß gebührend zu würdigen, vielmehr neben der Hauptfeier auch noch eine „Vorfeier" und eine „Nachfeier" unumgänglich nothwendig scheint, so findet die Vergnügungssucht immer neue Nahrung, und unberechenbar sind die Nachtheile, welche dieselbe unausbleiblich zur Folge haben muß, wenn ihr nicht Halt geboten wird. Erfreulicherweise schränken die Behörden vielfach die Concessionen zu Tanzbelustigungen ein, oder verkürzen wenigstens deren Dauer, schreiten mit größter Strenge gegen Excesse ein, kurz, sind bestrebt, die Vergnügungssucht einzudämmen.

Auch Seitens der Geistlichkeit wird von der Kanzel herab und in Vereinsversammlungen unaufhörlich dieser Krebsschaden der heutigen Zeit bekämpft, und insbesondere lassen es sich die Bauernvereine, deren Hauptziel ja auch die sittliche Hebung des Bauernstandes ist, angelegen sein, in ihren Vereinsorganen, ihren monatlichen Versammlungen und im freundschaftlichen privaten Verkehr auf die Verderblichkeit der heutigen „Festwuth" aufmerksam zu machen und auf Besserung hinzuwirken. Möchte man dieses Thema so oft wie möglich in den Vereinsversammlungen behandeln und nicht den oft gehörten Einwand scheuen: man schmälere hierdurch den Verdienst der Gastwirthe! Denn besser ist es, der Einzelne erleidet Schaden, als die Gesammtheit. Zudem führt die heutige „Festmeierei" zweifellos zum wirthschaftlichen Ruin Vieler und dieser muß mit der Zeit auch den Wirthshäusern verhängnißvoll werden, wogegen ein weniger häufiger Wirthshausbesuch von soliden Gästen ihnen eine dauernde Einnahme sichert.

Wer vermöchte die Schäden aufzuzählen, welche nur in einer einzigen Gemeinde die heutige „Festmeierei" für deren Bewohner im Gefolge hat! Nicht die Tausende von Mark, die durch die Gurgel gejagt werden, allein sind es, die das Vermögen des Einzelnen schädigen, sondern weit größer noch ist der Schaden, den er hierdurch erleidet in Folge der Vernachlässigung seiner eigenen Gutswirthschaft, und wegen der Schädigung seiner Gesundheit, seines Credits und vor Allem seines moralischen Werths. Und daß dieser Schaden, den der Einzelne erleidet, zugleich zum Nachtheil seiner Familie und der Gesammtheit gereicht — materiell, wie moralisch — wer möchte das bestreiten?

Suchen wir deßhalb die heutige Vergnügungssucht nicht blos im Allgemeinen zu bekämpfen, sondern bemühen wir uns, auch auf den Einzelnen warnend und bessernd einzuwirken. —

Wer möchte nach Vorstehendem noch bezweifeln, daß die wirthschaftliche Lage unseres Bauernstandes eine weit, weit bessere wäre, wenn derselbe nicht so stark von der Vergnügungssucht angefressen wäre, daß er also durch letztere seinen Rückgang zum Theil selbst verschuldet?

II. Prozeßsucht.

Wohl ebenso verbreitet, wie die Vergnügungssucht, ist die Prozeßsucht in bäuerlichen Kreisen. Ueberall auf dem Land ist diese zu Haus, nur in verschieden hohem Grad. Wie gefährlich diese „Leidenschaft" — so muß dieselbe wohl bezeichnet werden — für Leib und Seele, und für den Frieden in Familie und Gemeinde werden kann, wie zahlreich die Fälle sind, in denen sie den prozeßsüchtigen Bauer an den Bettelstab gebracht hat, wie sich der Haß wegen eines verlorenen Prozesses auf Generationen hin vererbt — das Alles ist bekannt. Da aber die Prozeßsucht keineswegs vereinzelt sich beim Bauernstand findet, sondern als eine diesem Stand ganz besonders eigene Untugend betrachtet werden muß, so dürfen wir sie als eine der selbstverschuldeten Ursachen des Rückgangs des Bauernstandes mit vollem Recht betrachten.

Digitized by Google

Wie ist diesem Uebel zu steuern?

Von dem mächtigen Einfluß, welchen die Religion und ihre Diener auf eine friedfertige Gesinnung, auf Vermeidung und Beilegung von Zwistigkeiten und Prozessen auszuüben vermögen, haben wir hier nicht zu reden.

Aber noch andere Factoren gibt es, welche die Aufgabe haben und sie auch lösen können, gegen die Prozeßsucht anzukämpfen, nämlich die Bauernvereine, theils durch ihre Mitglieder, ihre Vorstände, ihre Leiter, theils durch ihre Einrichtungen. Hiervon im Einzelnen:

1. In den Bauernvereinen ist es eine der wichtigsten Aufgaben der Mitglieder, in Frieden mit einander zu leben, den gestörten Frieden wieder herzustellen und Prozesse so viel wie irgend möglich zu vermeiden. Ein solches Friedensamt haben namentlich die Vereinsvorstände zu üben und in den Vereinsorganen und Vereinsvorträgen wird gleichfalls unaufhörlich die Verwerflichkeit und Verderblichkeit des Unfriedens und Prozessens gebrandmarkt.

Halte man diese Friedensarbeit nicht für zwecklos! Aus langjähriger Erfahrung, als Leiter des hessischen Bauernvereins, kann der Verfasser bestätigen, daß durch diese versöhnende Thätigkeit die glühendsten, Jahrzehnte hindurch währenden Feindschaften zum Erlöschen gebracht, im Entstehen begriffene Zwistigkeiten und Prozesse im Keim erstickt, bereits begonnene Prozesse verglichen wurden, Neid und Mißgunst verbannt blieben, kurz, ein wahrhaft brüderliches Zusammengehen und Zusammenstehen im Bestreben nach gegenseitiger Hülfeleistung erzielt wurde, in Befolgung des Fundamentalprinzips des Bauern-Vereins: „Einer für Alle und Alle für Einen". —

2. Die rechtsbeistandliche Thätigkeit, die Vergleichsämter und Schiedsgerichte und die Rechtsschutz-Commission sind Einrichtungen der Bauernvereine, welche sich als ganz vortreffliche Mittel zur Bekämpfung der bäuerlichen Prozeßsucht bewährt haben.

Um aus unmittelbarer Erfahrung reden zu können, muß der Verfasser den verhältnißmäßig kleinen hessischen Bauernverein bei Besprechung der genannten Einrichtungen als Beispiel anführen. Von selbst versteht es sich, daß diese Einrichtungen bei den anderen weit stärkeren Bauernvereinen eben deßhalb von weit umfassenderer segensreicher Wirkung sind.

Digitized by Google

Die rechtsbeistandliche Thätigkeit.

Trotz aller Friedensliebe können Mitglieder eines Bauernvereins untereinander in Differenzen über die verschiedenartigsten Rechtsangelegenheiten kommen. Noch leichter können sich begreiflich solche Differenzen zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern einstellen. Anstatt daß nun das Mitglied sofort den Streitpunkt — sei es als Kläger, sei es als Beklagter — vor die Gerichte zur Entscheidung bringt, ist ihm die Möglichkeit gegeben, sich durch Einholen des Rathes des Rechtsbeistandes darüber zu informiren, ob es im Recht sei, oder nicht, welche Schritte es dem Gegner gegenüber oder bei den betreffenden Behörden zu thun habe, ob es klagend auftreten, beziehungsweise auf die Klage des Gegners es solle ankommen lassen u. s. w.

Derartige rechtliche Anfragen gelangen schon selbst in dem noch nicht 4000 Mitglieder zählenden hessischen Bauernverein nahezu zweitausend alljährlich an den Rechtsbeistand des Vereins, welcher dieselben ganz unentgeltlich zu beantworten hat. Diese Antwort ist für die Mitglieder entscheidend; noch nicht ein Fall ist zur Kenntniß des Verfassers gekommen, in dem ein Mitglied den Rath des Rechtsbeistandes nicht befolgt hätte, wohl aber ist demselben gar häufig freudigster Dank dafür ausgesprochen worden, daß in Folge des eingeholten Rathes ein sonst unausbleiblicher Prozeß vermieden oder ein bereits schwebender Prozeß fallen gelassen worden sei. Nachbarrechte, die ja bekanntlich auf dem Land eine unerschöpfliche Quelle von Feindschaft, Chikanen und Prozessen bilden, werden durch den Rechtsbeistand klargestellt, seinem Ausspruch unterwerfen sich die Nachbarn, die Quelle des Unfriedens wird zugeworfen und ein freundnachbarliches Verhältniß tritt an die Stelle des früheren Haders zwischen den beiden Familien.

Ist das etwa nicht eine mächtige Bekämpfung der Prozeßsucht? —

Die Vergleichsämter und Schiedsgerichte.

Es gibt nun aber begreiflich gar viele Fälle, in denen durch den Rath des Rechtsbeistandes die concrete Streitfrage nicht gelöst

Digitized by Google

werden kann, ein Austrag derselben durch die Gerichte mithin, trotz jenes Rathes, einzutreten hätte.

Auch für solche Fälle sucht der Bauernverein die Prozeßführung seiner Mitglieder vor den staatlichen Gerichten — insoweit dies überhaupt gesetzlich zulässig ist — entbehrlich zu machen.

Es treten zu diesem Zweck zunächst die aus Vereinsmitgliedern gebildeten Vergleichsämter auf Wunsch der beiden „Parteien" zusammen, denen es oft gelingt, einen Vergleich herbeizuführen. Kommt ein solcher nicht zu Stande, so ist es die Aufgabe des Vergleichsamts, die Parteien zu einem „Schiedsvertrag" zu veranlassen, d. h. zu einer schriftlichen Erklärung, daß sie die Entscheidung der Sache dem „Schiedsspruch" eines oder mehrerer von ihnen selbst zu bestimmenden Männer übertragen wollten. Der hierauf ergehende Schiedsspruch hat nach § 866 der Civilprozeß-Ordnung unter den Parteien die Wirkungen eines „rechtskräftigen gerichtlichen Urtheils", ist nur unter ganz besonderen Voraussetzungen anfechtbar und kann wie jedes rechtskräftige gerichtliche Urtheil in Vollzug gesetzt werden.

Welch' große Vortheile hat ein solches Verfahren zur Folge! Die kostspielige Prozeßführung vor den Gerichten — kostspielig an Zeit und Geld — wird hierdurch vermieden, die Entscheidung erfolgt fast in allen Fällen viel rascher, und hat sogar oft, in Folge der Eigenschaft der Schiedsrichter als ortseingesessener Standesgenossen, größere Gewähr der Richtigkeit, und vor Allem hinterläßt diese Art der Austragung der Angelegenheit auf keiner Seite das bittere Gefühl, welches jeder gerichtliche Prozeß auf jeder Seite für alle Zeiten zu hinterlassen pflegt.

Wie segensreich die vorstehend besprochenen Einrichtungen der Bauernvereine wirken, wolle man daraus ersehen, daß im hessischen Bauernverein verschiedene Ortsvereine sich befinden, deren Mitglieder sich in der Regel bei dem Rath des Rechtsbeistands beruhigen und nur äußersten Falls es zum Schiedsspruch kommen lassen. Seit langen Jahren, d. h. seit Einführung des Bauernvereins und in Folge dieser Einrichtungen ist in solchen Gemeinden kein Prozeß vor den staatlichen Gerichten mehr geführt worden! Kann es wohl eine wirksamere Bekämpfung der bäuerlichen Prozeßsucht geben?

Die Rechtsschutz-Commission

endlich hat die Aufgabe, in gewissen Fällen Prozesse von Vereinsmitgliedern unter Leitung und Aufsicht der Commission auf Kosten der Vereinskasse zu führen. Wenn ein Vereinsmitglied sich zu diesem Zweck an die Commission wendet, so prüft dieselbe die Angelegenheit. Ergibt sich bei dieser Prüfung, daß das Mitglied im Unrecht ist, so räth sie demselben dringend ab von der Verfolgung der Sache, falls ihm die Klägerrolle, und von dem Widerspruch, falls ihm die Rolle als Beklagter zufällt, und lehnt zugleich die Uebernahme der Kosten auf die Vereinskasse ab. Dieser kalte Wasserstrahl dämpft begreiflich die Streitsucht des Vereinsmitgliedes so nachdrücklich, daß es vom Prozessiren absteht.

Wenn dagegen bei der Prüfung des Falls durch die Commission sich mit großer Wahrscheinlichkeit ergibt, daß das Vereinsmitglied im Recht ist, so wird die Commission die Führung des Prozesses auf Vereinskosten in dessen Interesse um so eher beschließen, je schwerer es dem Mitglied fallen muß, die Prozeßkosten zu tragen, und je größer die Wahrscheinlichkeit ist, daß das Mitglied das Opfer eines chikanösen Prozesses werden soll.

Auf sogenannte „Bauernschinder", welche durch Drohung mit Prozeß den unerfahrenen Bauern mürbe machen oder möglichst viel aus demselben „herauspressen" wollen, wirkt der Umstand, daß die Rechtsschutz-Commission die Sache in die Hand genommen hat, meistens so abkühlend, daß sie den Bauern fernerhin in Ruhe lassen.

Sonach trägt auch die Rechtsschutz-Commission in mehrfacher Weise bei zur Bekämpfung der Prozeßsucht.

III. Bauernstolz.

Dieser dem deutschen Bauern ganz charakteristische Fehler ist in weit höherem Grad Ursache des Rückgangs unseres Bauernstandes, als gemeiniglich angenommen wird. (Von dem Bauernstolz, der sich in anderer als wirthschaftlicher Hinsicht äußert: In übergroßer, oft bis zur Unversöhnlichkeit anwachsender, Empfindlich-

Digitized by Google

keit gegen selbst die unbedeutendsten — wirklichen oder vermeintlichen — Kränkungen; in hartnäckiger Verstocktheit im Eingestehen oder gar Wiedergutmachen eigenen Unrechts und in der weitverbreiteten Ehrsucht kann hier ebensowenig die Rede sein, wie von dem echten vollberechtigten Bauernstolz.) Die Nachtheile dieser Untugend werden sich am Klarsten durch Aufführung einiger der häufigst vorkommenden und schädlichsten Aeußerungen derselben ergeben.

1. Weßhalb kauft oder pachtet der Bauer so oft Liegenschaften zu einem Preis, zu welchem sich dieselben niemals rentiren können? Weil er von dem unseligen Gedanken besessen ist: „Was der Andere kann, das kann ich auch". Neid, Mißgunst, Eifersucht stacheln ihn an, es dem Anderen im Besitz gleich- oder vorzuthun, der Urgrund dieser Leidenschaften aber ist der „Bauernstolz". Um ihm zu genügen, ist es ihm gleichgültig, wenn er sich und seinen Nachkommen eine immer drückender werdende Last aufhalst. Wer mit genügender Kenntniß der Betheiligten Versteigerungen von Liegenschaften in Eigenthum oder Pacht öfters angewohnt hat, wird die Richtigkeit des Gesagten bestätigen müssen. Wenn dieses unvernünftige Hinaufbieten nur vereinzelt vorkäme, so wäre das nicht so schlimm; aber es gibt Gegenden, wo das gegenseitige Ueberbieten fast bei jeder Versteigerung vorkommt und die Folge hiervon kann auf die Dauer nur Rückgang und endlich Ruin zahlreicher Familien sein. Der naturgemäße Verlauf ist folgender: ein Acker (beispielsweise 4 hess. Morgen = 1 Hectar), von der zuständigen und sachverständigen Behörde zu 1600 ℳ. taxirt, wird versteigert. Zum Taxationspreis angesteigert, würde er zu 4 % rentirt haben — wir citiren nach concreten Fällen — es wird jedoch der Preis auf 2400 ℳ. hinaufgetrieben. Mithin kann sich der Acker nur noch mit $^1/_3$ Prozent niedriger, also mit noch nicht 3 Prozent, rentiren. Die 800 ℳ., um welche die Taxe überschritten wurde, muß der Bauer gegen hypothekarische Sicherheit und 5%ige Verzinsung entlehnen, sodaß nach Abzug der Kosten der Acker noch kaum zu zwei Prozent rentirt, und das nur in einigermaßen guten Jahren. Da aber der Bauer bei einer so niedrigen Rente nicht bestehen, von einer Abtragung des Kapitals erst gar nicht die Rede sein kann, so sind weitere fünfprozentige Geldaufnahmen und folgeweise weiterer Rückgang unausbleiblich.

Ebenso thöricht, wenn auch allerdings nicht ebenso gefährlich, ist das Pachten zu unsinnigen, unmöglich rentablen Preisen. Wo soll's denn hinführen, wenn — wie dies oft geschieht — Aecker, die

bei 30 ℳ. jährlicher Pacht noch zu $3^1/_2$ % rentiren würden, um 50—60 ℳ. gepachtet werden?

Und da will man sich noch wundern, daß der Bauer so sehr zurückgegangen ist? Die Kaufschillings- und Hypothekenlasten sind seine drückendsten Lasten und sie ladet er sich zu einem großen Theil dadurch auf, daß er — meist aus unseliger Großmannssucht — also „Bauernstolz" — unsinnig theuer kauft oder pachtet.

Ein anderes Mittel gegen diese wahrhaft ruinöse bäuerliche Untugend, als eindringlichste Abmahnung, dürfte es wohl nicht geben, und dieses Mittel sei den verehrlichen Lesern dringend empfohlen.

2. Ist es etwas Anderes, als Bauernstolz, wenn so viele Eltern ihre Kinder zu einem Beruf ausbilden lassen, zu dem sie absolut keine Befähigung haben? Wir könnten eine große Anzahl von Familienvätern aufzählen, die sich durch das Studium ihrer Söhne gänzlich „verblutet" haben, während die Söhne, mit denen man so hoch hinaus wollte, aus Mangel an genügender Befähigung in keiner Weise die schweren finanziellen Opfer lohnten, welche der Vater für sie bringen mußte.

Haben solche Familienväter ihren Rückgang etwa nicht selbst verschuldet?

3. Bauernstolz hält den Bauern ab, bei Geldverlegenheit sich an wahre Freunde, deren beste wohl die Raiffeisen'schen Creditkassen sein dürften, zu wenden. Statt dessen sucht er Hülfe bei Wucherern und in welcher Weise sich dann der unvermeidliche Rückgang vollzieht, brauchen wir nicht zu schildern. Unzählig sind jene, welche sich aus verkehrtem Stolz, in der verkehrten Scham nämlich, wohlwollenden Menschen ihre Verlegenheit zu enthüllen, an vermeintlich verschwiegene Geldmenschen wenden und durch diese an den Bettelstab gebracht werden. —

Wir könnten noch als eine Folge des Bauernstolzes die Zähigkeit des Bauern anführen, mit welcher er beim Althergebrachten verharrt und gegen Neuerungen sich verschließt. Allein einestheils ist dieses zähe Festhalten zugleich auch wieder eine gute bäuerliche Eigenschaft, begründet in dem bedächtigen conservativen Sinn des Bauern, anderntheils ist der Bauer seit den letzten Dezennien erprobten Neuerungen weit mehr zugänglich, so daß die hier und da noch vorkommende stolze Verachtung von allem, was die Gelehrten

Digitized by Google

„ausgeheckt" haben, nicht mehr als allgemeine Ursache des bäuerlichen Niedergangs betrachtet werden kann. —

IV. Die wirthschaftliche Verschwendung. (verkehrte Sparsamkeit und Vergeudung.)

Wenn der Bauer in seiner ganzen Wirthschaft jederzeit am richtigen Ort Ausgaben machen und ebenso am richtigen Ort Ausgaben nicht machen würde, wenn er nicht statt dessen, „knauserte", anstatt eine bestimmte Ausgabe zu machen, und vergeudete, anstatt eine bestimmte Ausgabe zu unterlassen, so würde er seine Rente wesentlich erhöhen. Freilich, die da sagen: „Der Bauer lebt zu gut, drum geht er immer mehr zurück", die thun dem Bauern schweres Unrecht an. Denn von allen Ständen verdient im großen Durchschnitt kein Stand so sehr das Lob der Einfachheit und Mäßigkeit in seiner Lebenshaltung, als der Bauernstand. Dagegen ist er allerdings in seinem Wirthschaftsbetrieb in mannigfaltigster Weise ein Verschwender. Führen wir einige der häufigsten und schädlichsten Beispiele an:

1. Der Bauer ist ein Verschwender, wenn er — aus Mangel an Ueberlegung oder aus Bauernstolz — Liegenschaften zu einem Preise kauft oder pachtet, die zweifellos sich wirthschaftlich nicht genügend rentiren können — ein Fall, den wir unter „Bauernstolz" bereits besprochen haben und der leider unzählige Mal vorkommt.

2. Verschwendung ist es, wenn der Bauer seine Oekonomiegebäude in unwirthschaftlicher Weise erbaut oder reparirt — zu umfangreich im Verhältniß zum Betrieb oder luxuriös — oder wenn er umgekehrt, nothwendige Vergrößerungen, Verbesserungen oder Reparaturen unterläßt.

3. Verschwendung ist es, wenn der Bauer seinen Mist schlecht behandelt, den Pfuhl zum Hof hinauslaufen läßt, nicht fleißig alle verwendbaren Abfälle dem Composthaufen einverleibt.

4. Verschwendung ist es, wenn er die zur Instandhaltung oder Reparatur des Inventars nothwendigen Kosten nicht sofort aufwendet, da er gänzlichen Verderb riskirt, oder doch wenigstens durch die mangelhafte Gebrauchsfähigkeit solcher Gegenstände und durch die

später nöthig werdenden erhöhten Kosten pecuniären Schaden erleidet.

5. Wer die Ausgabe scheut für die Versicherung seiner Habe gegen Feuersgefahr, seines Viehes gegen Krankheiten und Verenden oder seiner Crescentien gegen Hagelschlag, geht verschwenderisch mit seinem Vermögen um.

6. Durch Anwendung des Trieurs (Getreidereinigungs- und Getreidesortirmaschine) und der Drillmaschine (Reihensäemaschine) wird der Getreidebau weit lohnender gemacht; wer also die Ausgabe scheut für derartige zweifellos profitable Instrumente, zu denen wir in erster Linie Trieur und Drillmaschine rechnen müssen, der verschwendet.

Der Trieur — um dies kurz zu erläutern — eine wesentlich verbesserte Putzmaschine, liefert tadelloses, d. h. unkrautfreies, ganz ausgewachsenes, großes und unverletztes Saatgut, also die Grundbedingung einer ertragreichen Fruchternte.

Die Drillmaschine bereitet eine Ersparniß von einem Drittheil Saatgut und liefert, neben sonstigen Vorzügen, einen sicheren und quantitativ, wie qualitativ besseren Ertrag. Aus praktischer Erfahrung sei hier angeführt: Die gedrillte Saat liefert, im Vergleich zur breitwürfigen, pro hessischer Morgen = 1/4 Hectar

einen Mehrertrag blos an Körnern:

bei Roggen im Werth von 13 ℳ.
bei Weizen im Werth von 14 ℳ.
bei Hafer im Werth von 18 ℳ.
bei Gerste im Werth von 28 ℳ.
bei Hülsenfrüchten (besonders bei Erbsen) im Werth von 40 ℳ.

Wenn also beispielsweise ein Bauersmann bei fünf hessischen Morgen Gerste — ohne Berücksichtigung des größeren Strohertrags und der besseren Qualität —

140 ℳ. durch Mehrertrag,
15 ℳ. durch Saatgutersparniß,

zusammen 155 ℳ.

gewinnt, und wenn bei diesem äußerst niedrig angenommenen Gewinn die Maschine schon nach zwei, längstens drei Saaten bezahlt, also „frei" ist, so daß die ferneren Jahrgänge durch die Maschine reinen

Digitized by Google

Ertragszuwachs von 155 M. pro Saatperiode bringen, so ist der doch gewiß ein Verschwender, der nicht so bald wie möglich eine Drillmaschine auf seiner Wirthschaft einführt.

Es sei deßhalb die schleunigste Anschaffung von Trieur und Drillmaschine dringend empfohlen! Nur ein Beispiel von vielen möchten wir anführen zum Beweis, welche Summen dadurch verschleudert werden, daß die Drillmaschine nicht allseitig angewendet wird. Nach einer officiellen im Hohenzollern'schen angestellten Berechnung ersparen dort einzelne Gemeinden jährlich 1500 Ctr. Getreide an Saatgut im Werth von 15 000 M. in Folge der Anwendung der Drillmaschine. Diese 1500 Ctr. wären bei breitwürfiger Saat zwecklos ausgesäet worden, so aber sind sie dem Bauern erhalten geblieben, konnten von ihm in der Wirthschaft verwendet oder verkauft werden und haben hierdurch den niedrigen Kaufpreis beträchtlich ausgleichen helfen.

7. Verschwendung treibt der Bauer, der zu viel Vieh hält, und es deßhalb nicht ausreichend füttern und pflegen, oder zu wenig Vieh hält, und deßhalb das nothwendige Quantum Dünger nicht produciren und das Uebermaß von Futter nicht genügend verwerthen kann.

8. Wer zu Zug- und Feldbestellung sich die kostspielige Pferdehaltung erlaubt, während bei dem Umfang seiner Wirthschaft Kühe genügen würden (meistens aus „Bauernstolz", um nicht „Kühbauer" zu heißen) — der verschwendet.

9. Verschwendung wird Jahrein Jahraus getrieben mit dem Heu, weil man es nicht binden läßt, mit dem Hafer, weil man nicht selbst ihn den Knechten zumißt, mit dem Langfutter, weil man es nicht schneidet. .

10. Um die Kleemasse zu vermehren, läßt man den Klee, namentlich den „ewigen Klee", weit über die Blüthe hinaus stehen, anstatt ihn kurz vor Beginn oder spätestens sofort bei Eintritt der Blüthe zu mähen. Der Qualitätsausfall ist weit bedeutender, als der Quantitätsgewinn, und das ist Verschwendung.

Wie endlos könnte man das Sündenregister ausdehnen, um zu zeigen, daß der Bauer in allen Zweigen seiner Wirthschaft verschwendet! Doch mögen vorstehende in zahllosen bäuerlichen Wirthschaften fort und fort sich wiederholende Beispiele genügen.

Denke man sich doch: alle vorstehend besprochenen Wirthschafts-

sünden und gerade nur sie würden in einer und derselben Wirthschaft begangen — und das trifft unzählige Mal ein — muß da nicht ganz selbstverschuldeter Weise die Rente beträchtlich sinken und müßte die Rente nicht steigen, in dem Maß als diese Fehler abgelegt würden.

Wer an Besserung der Lage des Bauernstandes mitarbeiten will, muß den Bauern unablässig auf die Fehler, die er in dieser Hinsicht begeht, aufmerksam machen, und um dies erfolgreich thun zu können, muß er seine Kenntnisse in dem ganzen Umfang des landwirthschaftlichen Gewerbes immer mehr zu erweitern streben.

11. Die technischen und volkswirthschaftlichen Fehler in der landwirthschaftlichen Praxis. Unser Bauersmann hat erfreulicher Weise im Allgemeinen sein früheres starres Festhalten an dem Althergebrachten in so weit abgelegt, daß er Neuerungen in dem weiten Gebiet der landwirthschaftlichen Praxis, wenn sich dieselben geraume Zeit hindurch als gut bewährt haben, in seiner Wirthschaft zur Anwendung zu bringen pflegt. Der Besuch von Ackerbau- und sonstigen landwirthschaftlichen Schulen, das Lesen landwirthschaftlicher Schriften, die Theilnahme an landwirthschaftlichen Versammlungen und Vereinen hat hierzu wesentlich mitgewirkt, und es bleibt die stete Aufgabe der Förderer des Bauernstandes, die Bauern unablässig auf alle Mittel hinzuweisen, durch welche sie ihre landwirthschaftlichen Kenntnisse erweitern und vertiefen können in den wahrhaft riesigen Fortschritten, welche die Landwirthschaft in den letzten Dezennien in der Bodenkunde, Chemie, Physik, Mechanik u. s. w. gemacht hat.

Immerhin werden noch unzählige Begehungs- und Unterlassungssünden schwerster Art in den einzelnen Wirthschaften sowohl, wie in ganzen Ackerbaugegenden begangen, welche auf den Ertrag den nachtheiligsten Einfluß üben. Im Nachfolgenden sollen einige der schwerwiegendsten kurz besprochen werden.

Digitized by Google

V. Technische Fehler.

1. In der Tiefcultur, bei der geeigneten Bodenbeschaffenheit, allmälig und mit vernünftigem Maßhalten ausgeführt, ist ein vortreffliches Mittel geboten zur Vergrößerung der Ackerfläche, zur Verbesserung der Ackerkrume, zur Sicherung und Erhöhung des Ertrags. Aus alter Gewohnheit wird jedoch oft blos bis zu 15 cm. gepflügt, während — wenigstens vor Winter — mit größtem Nutzen bis zu 25 cm. Tiefe und tiefer gepflügt werden könnte.

2. Die Fruchtfolge ist häufig sehr fehlerhaft insofern, als die nämliche Frucht (Halmfrucht, Kartoffeln ꝛc.) allzu oft hintereinander im nämlichen Feld gebaut wird. Selbst Hafer und Kartoffeln, welche in dieser Hinsicht sehr nachsichtig sind, bringen, wenn vier oder mehr Jahre hintereinander gebaut, einen beträchtlichen Rückschlag an Quantität und Qualität.

3. Fruchtsortenwechsel muß eintreten, wenn eine Sorte weniger rentabel ist, wie andere. So bleibt man beispielsweise in einer Gemeinde bei der althergebrachten Weizensorte, während Einführung des „nassauischen Rothweizens" weit rentabler wäre, oder man baut stets die nämliche viel ertragende aber wässerige und leicht faulende Kartoffelsorte, anstatt eine gehaltreichere, widerstandsfähigere, wenn auch quantitativ weniger ergiebige Sorte zu bauen.

4. Saatguterneuerung. Man kann ohne Schaden eine Reihe von Jahren hintereinander die nämliche Sorte Kartoffeln ꝛc. zum Saatgut für das nächste Jahr verwenden, endlich aber muß, wenn Schaden vermieden werden soll, neues Saatgut von auswärts bezogen werden.

5. Bei der Viehhaltung werden zahllose Verstöße gemacht, die sich bei dem hohen Werth des Materials, um das es sich handelt, bitter rächen müssen. Hier einige Beispiele:

Mangelhafte Bluterneuerung. Ebenso wie bei den Pflanzen (siehe 4.) zu weit gehende „Inzucht" vermieden werden muß, ist es auch bei dem Wirthschaftsvieh. Wenn bei der Nachzucht nicht öfters der Stall durch neues Blut aufgefrischt wird,

ist ein schwächlicher, zu Krankheiten und Verkalbungen disponirter Nachwuchs unausbleiblich.

Dem Jungvieh entzieht man das freie Herumlaufen in der frischen Luft; man verwendet Stiere theils in zu frühem, theils in zu spätem Alter zum Sprung; in gleich fehlerhafter Weise verfährt man beim Zulassen der Kühe; frühzeitiges Abnutzen der zu jung und verminderter Schlachtwerth der zu alt verwendeten Thiere, sowie schwächliche Kälber sind immer die Folgen; man füttert Stiere mit zu wenig Heu und gibt ihnen vielfach gar keinen Hafer, und trächtigen Kühen reicht man, anstatt mäßiger Gaben sehr nahrhaften Futters, bis zum Kalben große Mengen roher Kartoffeln, schimmliches Heu, viel nasse Rübenblätter und Biertreber — lauter Futtermittel, welche Verkalben und sogar Verenden der Kuh sehr leicht zur Folge haben können.

Ordnung in Füttern, Tränken, Ausmisten und Melken, Reinlichkeit der Thiere, des Stalles, der Milch- und sonstiger Geräthe, richtige Stalltemperatur (durchschnittlich 10 – 12° R.), Luftveränderung mit Vermeidung der Zugluft — das sind lauter Erfordernisse einer rationellen Viehhaltung, deren Nichtbeachtung unausbleiblich den Reinertrag schmälert; aber wie häufig und wie schwer wird in allem diesem gefehlt!

Bei der Schweinezucht werden die gleichen Fehler, wie die soeben erwähnten gemacht, nur sind sie bei Schweinen noch nachtheiliger, weil das Schwein von empfindlicherer Constitution ist, als das Rind; auf die Qualität der zur Nachzucht bestimmten Ferkel wird sehr oft keine Rücksicht genommen, auch werden die Ferkel meistens schon viel zu frühe abgewöhnt (es sollte dies frühestens erst im Alter von sechs Wochen geschehen!) und ihnen sofort Futtermittel gereicht: Sauermilch, Kraftfutter u. dgl., die sie erst mit sechs Monaten erhalten dürften. Die Folge davon ist, daß sie flachrippig, schiefrückig, schlecht in der Muskulatur werden, langsam wachsen und vielen Krankheiten ausgesetzt sind, welche bekanntlich bei Schweinen in den meisten Fällen zum Verenden führen. —

Wie viele Verstöße gegen eine rationelle Viehhaltung ließen sich noch aufführen, doch die aufgezählten dürften genügen, um zu zeigen, wie der Bauer selbst die Schuld daran trägt, daß die Viehzucht, der einträglichste Zweig seines Gewerbes, so sehr in ihrer Rentabilität beeinträchtigt wird.

6. Die Schutzmittel gegen die Trauben- und Kartoffel-

Digitized by Google

krankheit werden vielfach gar nicht oder doch nur ungenügend angewendet, und doch hat beispielsweise dreimaliges Bespritzen der Reben mit Bordeauxbrühe und ebenso dreimaliges Bestäuben derselben mit Kupfervitriolspecksteinmehl per Morgen einen Reinertrag von 110 M. ergeben, gegenüber den nicht so behandelten Nachbarreben.

7. Die künstlichen Dungmittel werden oft ohne jede Rücksichtnahme auf Bodenbeschaffenheit, Jahreszeit, Witterung, Pflanze u. s. w. angewendet und hierdurch deren Erfolg beeinträchtigt, ja sogar Schaden verursacht, abgesehen von der mehr oder weniger zwecklosen Geldausgabe. So ist beispielsweise Kainit für Hafer werthlos, wogegen Chilisalpeter enorme Hafererträge liefert, für Gerste wird oft Chilisalpeter in Quantitäten bis zu 2 Ctr. per Morgen gegeben und noch als Kopfdüngung, während ½ Ctr. pro Morgen, aber spätestens bei der Saat gegeben, vollauf genügt, wenn nicht Quantität und Qualität vermindert und Lagerfrucht erzielt werden soll; Chilisalpeter für Klee angewandt, ist, ebenso wie Stallmist und Jauche, die reinste Verschwendung, den theuren Chilisalpeter, kann man bei Dickwurzeln völlig ersetzen durch den kostenlosen Pfuhl — was aber gar nicht beachtet wird.

8. Selbst Stallmist und Pfuhl, die doch so überaus wichtige und auch die naturgemäßesten Dungmittel in der Wirthschaft sind, können verkehrt angewandt werden, ja sogar Nachtheil bringen. So sind dieselben, wie wir bei 7 schon erwähnten, bei Klee gänzlich zwecklos, ja sogar nachtheilig, da sie erfahrungsgemäß den im Kleefeld unliebsamen Graswuchs befördern und zudem ein schlechtes Gras hervorrufen.

9. Zu den schwersten technischen Fehlern muß auch gerechnet werden, daß es noch sehr viele Bauern gibt, welche längst erprobte landwirthschaftliche Maschinen, wie namentlich Trieur und Drillmaschinen, nicht anwenden, obschon deren oben bereits geschilderte Vortheile allerorts erprobt und anerkannt sind, auch jedem unbefangenen Beobachter einleuchten müssen.

VI. Volkswirthschaftliche Fehler.

Nachdem wir aus der ungezählten Menge von Fehlern, welche der Bauer in der landwirtschaftlichen Praxis begeht, einige besonders erhebliche technische Fehler besprochen haben, wenden wir uns zur Betrachtung von praktischen Fehlern mehr volkswirthschaftlicher Art, welche, da sie sich über ganze Länder oder doch Provinzen erstrecken, noch einschneidender sind, als die soeben besprochenen technischen Fehler vieler Einzelner.

1. Obwohl der Anbau von Korn, Weizen und Gerste bei den dermaligen Preisen kein lohnender mehr sein kann und kaum die Bestellungskosten aufbringt, entschließt man sich nicht dazu, den Bau dieser Cerealien einzuschränken. Jeder Bauersmann klagt, daß er bei den dermaligen Fruchtpreisen kaum auf seine Kosten kommt, er weiß auch, daß Aussicht auf dauernde Erhöhung der Fruchtpreise nicht vorhanden ist, wenigstens nicht vor Ablauf der Dauer des — für die Landwirthschaft geradezu ruinösen russischen Handelsvertrags. Gleichwohl verharrt man hartnäckig bei dem Halmfruchtbau in der früheren Ausdehnung.

Wie ist aber da zu rathen?

Der Bau von Korn, Weizen und Gerste ist auf unbestimmte Zeit unrentabel, ja sogar sind diese Früchte vielfach unverkäuflich, allein der Bauer kann den Fruchtbau nicht entbehren. Wer da räth, er solle den Fruchtbau aufgeben und andere Culturen einführen, dem fehlt es an Sachverstand. Der Bauer befindet sich also in der Zwangslage, daß er etwas bauen muß, was ihm wenig oder nichts einbringt. Er kann ja allerdings, und sollte es auch, den Fruchtbau einschränken und sich auf einträglichere Culturen verlegen, aber — eine erhebliche Einschränkung des Fruchtbaues ist absolut unmöglich, da er seiner nicht entbehren kann zur Ernährung von Familie und Gesinde, zum Viehfutter, zur Einstreu und Düngung,

Digitized by Google

also zu den wichtigsten Wirthschaftszwecken. Eine Lösung dieser Schwierigkeit kann nur darin gefunden werden, daß einerseits der Fruchtbau so rentabel gemacht wird, als möglich und daß andererseits derselbe zu Gunsten andrer rentableren Culturen thunlichst eingeschränkt wird.

Da nun aber unsere Bauern allerwärts in beider Hinsicht noch Vieles versäumen: sowohl in Erstrebung höherer Einnahmen aus dem Fruchtbau, als in Aufnahme rentablerer Culturen, so sind sie selbst in hohem Maß Schuld an dem Lamento über die Unrentabilität der Landwirthschaft.

Um diesen Vorwurf zu rechtfertigen, müssen wir nachweisen, einestheils, daß der Fruchtbau rentabler gemacht und anderntheils, daß und wie derselbe zu Gunsten anderer rentableren Culturen eingeschränkt werden kann.

Wie kann der Fruchtbau rentabler gemacht werden?

Um nicht zu eingehend die rein praktische landwirthschaftliche Seite dieser Frage zu behandeln, verweisen wir auf No. 6 und 7 Jahrgang 1895 der Zeitschrift „Der hessische Bauer" (Organ des hessischen Bauernvereins, Bensheim), wo wir ausführlich die obige Frage beantwortet haben. Es ist dort der Satz aufgestellt, der Fruchtbau kann lohnender gemacht werden, wenn der Bauer auf der Fläche, die ihm hierzu zur Verfügung steht, möglichst billig die höchstmöglichen Erträge an Quantität und Qualität erzielt und den bestmöglichen Absatz für die von ihm zu verkaufende Frucht hat.

Im Einzelnen ist dann ausgeführt (ein kurzes Résumé ist für den Zweck dieser Abhandlung unumgänglich geboten): möglichst billig producirt er, wenn er

a) seine selbstgezogene Frucht zur Saat verwendet und
   an Saatgut spart durch Benutzung der Drillmaschine.
b) Die höchstmöglichen Erträge nach Quantität und Qualität erzielt er:
   durch allmälige Vertiefung der Ackerkrume,
   „ Auswahl des für die einzelnen Fruchtgattungen entsprechendsten Bodens,

durch richtige Fruchtfolge,
„ richtige Vorbereitung des Bodens,
„ richtigen Düngungszustand des Bodens,
„ Saatgut bester Qualität (Trieur, Samenwechsel),
„ sorgfältige Pflege der Saat,
„ richtige Vornahme der Ernte,
„ richtige Aufbewahrung der ungedroschenen und gedroschenen Früchte.

c) Den bestmöglichen Absatz hat er durch genossenschaftlichen Verkauf (hierüber weiter unten).

An vielen dieser Anforderungen läßt es der Bauer häufig fehlen und es ist deßhalb unser obiger Vorwurf berechtigt, daß er zu einem großen Theil selbst schuld ist, an der schlechten Rente aus dem Fruchtbau.

Kann der Getreidebau zu Gunsten anderer Culturen und welcher, eingeschränkt werden?

Auch bei Behandlung dieser Frage dürfen wir uns nicht in Details praktisch landwirthschaftlicher Natur verlieren, weil wir sonst allzu ausführlich werden müßten.

Ohne Zweifel kann der Getreidebau insoweit eingeschränkt werden, aber nicht weiter, daß er für den unmittelbaren Bedarf der Wirthschaft an Brodfrucht, Futter, Streu, Dünger, Heftstroh ꝛc. ausreicht. Wer dagegen, wie es noch immer geschieht, ohne Rücksicht auf den niedrigen Preis fort und fort die gleiche Fläche mit Frucht bestellt, um möglichst viel Frucht zum Verkauf bringen zu können, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn die Rente gering ist. Eine wohlbemessene Reduction des für den Fruchtbau bestimmten Areals muß eintreten. Welche Culturen man anstatt des reducirten Fruchtbaues einführen soll, das muß sich ganz nach den lokalen Verhältnissen richten. Boden, Klima, Absatzgelegenheit, Transportverhältnisse sind hierbei in Betracht zu ziehen. Auch in dieser Hinsicht gehen die Bauern ganzer Bezirke oftmals ohne reifliche Ueberlegung vor — zu ihrem großen Schaden. So ist es vorgekommen, daß man zur Erhöhung der Rente den Fruchtbau übermäßig einschränkte, und statt dessen in forcirtem Maß den Zuckerrübenbau einführte. Allein anstatt die Rente zu erhöhen,

Digitized by Google

hat man dieselbe noch mehr verringert, in Folge des Massenangebots und der für Zuckerrüben nicht geeigneten Beschaffenheit des Bodens.

Unbedenklich kann man wohl überall den Haferbau und den Futterbau nebst der Viehzucht weiter ausdehnen. Denn der Hafer ist nicht blos die im Ertrag sicherste Halmfrucht, sondern er hat auch bei ziemlich constantem Preis das weiteste Absatzgebiet.

Was Futterbau und Viehzucht betrifft, so kann man dieselbe fast überall ausdehnen. Theorie und Praxis stimmen darin überein, daß im großen Durchschnitt vier Sechstheile der Gesammtbaufläche mit Futter und zwei Sechstheile mit den anderen Feldproducten bestellt sein sollen.

Die Viehzucht — Rindvieh wie Schweinezucht — ist unzweifelhaft heute der rentabelste Zweig der Landwirthschaft. Denn trotz des riesigen Imports von Vieh aus dem Ausland in Folge der für die deutsche Landwirthschaft tief zu beklagenden großen Einfuhrserleichterungen, finden die Produkte der Viehzucht immer noch lohnenden Absatz. Die ungezählten Millionen Mark, die dermalen noch ans Ausland bezahlt werden müssen für Vieh, welches von draußen hereingeführt wird und werden muß — sie werden uns Deutschen zu Gut kommen, wenn wir durch erhöhte Viehzucht die Concurrenz des Auslands aus dem Feld schlagen können! Sind doch allein von Amerika aus zum Absatz nach Deutschland fort und fort fünf Dampfer unterwegs mit je ca. 400 lebenden Rindern und dem Fleisch von zusammen 1000 Ochsen! Wurden doch im Jahr 1892 nicht weniger als neunhunderttausend Schweine nach Deutschland importirt!

Aber nicht blos diese riesigen Summen für eingeführtes Vieh kämen Deutschland zu Gute, sondern auch die enorm gesteigerte Verbesserung und folgeweise Fruchtbarkeit des deutschen Ackerbodens. Denn die Ausdehnung der Viehzucht müßte Ausdehnung des Futterbaues zur Folge haben, wodurch unsere Felder nicht blos geschont und von Unkraut befreit, sondern sogar einestheils durch die unerschöpfliche Stickstoffquelle der Luft, anderntheils durch die vermehrte Düngerzufuhr bereichert und hierdurch ertragsfähiger für die Früchte, namentlich für Halmfrucht, gemacht werden würden. Immerhin darf natürlich nur so weit die Viehzucht erweitert werden, daß das absolut einzuhaltende Prinzip bei Beschränkung des Fruchtbaus nicht verletzt wird. Denn vermehrtes Vieh be-

Digitized by Google

dingt begreiflicherweise zugleich vermehrten Fruchtbau für Fütterungs- und Düngerzwecke. Langsam, allmälig muß die Viehzucht erweitert werden, nur so sind alle geschilderten Vortheile derselben neben gleichzeitiger Beschränkung des Fruchtbaues zu erreichen. —

2. Der Weinbau wird auch in solchen Gegenden Deutschlands getrieben, wo er in Folge des Klimas, der Boden- und Terrainverhältnisse niemals sonderlich rentiren konnte, nunmehr aber gar in Folge der für den deutschen Weinbau höchst verhängnißvollen Handelsverträge nahezu unrentabel geworden ist. Die außerordentlich großen Aufwendungen an Zeit und Geld, welche gerade der Weinbau erfordert, sind in guten wie schlechten Jahren, bei hohen wie niedrigen Weinpreisen die gleichen und da gute Weinjahre nur äußerst selten eintreten, aber selbst in guten Jahrgängen die Weinpreise in Folge der ausländischen Konkurrenz nie mehr die frühere einigermaßen auskömmliche Höhe erreichen, so sind die Weinbauern solcher Gegenden unter allen ihren Collegen die gedrücktesten.

Kommt dann noch — und das ist in solchen Gegenden stets der Fall — die unselige „Weinschmiererei" hinzu, so ist das consumirende Publikum gleichfalls gestraft, während der Ruf der Unsolidität der dortigen Weinbauern die Weinpreise immer noch tiefer herabdrückt.

Können ja doch selbst die Rheingauer mit ihren hochfeinen Weinen nicht mehr bestehen und gehen selbst diese immer mehr zurück; um wie viel mehr muß das der Fall sein — und es ist der Fall! — bei den Weinbauern in minder begünstigten Gegenden, zumal bei der unreellen Behandlung ihrer Weincrescenz!

Solchen Gegenden kann nur völliges Aufgeben des Weinbaus und Einführen der einfachen Ackerbewirthschaftung zur Rettung dienen. —

3. Das Genossenschaftsprinzip muß noch weit allgemeiner beim deutschen Bauernstand zur Geltung gelangen. Zwar ist ja schon sehr viel geschehen durch die Creditkassen und vor Allem die Raiffeisen'schen Darlehnskassen im Interesse des Personalkredits. Auch für den Massenbezug landwirthschaftlicher Bedarfsgegenstände aller Art: Kraftfutter, künstlicher Dünger, Saatgut ꝛc. wird in ausgiebiger Weise durch Consumvereine auf genossenschaftlicher Grundlage gesorgt. Dagegen fehlt es fast noch

Digitized by Google

überall an Genossenschaften im Interesse des Realcredits und an Genossenschaften zum Zweck der Veredlung der landwirthschaftlichen Produkte („Produktionsgenossenschaften") und des Absatzes derselben („Verkaufsgenossenschaften").

Genossenschaftliche bäuerliche Hypothekenbanken, den norddeutschen „Landschaften" entsprechend, sind gewiß zu erstreben, jedoch ist deren Realisirung nicht eher zu erhoffen, als bis die unausgesetzt zu erstrebende berufsgenossenschaftliche Organisation des ganzen Bauernstandes erfolgt sein wird. Aber leider hat's bis dahin immer noch gute Wege!

Wesentlich könnte schon jetzt der Realcredit gefördert werden, wenn allerwärts eine Einrichtung getroffen würde, wie sie für die Mitglieder des hessischen Bauernvereins besteht. Danach können dieselben bei der Frankfurter Hypothekenbank unkündbare Darlehen erhalten gegen Errichtung einer ersten Hypothek, $4^1/_4$ % jährliche Zinsen und $^3/_4$ % jährliche Amortisation, vorausgesetzt, daß die Mitglieder eines Lokalbauernvereins eine Bürgschafts-Genossenschaft in Betreff dieser Darlehen gründen.

Eine solche Bürgschafts-Genossenschaft ist aber nicht erforderlich, wenn die Mitglieder einer Raiffeisen'schen (keiner anderen) Darlehenskasse angehören, welche in ihren Statuten aufgenommen hat, daß die Mitglieder solidarisch auch haftbar sind für diese durch die Frankfurter Hypothekenbank gegebenen Darlehen. Beim hessischen Bauernverein hat sich diese Art der Förderung des Realcredits bestens bewährt.

Was die Productions- und Verkaufs-Genossenschaften betrifft, so ist deren Vortheil einleuchtend. Und trotzdem ist deren Zahl noch so gering.

Je edler das Product ist, je gleichmäßiger sortirt und in je größerer Masse es zum Verkauf kommt, desto besser für den Verkäufer. Betrachten wir das an einer Obstbaugenossenschaft, wie deren mehrere innerhalb des hessischen Bauernvereins bestehen. Durch einen tüchtigen honorirten (auf Vereinskosten ausgebildeten) Baumwärter werden die für die Ortschaft geeignetsten Obstsorten bestimmt, die betreffenden Bäumchen aus bester Quelle bezogen und in durchaus regelrechter Weise gesetzt und behandelt. Der Baumwärter unterweist im Baumschnitt und sonstiger Behandlung der Bäume, unter seiner Leitung findet zum richtigen Zeitpunkt die Obsternte

statt, er sortirt das Obst nach Sorte und Qualität und unter seiner Mithülfe endlich bringt die Genossenschaft das Obst zum Massenverkauf, wobei sie stets höhere Preise erzielt, als diejenigen, welche sich der Genossenschaft nicht angeschlossen haben.

Aehnliche Verkaufsgenossenschaften sind die Winzergenossenschaften an Ahr und Mosel, die „Sechsämter Hafer-Genossenschaft" u. a.

Warum vereinigt sich der Bauer nicht in gleicher Weise überall zu derartigen Genossenschaften? Ist er, weil er das unterläßt, nicht selbst Schuld daran, daß seine Gerste auf dem Stock roth, sein Hafer dumpfig wird, seine Aepfel verfaulen? Würde nicht sofort die Unverkäuflichkeit der Frucht aufhören, wenn er überall derartige Genossenschaften gründete? O unverantwortliche Säumigkeit!

4. Es gibt aber eine noch weit wichtigere Genossenschaft, als alle genannten, eine nicht auf juristische Prinzipien aufgebaute, nicht in starre Paragraphen eingeengte und nicht lediglich materielle Zwecke verfolgende Genossenschaft, sondern eine in schrankenloser christlicher Nächstenliebe wurzelnde Vereinigung der Standes- und Leidensgenossen zum Zweck sittlicher und geistiger Hebung im Verein mit der wirthschaftlichen, und diese „Genossenschaft" ist der Bauernverein in Verbindung mit der Raiffeisen'schen Darlehenskasse.

Von allen Fehlern, die wir in Vorstehendem besprochen haben, ist keiner so schwer als der, den wir am Schluß dieser Abhandlung rügen und auf dessen Abstellung wir aufs Ernsteste drängen müssen, nämlich die Säumigkeit unseres Bauernstandes im Zusammenschließen zu christlichen Bauernvereinen in Verbindung mit Raiffeisenkassen!

Am immer mehr absterbenden Baum: „Liberalismus" hängen die von ihm gezeitigten Früchte: Kapitalismus, Manchesterthum und Sozialdemokratie — lauter geschworene Feinde eines selbstständigen, freien Bauernstandes. Der Bauer, auf sich allein angewiesen, muß im Kampf gegen diese Feinde zu Grunde gehen. Nur dadurch, daß er als fest gegliederte, geschlossene Gesammtheit in den Kampf tritt, vermag er sich zu retten.

Daß die eifrigste Thätigkeit der landwirthschaftlichen Vereine, daß die staatliche Hülfe allein nicht hinreichen, um den Bauernstand vor dem ununterbrochenen Rückgang zu bewahren, lehrt der Augenschein. Der Rückgang bis zum Rand des

Digitized by Google

Abgrundes ist erfolgt trotz aller landwirthschaftlichen Vereine, trotz aller, gewiß sehr anerkennenswerthen staatlichen Fürsorge. Ganz natürlich! Was vermögen die tüchtigsten Aerzte, die kräftigsten Medizinen, wenn die Natur des Patienten nicht mithilft?

Der kranke Bauernstand muß vor Allem sich selbst helfen! D. h. er muß Bauernvereine gründen; denn der Bauernverein ist nichts Anderes, als ein Verein zur Selbsthülfe.

Hier möchten wir die schon zu Anfang dieser Abhandlung kurz besprochene Selbsthülfe noch etwas ausführlicher behandeln.

Die christlichen Bauernvereine, von denen allein hier die Rede ist, und die ja in so erfreulicher Weise sich immer weiter in Deutschland verbreiten, die sich beispielsweise in Bayern im Zeitraum von noch nicht zwei Jahren über das ganze Königreich ausgedehnt haben, sie müssen mit aller Macht gefördert werden. Sittliche, geistige und wirthschaftliche Hebung des Bauernstandes erstreben sie, und um zu erfahren, ob dieses Streben Erfolg habe, frage man die Leiter und Mitglieder von strebsamen Bauernvereinen nach ihrem Wirken.

Sie werden des Lobes voll davon sein!

Allein der Bauer denkt nur selten daran, einen Bauernverein in seiner Gemeinde zu gründen. Alle erdenklichen, zum Theil total unnützen Vereine werden in der Gemeinde gegründet, aber an Gründung des offenbar nothwendigsten Vereins: des Bauernvereins, also eines Berufsvereins, denkt der Bauer aus eignem Antrieb selten und auch nur schwer entschließt er sich, einem bereits bestehenden Bauernverein beizutreten. Welch' schwere selbstverschuldete Ursache seines Rückgangs! Da liegt denn die Anregung zu einem solchen Verein und dessen Leitung den Männern ob, die vermöge ihres Berufs, ihrer Erfahrung und Lebensstellung aufs Genaueste die Bedürfnisse des Bauernstandes kennen, und im Stand sind, die Mittel zur Abhülfe zu erforschen und zu beschaffen. Die Aufgabe dieser Männer, vor Allem der Geistlichkeit und des Adels — welche Stände ja historisch, politisch, sozial und wirthschaftlich dem Bauernstand am nächsten stehen — ist es, durch Belehrung in Schrift und Wort, durch Schaffung wohlthätiger Einrichtungen: wie Vergleichsämter, Schiedsgerichte 2c., durch Abschluß vortheilhafter Verträge mit Feuer-, Hagel-, Viehversicherungsgesellschaften u. s. w., durch Beförderung von Consumvereinen, Verkaufs-

Digitized by Google

genossenschaften und namentlich von Raiffeisen'schen Darlehenskassen — Alles innerhalb des Bauernvereins — auf die sittliche, geistige und wirthschaftliche Hebung der Vereinsmitglieder hinzuwirken. Aufgabe solcher Männer ist es aber auch, mittelbar oder unmittelbar, mit Hülfe der gesetzgebenden Körperschaften auf eine gute Agrargesetzgebung hinzuwirken. Am Wünschenswerthesten ist natürlich, daß Führer von Bauernvereinen selbst sich in den Parlamenten befinden. Denn diese kennen durch ihre fortwährende Berührung mit dem Bauernstande, namentlich in den Vereinsversammlungen, am besten, was demselben in gesetzgeberischer Hinsicht Noth thut. Wer das Wirken der Bauernvereine längere Zeit hindurch mit Aufmerksamkeit und ohne Voreingenommenheit verfolgt hat, muß zu der Ueberzeugung kommen — und diese Ueberzeugung sei hiermit aufs Nachdrücklichste ausgesprochen —: Der christliche Bauernverein in Verbindung mit den Raiffeisen'schen Darlehenskassen ist nicht blos das nächstliegende, sondern auch das wirksamste Mittel, um den Bauernstand von den selbstverschuldeten Ursachen seines Rückgangs zu heilen und vor denselben inskünftige zu bewahren! Der christliche Bauernverein ist aber auch das naturgemäße Fundament zur berufsgenossenschaftlichen Organisation des Bauernstandes, mittelst deren die unverschuldeten Ursachen des bäuerlichen Rückgangs, insofern sie in der mangelhaften Agrargesetzgebung bestehen, dauernd beseitigt werden können. In Folge dieser durch langjährige Erfahrung gereiften tiefsten Ueberzeugung können wir nicht dringend genug wiederholt alle berufenen Freunde des Bauernstandes auffordern, schleunigst allerorts Bauernvereine, wenn irgend thunlich im Verein mit Raiffeisen'schen Darlehenskassen, zu gründen und sich derselben mit allem Eifer anzunehmen. —

Es wäre einseitig, wenn wir alles Heil für den Bauernstand einzig und allein in den Bauernvereinen und den Raiffeisen'schen Kassen ersehen wollten. Die staatliche Mithülfe ist zur Wiederaufrichtung und dauernden Festigung dieses Standes unentbehrlich. Das muß selbst der begeistertste Freund dieser beiden Vereine anerkennen. Möchten aber auch andererseits die Staatsmänner ihrem Namen Ehre machen, indem sie wahrhaft „staatsmännisch" einsähen, daß die Staatshülfe ohne Selbsthülfe nur ungenügend helfen, mithin den Bauernstand vom Untergang nicht retten kann, und daß sie deßhalb der Selbsthülfe möglichst freie Bahn lassen müssen.

Digitized by Google

Die Nothwendigkeit der Selbsthülfe darzuthun und zu energischer Ergreifung derselben anzueifern, ist der Zweck vorstehender Ausführungen. Möchte dieser Zweck in vollem Maß erreicht werden, damit sich auch für den wichtigsten aller Erwerbsstände, den Bauernstand, zum Heil unseres Vaterlandes und aller Stände, das Sprichwort als Wahrwort erweise:

„Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!

Soeben ist in unserem Verlage erschienen:

Sedes sapientiae.

Nach einer Originalzeichnung von Edw. v. Steinle.

In feinstem Lichtdruck ausgeführt, Größe des Bildes 44 : 33 ctm., des Cartons 64 : 48 ctm. und unter Passe-partout mit unterlegtem Goldrand am Bilde 74 : 66 ctm.

Wir liefern das Kunstblatt:

1. ohne Rahmen: a) auf Carton gedruckt zu Mk. 6.—, b) unter weißem Passe-partout mit unterlegtem Goldrande an dem Bilde zu Mk. 7.50.

2. mit Rahmen und Glas.*) a) in Goldbarockrahmen Nr. 582. (Leiste 5½ ctm. breit) Mk. 18.—. b) in schwarzem Polliturrahmen mit Goldstreifen Nr. 457. (Leiste 7½ ctm. breit) Mk. 19.—. c) in schwarzem oder braunem Polliturrahmen mit occidirter Goldverzierung (sehr schön) Nr. 649. (Leiste 6 ctm. breit) Mk. 20.—. d) in schwarzem Rahmen mit antiker Goldverzierung Nr. 590 (Leiste 7½ ctm. breit) Mk. 21.—. e) in breitem Goldbarockrahmen Nr. 599. (Leiste 9 ctm. breit) Mk. 22.—.

Der „Katholik" schreibt:

Als in den Tagen des Vatikanischen Concils die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit die Geister auf's tiefste bewegte, griff Edward von Steinle zum Stift, um in künstlerischer Form den Anschauungen Ausdruck zu geben, welche ihm in der schwebenden Frage als Leitsterne dienten: die Vertreter der kirchlichen Hierarchie, den Papst, die Cardinäle und Bischöfe hingegeben an die hohe Aufgabe des kirchlichen Lehramtes, selbst zuvor empfangend von der Mitwisserin der göttlichen Rathschlüsse, der demüthigen Dienerin des Herrn, von der hl. Jungfrau, welche die Kirche als Sitz der Weisheit bezeichnet und ehrt. Maria nimmt im Bilde zur linken Seite den Lehrstuhl ein und legt, vom Lichte des hl. Geistes umflossen, in ausdrucksvoller Spruchgeberde aus der Fülle des Geschauten den Kirchenfürsten die göttlichen Geheimnisse dar. Erwägend, prüfend, bewundernd, alle erhoben und durchdrungen, sitzen die vier großen Lehrer der abendländischen Kirche in geschlossener Reihe vor ihr und sinnbilden den harmonischen Wiederhall der von dem Sitze der Weisheit ausströmenden Belehrung.

Das Blatt war von Steinle seinem Freunde Johannes Janssen gewidmet: es gewann nicht nur durch die Schönheit sein Herz; es machte auch den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck auf ihn. Es blieb ihm zeitlebens theuer, und wer es je bei ihm gesehen, theilte die Bewunderung für diese geistvolle Schöpfung des Alt-

*) Alle eingerahmten Exemplare sind mit Passe-partout mit unterlegtem Goldrande versehen.

NB. **Kisten** werden extra berechnet, der Betrag hierfür aber bei franco Rücksendung wieder gestrichen.

Digitized by Google

meisters christlicher Kunst. Edward von Steinle zeigt sich hier in der That in seinen eigenartigen Vorzügen: theologisch tief in dem mystisch-didactischen Vorwurf und vollendet in der Formengebung. Die Gruppe der hl. Väter klingt scheinbar an Raphaels Disputa an, ist aber doch so ganz selbstständig, daß die Verwandtschaft nur in der schönheitsvollen Linienführung und in dem Zug der Erhabenheit zu finden ist.

Wenn nach fünfundzwanzig Jahren das Blatt nunmehr vor die Oeffentlichkeit tritt, so hat es an Bedeutung nicht verloren. Die Reihe der Steinle-Zeichnungen wird um ein köstliches Blatt vermehrt, das uns den Meister in der unveränderten Frische vorführt, ein Vorzug, welcher den letzten der „Nazarener" in besonderer Weise auszeichnete. Um seines Ursprunges und Inhaltes willen bewahrt es nicht minder seinen hohen Werth. Der trefflich gelungene Lichtdruck (Verlag von A. Fössler Nachf. in Frankfurt a. M.) empfiehlt sich daher als geeignete Zimmerzierde für den Kreis unserer Leser.

F. S. Mz.

Ferner schreiben die „Stimmen aus Maria-Laach":

Die Verlagshandlung von A. Foesser Nachfolger in Frankfurt a. M. hat eine überaus liebliche und originelle Zeichnung des Altmeisters Edward von Steinle: „Sedes sapientiae", 1869 seinem Freunde Johannes Janssen gewidmet, durch vortrefflichen Lichtdruck reproduciren lassen, die nicht nur Freunden und Verehrern der beiden ausgezeichneten Männer, des Malers wie des Historikers, willkommen sein wird, sondern sich auch zu sinnigem Schmuck für Studirzimmer und Schule eignet. Die Madonna, eine Gestalt von unbeschreiblich zarter, jungfräulicher Anmuth und Andacht, thront hier vor einem schlichten, schmucklosen Lehrstuhl, während über ihr, in Gestalt der Taube, strahlend der Heilige Geist schwebt. Vor ihr aber sitzen als demüthige Schüler die vier großen Kirchenlehrer des Abendlandes. Ambrosius schaut mit freudigem Blick auf die jugendliche Lehrerin; Augustin lauscht ihr voll Staunen; Hieronymus findet durch ihre Lehre den dunklen Text der Schrift erhellt; Gregorius der Große schaut entzückt zu dem über ihr schwebenden Heiligen Geiste. Die vier erhabenen, würdevollen Priesterfiguren, in der Tracht eines Papstes, eines Cardinals und zweier Bischöfe, diese majestätischen Typen der kirchlichen Weisheit und Wissenschaft, bilden einen wunderbaren Gegensatz zu dem kindlich-lieblichen Bilde ihrer gemeinsamen Lehrerin. Man betet unwillkürlich mit ihnen: „Sitz der Weisheit, bitte für uns!"

A. Foesser Nachfolger (P. Kreuer) Frankfurt a. M.

Heinrich VIII. und Thomas Morus.

Eine kirchen-politische Skizze

von

Hermann Opitz
Superintendent a. D.

Vitam impendere vero.

Einleitung.

Die Engländer feiern Shakespeare nicht nur als Dichter, sondern auch als Historiker, der ihnen wichtige Abschnitte ihrer Geschichte vorführt in den Königsdramen.

Die Geschichtschreiber sind Chronisten, sie begnügen sich, die Ereignisse, wie sie in der Zeit auf einander folgen, am Faden der Geschichte aufzureihen. Die Dichter sind rückwärts schauende Propheten, welche die Wendepunkte der Geschichte nach ihren Motiven harmonisch gruppiren, sie gleichsam noch einmal vor uns sich vollziehen lassen. Was ist von der geschichtlichen Treue Shakespeares zu halten? Im Prolog zu Heinrich VIII. sagt er: „Wer für sein Geld gern sieht, was wirklich vorging in der Welt, der sieht Geschichte hier. Denkt, ihr sähet in ihrer Majestät des edeln Spieles Gestalten, denkt sie hehr umwogt von Dienern, von des Volkes Meer, hierauf so rasch, wie man die Hand umdreht, in Elend ihre Macht versenkt!" Den Wechsel des Glückes, den Fall irdischer Größe hat er in diesem Drama an mehreren Beispielen drastisch geschildert.

Shakespeare ist Realhistoriker. Seine Stimme und Ehre ist die Englands. Er lebte im Zeitalter Heinrich's VIII. und Elisabeth's. Dadurch wird seine Darstellung bestimmt. Auf Heinrich VIII. trägt er die von ihm an einem Herrscher hochgeschätzten Eigenschaften des Stehens über den Parteien, des politischen Weitblickes und des Wohlwollens gegen seine vertrauten Räthe über. Das Drama Heinrich VIII. geht in eine vorausgenommene Lobrede auf Elisabeth aus.

Digitized by Google

Sein abenteuerlicher Lebensgang brachte es mit sich, daß Shakespeare den religiösen Fragen fern blieb und daß er, wie er als Theaterdichter darauf bedacht war, Jedem Etwas zu bieten, damit alle vergnügt nach Haus gingen, den Frauen ein Leichenbegängniß, den Soldaten einen Zweikampf, dem Pöbel einen derben Witz, er sich auch nicht scheut, wider den Fanatismus und die Pfaffenherrschaft zu eifern. Franz Horn, ein namhafter Commentator Shakespeare's, schreibt ihm seine eigene scharf ausgeprägte evangelische Gesinnung zu, er stempelt ihn zum Protestanten. Die Denkfreiheit des Reformationszeitalters gefällt Shakespeare. Die Askese, den Dumpfsinn des Puritanismus haßt er. Die romantische Seite des Katholicismus schätzt und benutzt er in seinen Dramen. Wir wollen den großen Geistern unsere religiöse Ueberzeugung nicht aufdrängen, ihnen nicht zumuthen, zu sein, was sie nicht sein wollen. Was wäre uns lieber, als wenn wir von ihnen rühmen könnten, daß sie Heroen des Christenthums gewesen seien, aber was nicht ist, das wollen wir nicht auf Kosten der Wahrheit ersinnen und ergänzen.

Der religiöse Freisinn Shakespeare's ist der Grund, warum er Morus nur einmal im Vorübergehen erwähnt. Die Lücke hat ausgefüllt Oscar von Redwitz in seinem Drama: Thomas Morus. Daß dieses hochpoetische Werk unbekannt geblieben, nicht einmal aufgeführt worden ist, dafür gibt es zwei Gründe. Es ist, wie nicht anders möglich, religiös gehalten. Die weltliche Unterhaltung flieht jeden religiösen Anflug, wenn er nicht wider den Fanatismus ausgebeutet werden kann. Es ist für die Aufführung zu lang. Es enthält wahrhaft Shakespeare'sche Scenen. Wo aber Shakespeare nur ein Register zieht, das treffendste, zieht Redwitz alle Register, dadurch wird das Werk überladen. Redwitz nennt sein Drama eine historische Tragödie. Historisch ist nicht nur der Rahmen, sondern auch der Inhalt. Zur Tragödie gehört ein Held. Dieser ist Morus. Der Held geräth in einen Conflikt. Morus soll sich entscheiden zwischen Windfahne und Ueberzeugung. Die Windfahne beherrscht das öffentliche Leben, die Ueberzeugung wird verfolgt. Morus bleibt seiner Ueberzeugung treu. Er siegt im Unterliegen. Der Heldentod ist nicht ein Passives, sondern eine That, das freie sich Dahingeben für eine erhabene Idee. Diese wird in das Unvergängliche verklärt dadurch, daß sie die Form zerbricht.

I. Heinrich VIII. und sein Anhang.

1. Heinrich VIII.

Die Hauptrolle in der Reformationsgeschichte Englands spielt Heinrich VIII. Aeußerlich scheint er frei, aber er ist der Sclave seiner Leidenschaft. Er meint Alles zu beherrschen, aber seine Leidenschaft leitet ihn. Das ist der Begriff des Tyrannen, als des Selbstherrschers im Dienst seiner zügellosen Willkür. In den Formen alttheologischen Wissens, in der Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl aufgewachsen, war er entschiedener Gegner der Religionsneuerungen. „Der alte Glaube ist des Volkes Fundament, worauf es einig, stark und sicher lebt, das war sein kirchenpolitisches Programm; wenn die Kirche stürzt, wankt auch der Thron, die riesigen Säulen stampfen, wenn sie brechen, der Obrigkeiten Festen in den Staub, und auf den Trümmern blutig aufgeschürzt rast Pöbelwillkür." Wir möchten wünschen, über die englische Reformationsgeschichte für die fromme Unschuld einen Schleier ausbreiten zu dürfen. Nirgends liegen die realistischen Motive klarer zu Tag, als gerade in ihr. Heinrich VIII. war nicht geneigt, von seinen Herrscherrechten Etwas aufzugeben. Im Gegentheil, er strebte seine Macht zu vergrößern. Vor Allem empfand er den Einfluß des Papstes auf das Inselreich als eine drückende Last, die er so bald als möglich abzuschütteln suchte. Er kannte die Unabhängigkeitsgelüste im englischen Volke. Diesen gab er die Richtung wider die päpstliche Weltherrschaft. Nie hat ein Fürst ergebenere Parlamente gehabt, als Heinrich VIII., da er sein Parlament zum Kampf wider den Papst aufrief. Seine Entwürfe erlangten ohne Weiteres Gesetzeskraft. Die eingezogenen Klöstergüter bekamen beiden, ihm selbst und seinem Anhang, der Bourgeoisie, wohl. Heinrich VIII. ließ den geistigen Tendenzen seines Jahrhunderts freien Lauf, er hielt sie aber in seinem beherrschenden Einfluß zusammen, er hatte nicht die Absicht, einen Schritt weiter zu gehen, als es zum Abwerfen des Papstjoches nöthig war. Kein Wort war ihm willkommener, als das von dem unbedingten Unterthanengehorsam, das von Deutschland herübertönte.

Die Reformationsgeschichte Englands beweist deutlich, daß die religiöse Frage für die Fürsten an erster Stelle die Frage der Macht ist. Sie fürchten die Uebermacht der Kirche. Haben sie diese unter sich, dann sind sie Alleinherrscher. Die Wiedervereinigung der getrennten Christen ist nicht im Sinne der Fürsten. Ihr Wahlspruch

Digitized by Google

ist: Divide et impera. So zeigte sich's in der Folgezeit auch in Deutschland. Der erste König von Preußen wies das Ansinnen Leibniz's, an seinen Unionsbestrebungen theilzunehmen, mit der Bemerkung zurück, er wolle Herr in seinem Haus und alleiniger bleiben. Die Bevorzugung der Evangelischen von Seiten der Fürsten ist nicht echt, sondern die der Unterlegenen und ihrer als Waffen gegen die noch nicht Unterlegenen. Dieselbe Stimme tönt noch jetzt in der ganzen liberalen Welt nach: Was gehen uns Luthers confessionelle Schrullen an; uns ist er ein guter Sturmbock wider Rom. Ist Rom gefallen, dann ist die Kirche gefallen, ist die Kirche gefallen, dann ist das Christenthum gefallen, das wollen sie. Heinrich VIII. betrachtete die Menschen als Werkzeuge seines Willens. Er war ein Charakter, in dem die Wollust mit der Blutgier einen geheimen Bund geschlossen hat. Es klingt frevelhaft, aber es ist nicht zu leugnen: Das Schicksal der Kirche hing in England an zwei schönen Augen. Es giebt ein Höchstes in der Religion, das, über die Verunreinigung durch Menschenhände erhaben, dem Menschenherzen unentreißbar ist. Wenn uns dies nicht schon an sich feststände, es müßte uns gewiß werden, wenn wir uns fragen, wie es gekommen ist, daß der so vielfach verletzte und im Streit der Parteien hin- und hergeworfene Glaube der Hort der Menschen geblieben ist.

2. Katharina von Aragonien.

Heinrich VIII. war zum ersten Mal verheirathet mit Katharina von Aragonien, vierten Tochter Ferdinands II., Königs von Spanien, und Isabella's von Castilien, Wittwe des ältern Bruders Heinrichs, Arthur, welcher wenige Monate nach der Heirath gestorben war, Heinrich achtzehn Jahre alt, eben zur Regierung gelangt, sie acht Jahre älter. Der Dispens des Papstes Julius II. war schon sechs Jahre vorher zur Verlobung eingegangen. Sie war eine eifrige Katholikin, mit tadelloser ernster Haltung verband sie Sanftmuth und Liebenswürdigkeit, eine treue Gattin, schwergeprüfte Mutter ihres Kindes, vor Gram verwelkt im Leid, Heinrichs lebendes Gewissen. Bereits seit 1524 munkelte man von Eheirrungen am Hof. Als sie öffentlich wurden, empfand das englische Volk als Skandal, daß die unschuldige Frau der Laune des Königs und dem Ehrgeiz des Kanzlers zum Opfer fallen sollte. Papst Clemens VII., von Heinrich bestürmt, den ertheilten Dispens und die geschlossene Ehe für un-

giltig zu erklären, zauderte. Er ernannte Wolsey und Campeggi zu seinen Bevollmächtigten, über die Scheidung zu verhandeln und nach Rom zu berichten. Sie betraten zunächst den Mittelweg, die Königin zu freier Entsagung zu bewegen. Sie weigerte sich, zurückzutreten, und trug auf rechtliche Entscheidung an. Vor der geistlichen Commission zu Blackfriars, 1529, 18. Juni, welche die Cardinäle Wolsey und Campeggi zusammengerufen hatten und vor welche der König und die Königin geladen waren, warf Katharina dem König sich zu Füßen: „Gott sei mein Zeuge! Ich war Euch stets ein treu demüthig Weib, in Eueren Willen jeder Zeit mich schickend, stets fürchtend, Abgunst möchte ich in Euch zünden, ja Eurem Blick schon fügsam, trüb oder heiter, wie er war. Wann widerstrebte ich, Herr, je Eurem Wunsch? Wann machte ich jemals ihn nicht zu dem meinigen? Wen liebte ich nicht von Euren Freunden, war er auch als mein Feind mir bekannt? Welchem meiner Freunde, der Eure Gunst verlor, bewahrte ich meine? Zeigte ich nicht gleich, daß er sie eingebüßt hatte? Bedenkt es, Herr, in solcher Fügsamkeit bin ich Euer Weib nun über zwanzig Jahre, durch Euch mit Kinderglück gesegnet. Könnt Ihr im Fortgang dieser Zeit das Kleinste mir nachweisen, was sich mit meiner Ehre und meinem Ehebund, mit meiner Liebe und Pflicht für Eure geheiligte Person nicht vertrug, dann, Herr, verstoßt mich in Gottes Namen, gebt mich des Gesetzes Strenge preis. Der König, Euer Vater, ward als ein höchst umsichtiger Fürst, als unvergleichlich an Verstand und Urtheil gerühmt. Mein Vater, Spaniens König Ferdinand, galt als einer der weisesten Regenten, die jemals dort geherrscht. Kein Zweifel gilt, daß diese aus beiden Reichen einen Rath von Weisen sich ausgewählt haben, der diesen Fall erwog und unsere Ehe dem Gesetz entsprechend fand. Hab ich als Königin des Scepters Würde je geschändet, war ich nicht ein Vorbild den Unterthanen? Was that ich, daß Du mir die Krone vom Haupte reißen willst? Tritt mich in den Staub, das Weib wird nicht klagen, die Fürstin läßt sich nicht verjagen. Ihr dürft mein Kind nicht als Bastard brandmarken. Nach seinem Recht soll es einst die Krone tragen."

Den beiden Cardinälen, Wolsey und Campeggi, die sie zum Rücktritt bewegen wollen, erwiedert sie freimüthig: „Ich habe all die Zeit als ein treues Weib gelebt, als ein Weib — ich darf dies ohne Großthun sagen —, welches nie Verdacht befleckte, ich habe meinen Gemahl mit voller Herzensneigung und nächst Gott am meisten ge-

Digitized by Google

liebt, ich war stets gehorsam, ja abergläubisch blind für ihn aus Liebe, ich vergaß mein Gebet fast um seinetwillen und werde so belohnt? Lords, das ist hart! Bringt mir eine Frau, die dem Gatten treu, kein Glück, als sein Wohlergehen, geträumt! Vor dieser Frau, wenn sie ihr Bestes that, habe ich doch noch Einen Kranz voraus: Große Geduld!"

Selbst der König, da er ihrer bereits satt ist, zollt ihr vor der Commission das Lob: „Wer sich rühmt, ein besser Weib zu haben dem glaubt nie mehr, denn Lüge ist solches Wort. Wenn süße Sanftmuth, engelgleiche Milde, wenn Frauenzucht, Gehorsam auf dem Thron und Deine edlen Gaben, sonst so fromm, wie königlich, wenn diese Zungen hätten, Dich ganz zu schildern, Du erschienest der Welt als Königin der irdischen Königinnen. Sie ist hochedeln Stammes, und dementsprechend war ihr Verhalten gegen mich."

Was aber am Schwersten in's Gewicht fällt, ihre Nebenbuhlerin, Anna Boleyn, rühmt der Verstoßenen entrüstet nach: „Hier sitzt der Dorn der peinigt: Der König, ihr Gemahl solange, sie so herzensgut, daß keine Zunge je sie zu schmähen wagte! Nein, bei meinem Leben, sie wußte nie, was Kränken heißt! Und nun, nachdem sie auf dem Thron soviel der Sonnen gesehen, in Pomp und Majestät stets wachsend, die aufzugeben tausendmal so bitter, als zu gewinnen süß ist —, nach dem Allen sie zu verstoßen —, o dies ist ein Leid, das Ungeheuer zum Mitleid rühren muß."

Sie will ihren Rang nicht lassen, sie will als Königin sterben. „Wenn ich todt bin", sagt sie zu ihrer Edelfrau, „setzt mich mit Ehren bei und bestreut mein Grab mit jungfräulichen Blumen, daß die Welt erfahre: Ich blieb ein keusches Weib zeitlebens. Stellt, bin ich balsamirt, mich zur Schau, begrabt mich, bin ich gleich nicht Königin, wie eine Königin und Königstochter!"

3. Wolsey.

Dem König zur Seite stand Sir Thomas Wolsey, Erzbischof von York, Kardinal, Legat, Lordkanzler, von ansehnlicher Gestalt staatsgewandt, unter seinen Zeitgenossen kam ihm keiner gleich an Einsicht, Einfluß und Erfolgen. Der König hatte ihn aus den Diensten seines Vaters, Heinrich VII., übernommen. Er regierte England fünfzehn Jahre in kräftiger Machtvollkommenheit ohne Parlament. Wenn er nach Rom oder sonst wohin an fremde Fürsten

Digitized by Google

schrieb, lautete der Eingang: Ego et rex meus. Auf des Königs Münzen ließ er den Cardinalshut prägen zum Zeichen, daß die geistliche Diktatur auch über das Weltliche sich erstreckte. Nach Rom sandte er unzählbares Gold, Freunde zu ködern, zur Papstwürde den Pfad sich zu pflastern. Katharina sagt ihm in's Angesicht: „Demuthvoll und mild ist Euer Mund, doch Euer Herz ist voll Dünkel, von Groll und Hochmuth, geistlichem Ehrgeiz ganz erfüllt. Rasch hob das Glück und des Königs Gunst Euch über niedere Stufen. Jetzt erhöht stützt Ihr euch auf die Gewalt!" Sie wirft ihm vor, sein persönliches Wohl und Ansehen stehe ihm höher, als sein heiliges Amt. Karl V. hatte ihm versprochen, seine Wahl zum Papst nöthigen Falles mit Gewalt der Waffen durchzusetzen. Er hatte es aber im Augenblick der Entscheidung an der rechten Energie fehlen lassen. Aus Unwillen darüber wandte Wolsey die englische Politik vom Kaiser ab zu Frankreich hinüber. Er betrieb die Scheidung des Königs von Katharina, des Kaisers Mutter-Schwester. Er wollte eine Heirath Heinrichs VIII. mit der Schwester Königs Franz I. von Frankreich, Magaretha, Herzogin von Alençon, spätern Königin von Navarra, stiften. Es war aber zu spät. Der König war bereits, 15. Oktober 1532, insgeheim mit Anna Boleyn vermählt, der Befehl zu ihrer Krönung war bereits ergangen.

Als der König auf einem unter anderen Staatsschriften ihm zugeschobenen Blatt die ungeheuren Schätze verzeichnet fand, die Wolsey durch seine Erpressungen zusammengescharrt hatte, und aus einem aufgefangenen Brief an den Papst das Doppelspiel erkannte, das er getrieben hatte, wurde er durch Parlamentsbeschluß vom 18. Oktober 1529 seiner Staatswürde entkleidet und auf seinen Bischofssitz Asherhaus (bei Hampton-Court) verbannt. Als er dort wieder zu intriguiren anfing, beschuldigte ihn die Adelspartei, die er als Emporkömmling zurückgedrängt hatte, vor dem obersten Gerichtshof, der Sternkammer in Westminsterhall, des Hochverrathes, weil er die Statutes of praemunire von 1393, gesetzliche Bestimmungen zur Einschränkung der päpstlichen Macht in England, nach dem Anfangswort so genannt, verletzt, ohne Wissen des Königs die Legatenwürde sich verschafft, die geistliche Jurisdiction über die Gebühr erweitert habe. Graf Northumberland verhaftete und verhörte ihn zu York. Auf dem Transport nach dem Tower starb er in der Abtei Leicester am 29. November 1530.

Die Königin Katharina, welche begreiflicherweise nicht wohl auf

Digitized by Google

ihn zu sprechen war und an seinem weltlichen Wandel Anstoß nahm, sagt von ihm: „Er war ein Mann von unbegrenztem Hochmuth, der sich ebenbürtig gedünkt mit Fürsten, dessen versteckter Rath das ganze Reich gefesselt. Simonie war ihm leichtes Spiel, sein Wille war Gesetz. Unwahrheit sprach er dreister Stirn und war zweideutig stets in Wort und Sinn. Er zeigte nie Mitleid, als wo er Verderben sann. So wie er einst, war sein Versprechen groß, so wie er jetzt, war die Erfüllung nichtig. Im Fleisch sündigend gab er dem Klerus ein schlechtes Beispiel." Griffith, der Marschall der Königin, tritt für ihn ein: „In Erz lebt der Menschen böses Thun, indeß wir ihre Tugenden in Wasser schreiben: Der Cardinal, obwohl von niederm Stamm, war unbedingt für hohen Ruhm geschaffen. Von seiner Wiege an zeigte er sich als leicht erfassenden und schnell gereiften Schüler, ausnehmend klug, beredt und rasch gewinnend, dem Widersacher hochmuthvoll und schroff, doch seinem Freund holdselig, wie der Sommer. Wenn er unersättlich war im Nehmen, war er königlich im Geben. Ewige Zeugen davon sind die Zwillingskinder der Gelehrtheit Ipswich (seine Vaterstadt) und Oxford. Eines fiel mit ihm und wollte nicht den Gründer überleben. Das andere, zwar noch ungereift, erglänzt so hell in Kunst und Wissen, wächst so stetig, daß nie sein Ruhm erlischt in Christenlanden."

Welche Läuterung das Unglück in seinem innern Leben hervorgebracht habe, bezeugt Shakespeare in den Worten: „Sein Sturz hat wahres Glück auf ihn gehäuft; denn jetzt, und jetzt erst, fühlte er, wer er war, und sah den Segen tiefer Demuth ein, und damit im Alter größerer Ruhm ihn schmückte, als den die Welt giebt, starb er gottesfürchtig."

Rührend ist sein Abschied von der Welt und ihrer Herrlichkeit: „Ein Lebewohl, ein langes Lebewohl all meiner Größe! Das ist des Menschen Loos: Heute sprießen ihm der Hoffnung zarte Blättchen, morgen Blüthen und hüllen ihn in dichte Farbenpracht. Am dritten Tag kommt tödtlich streng ein Frost und beißt ihm, wenn der gute sichere Mann die Größe reifend wähnt, die Wurzeln todt, sodaß er stürzt, gleich mir. Ich wagte mich, wie kecke Knaben, die auf Blasen schwimmen, manch schönen Sommer weit in's Meer des Ruhmes, ach allzuweit, bis unter mir zuletzt der aufgeblähte Stolz zerplatzt und mich ermattet, diensteigraut der wilden Fluth nun preisgiebt, die auf ewig mich verschlingt. Weg, eitler Pomp und Erdenglanz! Ich fühle, mein Herz erschließt sich einer andern Welt. O, armer Mann,

dessen Loos von Fürstengunst abhängt! Zwischen des Monarchen Huld, dem Lächeln, das wir so gierig schlürfen, und unserm Sturz liegt mehr der Qual und Angst, als jemals Kriege oder Weiber erregten. Und wenn er fällt, fällt er wie Lucifer."

Trefflich sind die Lehren, die er seinem jungen Freund und Sekretär Cromwell, der ihn nachmals auf der Ruhmesleiter fast noch überholt, giebt: „Wolsey, der vordem des Glanzes Pfad gewandelt, der alle Untiefen des Ruhmes erforscht, er fand für Dich aus seinem Schiffbruch einen Weg zur Höhe, den sichern Weg, verfehlte er gleich ihn selbst. Denke an meinen Fall und was mich stürzte! O flieh den Ehrgeiz, ich beschwöre Dich! Durch diese Sünde fielen Engel selbst, was darf der Mensch, das Ebenbild des Schöpfers, von ihr hoffen? Fliehe die Eigenliebe und liebe selbst die Herzen, die Dich hassen! Rechtschaffenheit frommt Dir mehr, als Bestechung. Trage in der Rechten stets holdseligen Frieden, dann schweigt die Bosheit. Sei gerecht und furchtlos, laß stets des Landes Ziel auch Dein Ziel sein, wie Deines Gottes und der Wahrheit Ziel! Dann fällst Du, wenn Du fällst, als seliger Märtyrer. Dem König diene treu! — Nimm ein Inventar auf all meines Gutes bis auf den letzten Pfennig! Es ist des Königs.[1]) Mein nur darf ich nennen mein Priesterkleid und gottergebenes Herz. O Cromwell, hätte ich mit halb dem Eifer Gott gedient, wie meinem König, er gäbe mich nicht im Alter nackt den Feinden preis. Fahr wohl, höfischer Glanz! Mein Hoffen wohnt fortan im Himmel ganz!"

Wolsey war ein Mann von hohen Gaben. Die Fürsten Europas suchten durch Jahresgelder, Auszeichnungen, Geschenke an ihn um die Freundschaft Englands sich zu bewerben, so die Mutter Franz I. Er war unterwürfig gegen den König, hoffährtig gegen seine Untergebenen, prunksüchtig, verschwenderisch, zumal in Prachtbauten.

Er hatte, davon zeugt sein Gespräch mit dem Herzog von Bayonne, hochfliegende Pläne: Die alte Fehde Englands mit Frankreich sollte schweigen, die deutsche Ketzerei niedergeschlagen werden. Das in Frieden geeinte Europa sollte den Halbmond zurückdrängen. Als seine Aufgabe schwebte ihm vor die Vergrößerung Englands. Er wollte das englische Königthum und das römische Papstthum unauflöslich vereinigen. Gerade das, was er wollte, stürzte ihn.

[1]) Yorkhouse (Wolsey's Bischofspalast in Westminster) mit Garten und Park kam auf diese Weise an die Krone, jetzt Whitehall genannt.

Digitized by Google

4. Anna Boleyn,

Tochter des Sir Thomas Ormond Bullen, spätern Vicomte von Rochefort, Earl von Wiltshire, mit äußerer Anmuth und außergewöhnlichen Gaben des Geistes ausgestattet zu der glänzenden Laufbahn, die so unheilvoll enden sollte. Ihr schelmisches Augenpaar war wie geschaffen, Männerherzen zu besiegen. „Wie sie zu Roß sitzt, ihr Zelter trägt so stolz die holde Last.“ Sie sang mit gefühlvollem Ausdruck, tanzte graziös. Von dem französischen Hof, der hohen Schule der Galanterie, wo sie erzogen war, 1531 nach England zurückgekehrt, wurde sie Ehrenfräulein der Königin. Zum ersten Mal sah sie Heinrich VIII., der schon zu ihrer ältern Schwester Maria ein Verhältniß gehabt hatte, auf einem Ballfest des Cardinal Wolsey: „O Schönheit, heut erst ahn' ich, was du bist.“ Von Stund an beherrscht sie ihn ganz, sogar ihre Launen gefallen ihm: „Sei wieder gut! Es soll geschehn, was Du verlangst! Nicht gleich so hitzig, Aennchen! Weg mit den Thränen! Sieh mich froh an! Das Weinen steht Dir nicht.“ Der König erhebt sie zur Markgräfin von Pembrocke mit 1000 Pfund Jahresgehalt. Das ist ihr nicht genug, sie will Königin werden. Das errathen wir aus einem Gespräch mit ihrer Hofdame: „Sie hätte ihn besser nie gekannt, den Pomp, die unglückselige Königin. Die Arme, jetzt wird sie auf's Neu' zur Fremden. Um so mehr muß Mitleid auf sie tropfen. Ich schwöre: Besser ist, dem niedern Volk entstammt und gleichgestellt zufrieden leben, als in des Kummers gleißendem Gepräng die goldene Sorgenbürde tragen. Auf Treu und Unschuld! Eine Königin möchte ich nicht sein.“ Hofdame: „Ich meiner Seele wohl selbst um den Preis der Unschuld, und auch Ihr trotz dieser Würze von Scheinheiligkeit, Ihr, die Ihr Weiberschönheit habt in Fülle, habt auch ein Weiberherz, und das war stets nach Hoheit, Reichthum, Herrschaft lüstern, Glücksgaben, die — gesteht es nur — beseligen und auch wohl, wie zimperlich Ihr thut, in Eurem Saffian-Gewissen Raum finden, wenn Ihr es ein wenig dehnt.“

Cranmer, Erzbischof von Canterbury, citirt Katharina auf einen Tag, 20. Mai 1533, nach Dunstable, 6 Meilen von Ampthill, das ihr als der Wittwe Arthur's angewiesen war. Sie leistet nicht Folge. Am 23. dess. Monats erklärt Cranmer ihre Ehe mit dem König für null und nichtig. 28. dess. Monats weiht er die Ehe des Königs

mit Anna. 1. Juli wird Anna gekrönt. 17. September wird Elisabeth geboren.

Anna Boleyn wird vorgeworfen, daß sie kokett und selbstgefällig, intriguant und rachesüchtig gewesen sei. Kokett und selbstgefällig war sie, wer aber doppelt begabt ist, an den tritt auch die Versuchung mit doppelter Gewalt heran. Intriguant und rachesüchtig war sie auch. Als dem König die Hinrichtung des Morus gemeldet wurde — er spielte gerade mit ihr Schach —, stand er auf und warf ihr einen zornigen Blick zu, indem er sich auf sein Zimmer zurückzog: „Den hast du auf deinem Gewissen." Als sie den Tod der Katharina erfuhr, gab sie ihrer Befriedigung darüber, daß sie nun die einzige Königin sei, einen unverhohlenen Ausdruck. Sie begünstigte die neue Lehre, um an's Ziel zu kommen. Aber — sie hat auch bitter gebüßt. Bei einem Lanzenspiel, das zu Greenwich gehalten wird und dem der König und die Königin zusehen, wirft sie dem Sieger Norris, ihrem Günstling, ein Tuch vom Balkon zu, womit dieser sich den Schweiß vom Gesicht trocknet. Der König bemerkt es, geräth in Wuth, schleppt die Königin vom Balkon in den Saal, den die Edelleute eilig verlassen. Hier überhäuft er sie mit den abscheulichsten Vorwürfen, beschließt seine Scheidung von ihr und ihren Tod auf Grund von Ehebruch. Der eigentliche Grund ist: Er hat schon längst sein Auge auf eine Dame der Königin, Johanna Seymour, geworfen. Anna wird verhaftet, von ihren erbittertsten Feindinnen überwacht. In die Arme ihrer Dienerinnen zusammenbrechend ruft sie: „Ich muß sterben! Katharina! — Morus! —"

5. Cromwell und Cranmer.

Anna Boleyn und dem König zur Seite stehen als Rathgeber und Ausführer ihrer Pläne, ihnen blind zu Willen, Thomas Cromwell, zuvor schon in Wolsey's Ränke eingeweiht, jetzt Reichsschatzmeister, Beisitzer des Staatsrath, Geheimsekretär des Königs, auf geradem Weg zu den höchsten Aemtern. Er gehört zu den Staatsmännern, die nicht zuletzt an sich und immer nur an das nächste Ziel denken. „Mich scheert's verteufelt wenig, was die Welt nach meinem Tode kritzeln wird. Einstweilen halte ich mich an dieses Leben und schabe von den einstigen goldenen Lettern mir schon jetzt das Gold in meinen Sack." Als Generalvikar und königlicher Visitator hat er bei der Einziehung der Klostergüter ein gutes Theil für

Digitized by Google

sich eingeheimst. Heinrich VIII. kennt ihn als einen tollkühnen und verwegenen Politiker, der immer zwischen Himmel und Hölle balancirt, doch bedient er sich seiner als Werkzeuges, weil er ihn braucht, er hat eine heimliche Scheu vor seinem Genie und seiner Thatkraft. Cromwell empfahl dem König Thomas Cranmer zum Erzbischof und Primas von England, weil, wie er spottete, ihm schwerlich Jemand einen Schlechtern recommandiren konnte.

Thomas Cranmer, Hofkaplan Anna's, glatt, kriechend, scheinheilig. Um sich dem König zu empfehlen, hat er ein Buch für seine Scheidung von Katharina geschrieben und auf Reisen in Deutschland Unterschriften dafür gesammelt. Er hat mit dem Lutherthum sich befreundet, in Nürnberg Osianders Nichte geheirathet, nach England zurückgekehrt — Cromwell hatte ihm den Rath gegeben: Was euer Herz auch glaubt, katholisch müßt ihr scheinen, reden, handeln —, um Erzbischof von Canterbury zu werden, den eifrigen Katholiken gespielt, die Ehe des Königs mit Katharina für null und nichtig erklärt und die Ehe mit Anna feierlich eingesegnet, dann auf Wunsch des Königes auch diese wieder gelöst, später bei den wiederholten Heirathen seines Gebieters und dessen Regierungshandlungen ihm dienstwilligst beigestanden.

Wie steht der König zu Cromwell und Cranmer, die in der Kirchenpolitik seine Rathgeber sind? Er spottet: „Wer von diesen beiden ist der größere Schurke? Jeder ist eine eigene Spezies, der teuflisch boshaft, jener schlangenglatt. Cromwell ist fast noch ehrlicher, er spielt mit Lust den Teufel unverhohlen, während Cranmer nicht läßt unter der Primaskutte die Spitze vom rothen Schweif wedeln sehen." Diesen nennt er einmal über das andere eine Heuchlerfratze, den obersten von allen Belialspfaffen.

Wie steht der König und sein Hof zu den Neuerungen? Er haßt sie als Absolutist, aber er bedient sich ihrer zu seinen Plänen. Er nennt die neue Kirche einen Wechselbalg. Er ruft: „Luther'sche Ketzer, frohlockt nicht zu früh, ich habe nichts mit Euch gemein, den falschen Kopf nur hau' ich ab, den Leib der Kirche laß ich unversehrt." Er hat Päpstliche und Lutheraner gleichmäßig an den Galgen spedirt.

Heinrich VIII. hat eine geringe Meinung von den Staatstheologen. Lakayen nennt er sie, niederträchtige hündische Kreaturen. „Wohl stürz ich Rom, doch einen Fußtritt geb' ich Wittenberg; ich bleibe doch defensor fidei." Wie steht die hohe Politik zu Rom und

zu Wittenberg? Sie hat Respekt vor dem „allgewaltigen" Rom, aber das neue Kirchenthum mit seinen theologischen Streitigkeiten haßt sie. Durch die Trennung von der Kirche sind die neuen Kirchengemeinschaften sogleich in ihrem Ursprung aus der Selbstständigkeit in die Abhängigkeit von den Landesregierungen hinabgesunken. Darunter hat auch das Ansehen ihrer Diener gelitten.

Es spricht nicht für die unbedingte und allseitige Anerkennung der Reformation, daß die seitdem aufgetauchten Absonderungen (Deutsch-, Altkatholiken u. A.) eher auf alle möglichen Neuerungen gesonnen haben, als daß sie in die bereits bestehenden protestantischen oder reformirten Gemeinschaften eingegangen wären, was doch das Nächste gewesen wäre.

II. Thomas Morus.

In seiner Jugend hatte er zu Oxford einen guten Grund zu den classischen Studien gelegt. Sein Vater, einer der Richter der Königsbank, zwang ihn das englische Recht zu studiren. Erst als Advokat, dann als Syndikus der Stadt London erwarb er sich durch seine ausgezeichneten Kenntnisse im vaterländischen Recht, seinen Scharfsinn, seine Gewandtheit in Entscheidung schwerer Rechtsfälle, das Vertrauen seiner Mitbürger. Leutselig stand er den Unterdrückten bei, auch der Geringste hatte Zutritt zu ihm. Niemand entließ er unberathen.

1. Sein Heim.

Aus seinen amtlichen Geschäften, später aus dem Treiben des Hoflebens und den damit verknüpften Unruhen und Reisen zog er sich, so oft und sobald er abkommen konnte, um in der Abgeschiedenheit sich zu sammeln und neugestärkt an seine Amtsgeschäfte zu gehen, in das bescheidene, aber behagliche Heim, Landhaus mit Nebengebäuden, Garten, Park und Oekonomie zurück, das er zu Chelsea an der Themse, nicht weit von der Stadt sich erbaut hatte und das er mit seiner Familie, seinen nächsten Verwandten, Weib, Sohn und Schwiegertochter, drei Töchtern und drei Schwiegersöhnen, elf Enkeln bewohnte. Der König, der ihn hier oft unangemeldet besuchte, um Staatsgeschäfte mit ihm zu berathen, hat ihn einmal belauscht: „In's Buch vertieft saßt Ihr auf der Terrasse, auf Eurem Knie ein Enkel eingeschlafen, und hinter Euch schäckerten zwei Mädchen und setzten einen Kranz von Cyanen Euch auf das Haupt und, da Ihr ruhig

Digitized by Google

weiter laſt, war das ein Kichern, daß Ihr nichts gemerkt.“ Beherzte Jungen ſprangen wild im Graſe, und rechts und links aus grünumrankten Lauben ſah'n dann und wann der Töchter und der Schwiegerſöhne zufriedene Geſichter auf den Vater und leuchteten voll liebesheiterer Ehrfurcht. Da ward es dämmerigt und das Ave klang und Knecht und Magd kam, feiernd von der Arbeit. In langen Reihen ſaß die ganze Familie um den Tiſch, Er als das Haupt des Hauſes oben an. Erſt wurde gebetet, dann aus der Bibel geleſen. Lehrreiche und erbauliche Geſpräche wechſelten mit heiterer unbefangener Unterhaltung. Das war ein ſchönes Familienleben. Kein böſes Wort fiel, alle waren in treuer Liebe verbunden. Alle fühlten ſich wohl in ihrer Pflicht.

Hier hielt er ſtets offenes Haus, übte er weitgehendes Gaſtrecht für ſeine zahlreichen Freunde aus der Nähe und aus der Ferne. Sebaldus Lupus, Doctor und Profeſſor an der Univerſität Löwen, Humaniſt, Schwärmer für das wiedererwachte Hellenenthum, beſuchte ihn einſt. Er redete ihn in lateiniſchen Diſtichen an, er brachte ihm Grüße von ſeinem Freund Erasmus, der ihn fragen läßt, ob er den claſſiſchen Studien treu geblieben. Morus antwortet: „Mich zieht's nach Hellas immer wieder, doch ſeht dieſen Aktenſtoß, die Pflicht geht vor. Es iſt mir ein unvergleichliches Vergnügen, des Homeros Völkerharfe zu lauſchen, zu ſchauen in Plato's dämmernd Morgenlicht. Schöner, von reinerm Licht umfloſſen hat der unerlöſte Geiſt nicht ſich entfaltet, als in Griechenlands Wunderblumen. Aber — jetzt iſt mir eine höhere Welt aufgegangen in dem, der von des Schickſales finſterm Druck uns befreit, den Vaternamen Gottes uns in das Herz gepflanzt hat. Nur wer ſich auf den Mittelpunkt geſtellt, auf Golgatha, vom Licht der Welt umfloſſen, verſteht die alte, wie die neue Welt, den Anderen bleibt ihr ewiger Geiſt verſchloſſen. Nur wer die aufgegangene Sonne ſchaut, ſchaut in der alten Welt des Lichtes Verhüllung. Nur der hört ihrer Sehnſucht Schmerzenslaut, der frohlockend glaubt an die Erfüllung.

„Laßt's Euch bei uns wohl ſein. Manches Werk der bildenden Kunſt wird Euer Herz ergötzen: von Meiſter Holbein wunderbare Schätze, von Quintin Meſſis ein Kleinod: Erasmus und ſein Freund Ägidius, Syndikus der Stadt Antwerpen, wie lebendig aus dem Bild heraustretend!“ 1526 kam Hans Holbein, der Jüngere, nach England, mit Empfehlungsſchreiben von Erasmus an Morus.

Dieser beherbergte ihn mehrere Jahre, unterwies ihn in englischer Sprache und Sitte. Der dankbare Künstler schmückte das Haus seines Wohlthäters mit Werken seiner Hand, schilderte ihn, seine Familie und seine Freunde. Hier lernte ihn der König kennen, ihm gefiel die lebensvolle Wahrheit seiner Bilder, er zog ihn an seinen Hof, damit war sein Glück gemacht.

„Des Abends, wenn anders ihr Freund der Musik seid, könnt ihr an Gesang und Saitenspiel Euch erfreuen. Keines von uns ist nicht in Etwas Meister. Das ist im Haus die alte Sitte, streng hatte ich darauf, da ich stets meinte: Nie kann das frohe Herz frommer jubeln, nie das betrübte verklärter trauern, Freunde können nicht trauter ihre Herzen gegen einander aufschließen, als bei Sang und Tonspiel." Wir stimmen Morus aus vollem Herzen bei: Die Musik, nicht um Ruhm zu erwerben oder nach außen zu glänzen, sondern, um ihrer selbst willen und aus reiner Liebe gepflegt, ist der gute Geist im Haus, das Universalbildungsmittel, zumal für das weibliche Gemüth. Ihre heilsame Wirkung, der ideale Glanz, den sie über das Familienleben ausbreitet, ist unschätzbar, mit Worten nicht zu beschreiben.

Neben seinem Wohnhaus hatte Morus ein Asyl für Krüppel, denen er das armselige Leben versüßt, eine große Familie, alle Tage nimmt sie zu. Keine Thür ist ihm zu niedrig, er schlüpft hinein, sucht unsern lieben Herrn.

Jeden Morgen, ehe er auf der Themse in die Stadt fährt, besucht er die nahe Kapelle, in stillem Gebet sich zu sammeln. Selbst als Lordkanzler hält er es nicht unter seiner Würde, dem Priester am Altar zu dienen.

2. Erziehung seiner Töchter.

Den höchsten Fleiß wandte Morus auf die Erziehung und Ausbildung seiner drei Töchter, vor Allem seiner ältesten und Lieblingstochter Margaretha, die an Körper und Talenten am meisten nach dem Vater gerathen war. Ihr literarischer Ruf verbreitete sich unter den Gelehrten. „Ich war, so erzählt Sebaldus Lupus, vor Kurzem zu Basel bei Erasmus. Er zeigte mir ihre Briefe. Welch zierliches Latein! Ihr Griechisch nannte er classisch. Im Cyprian wies er mir Stellen, die sie trefflich verbessert hatte." Ihre glücklichen Anlagen in der Küche, am Nähtisch, in den mechanischen Verrichtungen des Hauses unbenützt verkommen zu lassen, schien Morus unverantwortlich. Verachtend das gemeine

Digitized by Google

Vorurtheil, daß Gelehrsamkeit der weiblichen Tugend und Anmuth schade, ließ er seine geliebten Töchter durch Gonellus, einen Lehrer der humanistischen Wissenschaften, in der lateinischen und griechischen Sprache, auch in der Dialektik und Astronomie unterrichten. Ueber weibliche Erziehung äußert er sich vortrefflich: „Die größte Gefahr für das weibliche Geschlecht ist der Müßiggang und das zwecklose Umherschlendern. Vor beiden bewahrt angenehme und nützliche Beschäftigung. Ich weiß es wohl, es ist ein gefährliches Wagniß, die Frau in das Reich der Wissenschaft einzuführen. Nur allzuoft geht darüber das Weib verloren. Gelehrter Stolz entstellt ihr züchtig Bild, und all die stillen, fromm bescheidenen Pflichten der Hausfrau und der Mutter dünken gar so leicht ihr zu gewöhnlich. Unheimlich wird ihr das verborgene Haus. Nach außen trägt sie gern ihr Wissen, wo sie nur zu oft Gott und Demuth läßt und so das Leben sich und Anderen verdirbt. Wenn sie aber ihre Kräfte geübt und nützliche Kenntnisse sich erworben hat, dann wird sie auch willig des Amtes warten, zu dem Gott das Weib zunächst berufen hat: So recht als Engel für das rauhe Leben, des Glaubens und der Zucht demüthige Leuchte, des Gatten Heiligung, Zier und Rath, der Kinder Vorbild, ihre Himmelsleiter, des Hauses Ordnung und der Habe Gut, des Leidens Hilf' und Trost, des Alters Labsal, Versöhnung in der Leidenschaften Streit und fromm ergebener Frieden allezeit." „Sollte meinen Töchtern das Unglück zustoßen", so schließt er seine Betrachtung, „daß ich früh von ihnen genommen würde, haben sie Etwas gelernt, so können sie sich selbst forthelfen: Wer niedere eitle Zier liebt, muß immer fürchten, sie zu verlieren, wer Geist und Herz erhebt zur Tugend und zum Unvergänglichen, den wird Schmeichlerlob nicht überheben, Lästerrede nicht muthlos machen, der wird den Wechsel des Irdischen mit Gleichmuth ertragen."

3. Oeffentliche Laufbahn.

Als Abgeordneter vertrat Morus mit Erfolg die Rechte des Volkes gegen eine durch Wolsey befürwortete unbillige Geldforderung des Königs Heinrich VII. zur Ausstattung seiner Tochter Margaretha, spätern Königin von Schottland. 1523 wurde er vom Parlament zum Sprecher (Präsident) erwählt. Die ersten Staffeln seines Steigens in Heinrichs VIII. Gunst waren mehrere Gesandtschaften nach Frankreich und Flandern. Nach dem durch seine Geschäfts-

Digitized by Google

tüchtigkeit mitherbeigeführten Frieden zu Cambray in die Heimath zurückgekehrt, wurde er 1529, 26. Oktober, zum Lordkanzler von England ernannt, welches Amt er bis 1532, 15. Mai, gewissenhaft und uneigennützig verwaltet hat. Der König zieht ihn über seine Scheidung von Katharina anfangs nicht zu Rath, und Morus mischt sich als Laie nicht in die geistliche Angelegenheit. Inzwischen ist Cromwell unablässig bemüht, dem König die Bedenken über die Scheidung vollends auszureden. Die Gutachten, die er von den Universitäten zu Cambridge und Oxford, wie auch von denen in Italien, Frankreich und Deutschland eingeholt, hatten ihn viel Geld gekostet, lauteten aber nur zum Theil günstig. Cromwell bezeichnet als des Königs unwürdig, um die Stimmen der Pfaffen zu betteln: „Ihr habt zu gebieten, die Stimme des Volkes zu fordern. Laßt Einen Mann, in den das Volk sich vergafft, ihm in die Ohren raunen: Schwarz ist weiß, und alle Gassen schreien es wild ihm nach, denn unter Tausenden hat nur Einer Urtheil. Dann wird auch der Papst nachgeben." Das leuchtet dem König ein. In einer Unterredung mit Morus beruft er sich für die Nothwendigkeit der Scheidung auf die heilige Schrift, auf das Votum der Gelehrten, auf die Gefahr des Bürgerkrieges nach seinem Tode, wenn ein Theil des Volkes seine Tochter Maria als rechtmäßige Erbin nicht anerkennen sollte. Morus widerlegt, ebenfalls aus der heiligen Schrift und aus der kirchlichen Ueberlieferung, die Scheidungsgründe und beweist auf das Schlagendste die Gültigkeit der Ehe mit Katharina, daher auch der Papst in die Scheidung nicht willigen werde noch könne. Der König solle, so fährt er fort, zum Hort der Sitte sich ermannen, die sündige Leidenschaft niederringen, die falschen Rathgeber meiden, zur Pflicht zurückkehren. Es gelingt ihm durch seine eindringlichen Vorstellungen aus treuliebendem Unterthanenherzen den König zu rühren. Er will fortan nur an ihn sich halten, Selbstüberwindung üben. Kaum ist Morus zur Thüre hinaus, da kommt Anna, welche ihn schon lange in Verdacht hat, daß er ihren Plan hintertreibe. Sie beschwört Heinrich, den Störenfried nicht mehr vor sich zu lassen, sonst könne sie ihm nicht wieder gut sein, und — weg ist die Haltung. Nun beginnt Anna des Morus Sturz durch Cromwell und Cranmer zu betreiben.

4. Gefangenschaft.

Morus ahnt Schlimmes. Er sieht das Unheil kommen. Er hält für seine Pflicht, seine Familie darauf vorzubereiten. Er schränkt

Digitized by Google

seinen Haushalt ein, er verkauft das überflüssige Gold- und Silbergeschirr, er entläßt seine Diener bis auf zwei. Seinen Narren Patenson empfiehlt er dem ihm befreundeten Lord-Major von London. Nur seinen Amanuensis Johann Harrisius behält er.

Am 7. Februar 1534 genehmigt das Parlament das Suprematsstatut. Der König ernennt Lordkanzler Audley, Erzbischof Cranmer von Canterbury, die Herzöge Norfolk und Suffolk und seinen Geheimsekretär Cromwell als Wortführer zu der Commission, dem Clerus und den Laien den Supremateid abzunehmen.

1534, Mitte April, wird Morus als Eidverweigerer und Hochverräther in den Tower abgeführt.

Die erste und härteste Probe seiner Standhaftigkeit hat er bald nach seiner Gefangennehmung in einer Unterredung mit seiner Tochter Margaretha zu bestehen, welcher der König gestattet hatte, ihn im Tower zu besuchen, mit der bestimmten Weisung, ihn zu der Eidesleistung zu bewegen. Sie fragt ihn auf's Gewissen: „Ist's nicht möglich, daß Du irrest? Von allen Burgen seh' ich Banner fliegen, und leuchtend ist darauf der Eid zu lesen. Auf dem lauten Markt der Städte seh' ich das Volk zum Eid die Hand erheben. Ich schau' mich um in den gelehrten Schulen, und in den Hallen steht der Eid geschrieben. Ich kniee lauschend am Portal der Dome, und aus dem Heiligthum hallt der Eid. Nur Du im ganzen weiten England, ein Einziger Millionen gegenüber, Du ganz allein verweigerst diesen Eid. Die ersten und gelehrtesten Männer des Reiches, Dir an Herz und Geist verwandt, alle Deine Freunde ziehen sich von Dir zurück. Hat der König nicht Gottes Vollmacht, hat er aus anderm Recht den Eid geboten? Ihm bleibt die Rechenschaft dafür. Du übst Unrecht an dem Frieden des Reiches, wirfst die Fackel des Aufruhres in das Land auf Jahrhunderte. Du kennst das Brittenvolk, wie's an Dir hängt, rette England und sein Volk, rette uns und Dich, schwör', Vater!" — „Mein liebstes Kind, Du ratheſt mir das?" — „Zürne mir nicht, daß ich Dich liebe mit tausendfältiger Kindesliebe!" — „Was ich Dir zu sagen habe, dazu bedarf es keines Grolles, nur weniger Worte: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Nur die Sünde laß uns fliehen! Was auch mir geschieht, gelobt sei Gott für Alles. Wie lang' wird's sein, ich geh' zur ewigen Freiheit."

Die beiden Verhöre, welche am 7. Mai und am 3. Juni 1535 durch die Königliche Commission mit ihm gehalten werden

bleiben trotz Lockung und Drohung ohne Erfolg. Nicht lange vor dem Gerichtstag besucht ihn im Kerker des Königs Procurator Riche unter dem Schein der Freundschaft; wie der Ausgang bewies, um ihm Netze zu stellen: er hatte seine Unterredung mit ihm in ihrem ganzen Umfang zu den Akten des Staatsanwaltes abgegeben, aber auch dieser sollicitator regius vermochte nicht Etwas auf ihn zu bringen.

5. Der Gerichtstag.

In einem Kerker mit vergittertem Fenster liegt Morus schlafend auf seinem Lager. Sein Antlitz ist abgezehrt, der Bart lang und grau. Cromwell tritt mit Kingston, dem Lieutenant des Tower, leise herein. Er befiehlt dem Kerkermeister, der mit einem Korbe folgt: „Packt den Plunder (Bücher und Schriften) ein! Nein, wartet noch, ich will erst sehen, was er schrieb.“ Er nimmt ein Heft in die Hand: Quod mors pro fide non sit fugienda.[1]) Das war sein Zeitvertreib. Er ergreift ein anderes Heft: „Was steht auf diesem Wisch?“ ‚Erklärung der Passion.‘ ‚Sie legten Hand an Jesum‘ — so, da endigt es. Nun schnell damit in den Korb! Wie gut er schläft. Es hat ihm gewaltig zugesetzt, seitdem ich ihn nicht sah.“ Kingston: „Du lieber Gott! Es ist zum Erbarmen! Da liegt der erste Mann von England auf hartem Brett und einer Hand voll Stroh. Wachet auf! Es ist heller Tag!“ Morus fährt heftig empor: „Hört ich nicht reden? — War das ein gnadenreicher Traum! Ich war zu Rom, die Heiden schleppten mich gebunden zur Arena. Schnaubend sprang ein Panther mir auf den nackten Leib. Das Volk jauchzte wild. Ich rief jubelnd: Christus, mein Erlöser! Und sieh, die Bestie schmiegt sich in den Sand, leckt leise winselnd mir den Fuß.“ Er tritt an den Tisch: „Wo sind meine Bücher, meine Schriften? Ich schrieb bis spät nach Mitternacht. So will man diesen alten Trotzkopf brechen. Die Bücher nahmen sie mir weg, doch sieh, mein Kreuz, dies aller Bücher größtes, tiefstes Buch, vom Worte selbst mit seinem Blut geschrieben, das nie ein Menschenauge zu Ende lesen kann, dies wunderreich geheimnißvolle Buch, für das die tausend anderen ich durchforscht, daß ich dies Eine recht verstehen lernte, dich habe ich noch. O komm, laß mich dich küssen!“ Er tritt mit gefalteten Händen an das Fenster: „Gerechter Gott, was ist das für ein Zug? Ist das nicht der Prior der Carthäuser, der dort gebunden mit dem Henker geht, und in Fesseln dort der

[1]) „Den Tod für den Glauben darf man nicht fliehen.“

Digitized by Google

Bischof von ...., und dort zuletzt Reinholds, mein heiliger Freund! Sie gehen zum Tod, wie freudig sie des Pöbels Hohn ertragen, wie vom jungen Morgenlicht verklärt ihr Antlitz lacht, wie leicht ihr Schritt, als wollten sie zum frohen Feste wallen. Ehrwürdige Väter, nehmt mich mit!"

Cromwell kündigt Morus an, daß er an demselben Morgen vor dem peinlichen Gericht erscheinen soll. Morus fragt nach der Sänfte, die ihm als Lordkanzler bereit gestanden habe. Cromwell bedeutet ihn, daß er zu Fuß, in grobes Wolleutuch gehüllt, durch London's Gassen wandern wird. Er findet sich mit dem liebenswürdigsten Humor in sein Schicksal: „Die warme Luft und die Bewegung wird meinem Leib wohlthun, nachdem ich so lange im dumpfen Kerker gesessen. Doch muß ich um einen Stab bitten; auf meine Unterthanen (er deutet auf seine Beine) kann ich mich nicht mehr recht verlassen. Ich kenne einen Mann, der auf seinem Leidensweg dahingesunken ist unter seiner Last, er war viel besser, weiser, als ich, die Güte und Weisheit selbst, der Heilige, der von keiner Sünde wußte. Seitdem der Mann gestorben ist, ist alle Schmach um seinetwillen Ruhm, ist aller Tod glückselig ewig Leben, und darf ich, ohne daß ich selbst es suche, dem Mann auch nur im Kleinsten ähnlich werden, das preise ich als hohe Gnade." Morus begehrt als letzten Trost, daß sein Freund, der Bischof Fisher von Rochester, der, wie er weiß, auch im Tower einquartirt ist, ihm die Beichte abnehme. Cromwell antwortet ihm hohnlachend: „Sein Kopf steckt auf der Londonbrücke". Jetzt ist er mit der Erde fertig. Er folgt den Schergen.

Nachdem Morus 1 Jahr $2^1/_2$ Monate in schwerer Kerkerhaft gehalten worden war, wird er am 1. Juli 1535 vor den obersten Gerichtshof (die Sternkammer im Westminsterpalais), dem er kurze Zeit vorher in höchster Vollmacht und unter den Beifallsbezeugungen des ganzen Reiches vorgesessen hatte, gestellt. Unter dem Vorsitz des Lordkanzlers Thomas Audley, ihm zur Rechten der Herzog von Norfolk, zur Linken der Lordoberrichter John Fitz-James, zur Seite der Attorney, sind 9 Richter und 12 Geschworene versammelt. Es wird ihm eine lange und schwülstige Anklageschrift vorgelesen. Auf die erste Anklage, die Mißbilligung der zweiten Heirath des Königs, antwortet Morus, er habe sie dem König nie verschwiegen; das sei in so wichtiger Angelegenheit seine Pflicht gewesen. Wenn es ein Vergehen sei, dem König auf dessen Frage die Wahrheit zu

sagen, so habe er dafür in langer Kerkerhaft und durch Einziehung seiner Güter schwer gebüßt. Wider den Supremat — die zweite Anklage — habe er Etwas weder gethan noch gesagt, sondern immer und auch im Verhör darüber geschwiegen. In dem Brief an den Bischof von Rochester — dies die dritte Anklage — habe er weder den Suprematseid selbst, noch den Parlamentsbeschluß darüber erwähnt. Daß er im Verhör gesagt habe, das Suprematsstatut sei ein zweischneidiges Schwert, — die vierte Anklage —, es treffe den, der es erfülle, am Gewissen; den, der es übertrete, am Körper, so sei dies nur bedingungsweise zu verstehen und beruhe auf keiner Vereinbarung mit dem Bischof von Rochester.

Der König, dem bis zuletzt viel daran gelegen war, Morus auf seine Seite zu bringen und durch sein Beispiel auf die Menge zu wirken, schickt in die Versammlung ein Handschreiben, worin er ihm Freiheit und Wiederherstellung in den frühern Stand verheißt, wenn er dem Suprematsbeschluß beistimme. Es wird ihm vorgelesen. Er antwortet: „Ich kann nicht von Gewissenswegen." Der Lordkanzler ruft entrüstet: „Jetzt habt ihr euch als trotziger Rebell entlarvt." Die Richter und Geschworenen stimmen bei. Morus erhebt sich: „Der ich seit vierzig Jahren klaren Geistes in jedem Reich der Wissenschaft geforscht, in meines Königs hohem Rath gesessen, Traktate abgeschlossen, Recht gesprochen, ich soll auf einmal ein fanatischer Schwärmer geworden sein, der taub für Gründe, blind sich überstürzend, in kranker Leidenschaft mit zähem Starrsinn ein Trugbild des Hirns für Wahrheit hält und Freiheit, Gut und Leben, all die Pflichten, die mir als Vater und als Unterthan das göttliche Gesetz in's Herz geschrieben, hinwegwirft, Gott und die Natur verhöhnend, nur aus dem Wahn, ein Märtyrer zu werden?" Hierauf setzt er dem Gerichtshof auseinander, warum er den Supremat des Königs für nichtig halte. Der Lordkanzler unterbricht ihn: „So vermeßt Ihr Euch, Euch für frömmer und gelehrter zu halten, als Englands ganzen tugendreichen Klerus, Bischöfe, Äbte, Tausende von Priestern, alle Universitäten, den ganzen hohen Adel? Alle huldigten dem Supremat." Morus: „Ihr ereifert Euch mit Unrecht. Gegen Einen Bischof Eurer Meinung nenne ich Euch tausend andere für die meine. Gegen das Statut des Parlamentes steht mir die ganze Christenheit. Gegen Euren Glauben von nur wenig Monden setze ich volle fünfzehn Jahrhunderte. Steht im Ocean der Weltgeschichte Ein Fels unerschütterlich, so der des Bischofes zu Rom.

Digitized by Google

Er ist der Einheit Anker und der Wahrheit Hort, der Völker Schirmvogt und des Rechtes Hüter, die Leuchte edler Kunst und Wissenschaft, die auch in Englands heimisch dunkle Nacht das Licht des Evangeliums sandte, daß es zum Garten Gottes erblühte. Doch table ich Keinen, der anderer Meinung ist. Wir bedürfen alle der Gnade."

Hierauf wird das Urtheil gefällt, dessen grausiger Inhalt uns so anwidert, daß wir ihn verschweigen, das später aber in Enthauptung gemildert wurde. Nachdem der Lordkanzler es verlesen, fragt er Morus: „Habt Ihr darauf noch Etwas zu erwiedern?" — „Nur das Eine: Ich will vor meinem Tode herzlich beten, es möge zwischen mir und Euch, den blut'gen Richtern, so kommen einst, wie's zwischen Stephanus und Paulus kam. St. Paulus schrie auf Erden, daß man Stephanus steinige, und wahrte die Kleider jener, die ihn steinigten. So trug er Haß dem Bekenntniß des Stephanus, und nun sind beide voll seligen Friedens, im Herrn der Einen Wahrheit ewige Freunde. Ach, möge es so auch zwischen uns geschehen! Bewahre Euch Gott, vor Allem meinen Herrn und König! Er gebe ihm weise, treue Räthe!"

6. Das Martyrium.

Morus wird in das Gefängniß zurückgeführt. Am Tower-Quay erwartet Margaretha ihren Vater. Dort muß er vorüber kommen. Sie vernimmt von fern herannahend Getös. „Die Bürger Londons tragen ihn jauchzend auf den Armen; hat ihn mein heiß Gebet den Feinden abgerungen? Doch nein, der Lärm ist dumpf, das ist nicht Freude. Der Zug wälzt sich um die Ecke. Dort wankt er. Des Henkers Beil ist wider ihn gerichtet. Weh mir, er ist verurtheilt." Sie ringt sich durch die Gerichtsdiener und Hellebardiere: „Im Namen Jesu weg! Ich bin sein Kind." Sie stürzt Morus in die Arme: „Vater, nimm mich mit!" — „Geh ruhig heim." — „Ich laß dich nicht." — „O Kind, mach mir den letzten Gang nicht schwer!" — „O segne mich und all die Deinen!" Er legt ihr die Hand auf das Haupt und blickt zum Himmel. Seine Lippen bewegen sich im Gebet. Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Morus in der Mitte, hinter ihm der Sheriff, das Beil gegen ihn gekehrt.

Aehnliche und vielfältige Begegnungen widerfuhren ihm auch auf seinem Todesgange, wir übergehen sie aber, um nicht zu drastisch zu werden, wir bezeugen nur, daß die Seinen bis zuletzt mit ihren

herzlichen Gebeten ihn begleitet und seinen Leichnam in höchster Ehrfurcht bestattet haben.

Am 6. Juli 1535, so erzählt sein Urenkel Thomas More, der sein Leben nach den Mittheilungen seiner Vorfahren geschrieben hat, wurde er um 9 Uhr von dem Lieutenant aus dem Tower gebracht. In seinen Händen führte er ein Crucifix, seine Augen hatte er oft gegen den Himmel gerichtet. Als er bei eines frommen Weibes Hause vorbeipassirte, kam sie heraus und bot ihm einen Becher Wein an, welchen er aber ausschlug, indem er sagte, Christus habe bei seinem Leiden keinen Wein, sondern Galle und Essig getrunken. Es kam eine andere Frau und schrie ihn wegen einiger Bücher an, die sie ihm in Verwahrung gegeben, als er noch Lordkanzler gewesen, zu welcher er sagte: „Gutes Weib, habt nur eine Stunde Geduld, mittlerweile wird S. K. Majestät mich von der Sorge befreien, die ich um eure Schriften und alle anderen Dinge getragen." Noch eine andere Frau, welche, wie Einige nicht ohne Grund annehmen, von seinen Widersachern, ihn zu beschimpfen, angestiftet war, folgte ihm nach und schrie, daß er ihr groß Unrecht gethan, als er noch Lordkanzler gewesen, welcher er antwortete, daß er sich ihrer Sache noch ganz wohl erinnere und sie versichere, daß, wenn er noch jetzt das Urtheil darüber sprechen sollte, er das nicht ändern würde, was er bereits gesprochen hätte. — Als er, auf dem Gericht angekommen, anfing ein wenig zu dem Volk zu reden, welches sich in großer Menge versammelt hatte, ihn zu hören und zu sehen, wurde er von dem Sheriff daran verhindert. Deßhalb ersuchte er das Volk ganz kurz, für ihn zu beten und mit ihm zu bezeugen, daß er in dem und für den Glauben der heiligen katholischen Kirche als ein getreuer Diener Gottes und des Königs sterbe. Als er dieses gesagt, kniete er nieder und betete mit großer Andacht den Psalm Miserere. — Als ihm der Henker die Augen verbinden wollte, sprach er: „Ich will sie selbst verbinden", er that es auch sogleich mit einem Tuche, das er zu dem Ende mit sich gebracht hatte. Dann legte er sein Haupt auf den Block. Und also hielt er mit großer Munterkeit und geistlicher Freude den fatalen Hieb des Beiles aus, welcher sein Haupt nicht sobald von dem Körper getrennt, als seine Seele von den Engeln in die ewige Freude getragen war, wo ihm die Märtyrerkrone aufgesetzt worden, die niemals verwelken oder abfallen kann.

Digitized by Google

7. Charakter und Humor.

Morus war ein Mann von ungewöhnlicher Charakterstärke, von unbeugsamem Rechtssinn, von unwandelbarer Treue gegen seinen König, unabhängig im Gewissen. Er hatte mehr zu verlieren, als irgend Jemand in ganz England, weder an weltlicher Würde, noch an des Königs Gnade irgend Jemand nachstehend, doch begab er sich dessen, ja des Lebens selbst, er wollte lieber alles verlieren, als sein Gewissen verletzen, in Etwas willigen, was Gottes Wort und der Gerechtigkeit zuwiderlief. Er war auch in Bedrängniß von einer Sorglosigkeit, die nur der Seelenfriede gewährt, ein lebendiges Bild des Humors.

Hettinger in seiner Schrift: Aus Welt und Kirche, sagt vom Humor: „Kein Wort ist so unbestimmt, wird darum so häufig und mißbräuchlich angewandt, als dieses. Nichts wird öfter so genannt und nichts ist seltener, als echter gesunder Humor. Den Meisten ist eine Darstellung humoristisch, wenn sie ihre Lachmuskeln reizt. Das Komische, das Burleske, die Satyre, die Farce, die Caricatur, den Calembourg, alles das nennen sie ohne Unterschied Humor.“ Sie haben keine Idee, was für ein Großes, Urpersönliches, Weltüberwindendes in diesem Wort beschlossen liegt. Der echte Humor entsteht aus der Betrachtung der verkehrten Weltordnung, des Mißverhältnisses der Erscheinungswelt zu ihrem Wesen. Er ist der Stolz einer edlen Seele, die allen Püffen und Faustschlägen des Schicksals gegenüber auf ihren unschätzbaren Werth sich zurückzieht. Er ist der erhabene Zorn dessen, der das Elend, die Armseligkeit, die Gemeinheit, die ihn rings umgiebt, gründlich kennt und fühlt, aber nicht daran sich ergiebt, vielmehr über alle Unbill triumphirt: Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz überwältigen soll es mich nicht. „Humor ist die Eigenschaft großer Menschen, tief empfindender Seelen, er hat zur Folie eine weite, hohe Weltanschauung. Witz, Sarkasmus, Ironie haben mit dem Herzen nichts gemein, sie sind reine Verstandessache. Darum haben Shakespeare, Cervantes, hie und da auch Dante, selbst die Bibel Humor. Molière, Voltaire, Saphir haben nur Witz. (Das hat sogar Heinrich Heine in einer glücklichen Stunde erkannt: Alles wahrhaft Große witzelt nicht; das Genie, die Liebe, Wald und Meer sind ernsthaft.) Zum Humor gehört ein großes Herz, zum Witz nur eine mäßige Dosis leichter Auffassungsgabe und viel Keckheit. Witz ist das Spiel der Eitelkeit, Humor ist das gerade

Widerspiel derselben. Herausgefordert durch die Unnatur und Heuchelei der Gesellschaft macht eine hohe sittliche Natur im Humor sich Luft, der wie ein Blitz aus gewitterschweren Wolken zuckt und die von faulen Dünsten erfüllte Atmosphäre reinigt. In der Ironie versteckt sich der Scherz hinter den Ernst (der Ironische geht scheinbar auf die Meinung des Andern ein, bis zuletzt dieser selbst sich als den Gefoppten erkennt). Der Humor ist das gerade Gegentheil: der hinter dem Scherz versteckte Ernst. Er beruht auf einer erhabenen Stimmung, welche in Conflikt geräth mit der gemeinen Wirklichkeit. Im Humor liegt eine gewisse Trauer über die Unzulänglichkeit, das Ungenügen der Welt; er ist deßhalb mit der Melancholie verwandt, die, wie schon Aristoteles bemerkt hat, allen großen Seelen nachzieht, wie den Bergen die Gewitter." Man hat gefragt, ob der Satan eine wahrhaft humoristische Figur ist. Wir bestreiten es. Sein Prahlen und Renommieren endet mit einem eclatanten Fiasko, er tritt ab, wie ein schlechter Comödiant, der sich blamirt hat und der sich nicht anders aus der Verlegenheit zu ziehen weiß, als dadurch, daß er sich selbst dem Spott preisgiebt. Anders der Humor, er wirft sich nicht weg, aus der tiefsten Schmach rafft er sich auf, rettet er sein besseres Selbst. Er birgt unter rauher Schale einen süßen Kern. Davon ist uns Morus ein Abbild. Bis das Haupt fiel, blieb er der alte närrische Kauz. Am Schaffot rief er des Sheriffs Dienern: „Helft mir hinauf, für's Niedersteigen werde ich selber sorgen." Als ihn der Scharfrichter um Verzeihung bat, küßte er ihn: „Du erzeigst mir heute den größten Dienst; nur Muth! Mein Hals ist kurz, nimm dich in Acht, daß Du Dir Ehre machst!" Als der Kopf schon auf dem Block lag, hob er ihn noch einmal auf. Die Menge stutzt, sie meint: Er hat sich bekehrt. „Laßt erst den Bart in Sicherheit mich bringen, denn er hat keinen Hochverrath begangen." Da fiel der Kopf. Ist das nicht närrisch? Jedenfalls war Morus ein seltener Mann, Gott hab' ihn selig! Ehre dem Morus, ich verlang's. Honny soit, qui mal y pense.

III. **Resultate.**

1. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Christus hat, als die Pharisäer ihn drängten, sich zu entscheiden, auf die verfängliche Frage: Ist es recht, daß wir dem Kaiser Zins geben oder nicht? geantwortet: „Gebet dem Kaiser,

Digitized by Google

was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Damit hat er das weltliche Regiment als zurecht bestehend anerkannt, ihm aber das Reich Gottes, das er in seiner Person der Welt zu bringen gekommen war, als das Höhere übergeordnet. Während bei den heidnischen Völkern das Religiöse mit dem Politischen völlig eins war und darin aufging, bestand die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums darin, daß es das Religiöse von dem Politischen löste und es als eine selbstständige Macht ihm gegenüberstellte. In der Vereinigung der Religion und des Staates, worin das Eigenthümliche des Heidenthums besteht, liegt die Besiegelung des Absolutismus. Der neue Glaube erweckte das ursprüngliche religiöse Bewußtsein im Menschenherzen. Damit kam ein neues Lebenselement in die Welt, wodurch der Mensch frei, persönlich unüberwindlich wurde, wie der moderne Staat als in's Heidenthum zurückgekehrt dadurch sich erweist, daß er kein eigenberechtigtes Subject neben sich anerkennt. Das Christenthum hat den Staat umgewandelt, ihm gleichsam ein neues Stockwerk aufgesetzt. Nicht nur der Staat hat Anspruch an den Einzelnen, er gehört zunächst Gott an. Staatsomnipotenz und Immanenz gehören zusammen. Dagegen hat das Christenthum seinen Schwerpunkt im Jenseits. Der Staat ist für den Christen nicht das Höchste. Er ist nicht, wie Hegel lehrt, Selbstzweck, sodaß der Einzelne für ihn nur Mittel zu seiner Verwirklichung wäre, nur im Ganzen etwas zu bedeuten hätte. Die Individuen sind die unschätzbaren Einheiten, die im Staate ihre Bestimmung erreichen sollen. Unsern tiefsten Gehorsam schulden wir nicht den Gesetzen. Sie sind nicht für die Ewigkeit bestimmt. Sie bedürfen, wenn sie nicht drückend werden, den Menschen in seinem Fortschreiten zum Bessern nicht aufhalten sollen, der fortwährenden Erneuerung aus dem Gesetz, das nicht von den Menschen ist, sondern das Gott von seinem Wesen uns in das Herz gepflanzt hat.

Staat und Kirche sind verschiedene Sphären mit selbstständigen Aufgaben und Wirkungsweisen, aber sie sind einander nicht entgegengesetzt, sondern von Gott bestimmt, einander zu ergänzen und zu fördern. Wenn beide sind, was und wie sie sein sollen, dienen wir im Dienst des Einen auch dem Andern. Der Staat als Rechtsgemeinschaft kann nicht über das Recht hinaus. Das Recht ist äußerlich, es bezieht sich auf das Thun. Die Kirche dringt auf das Innere, sie reinigt die Gesinnung als den Quell aller guten That. Der Staat bedarf der Kirche, alle Verhältnisse mit dem

Geist der Liebe zu durchdringen. In der Liebe ist der Gegensatz von Wollen und Sollen überwunden, sie verklärt die Pflicht zur Freiheit. Der Christ gehorcht nicht allein der Obrigkeit, er liebt sie. Er hat keinen andern Herrn, als Gott, welcher auch der Herr der Obrigkeit ist. Die ersten Christen sagten: Wir fürchten Gott, nicht den Proconsul. Darin bestand ihre Bürgertugend.

2. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Dieser Wahlspruch, womit die Apostel das Evangelium in die Welt einführten, schränkt den Staat einigermaßen ein. Denn er enthält die Berufung auf die höchste Instanz, der er selbst und alles Irdische unterthan ist. Diese Berufung geschieht aber nicht in der Weise, daß der Staat dadurch in seinem Wesen verletzt wird. Wenn vielmehr das Eigenthümliche aller neuern Staatsverfassung darin besteht, daß der Einzelne mit seinem Willen dabei, das Gesetz der Ausdruck des Willens der Gesammtheit ist, dann ist jener Satz die sicherste Grundlage der Staaten, denn er schafft solche Unterthanen, die den Gesetzen um Gottes und des Gewissens willen gehorchen, Röm. XIII., 1—7. Der Christ ist frei und Herr aller Dinge, nicht in dem Sinn, daß wir thun dürfen, was uns beliebt, sondern in dem Sinn, daß wir mehr thun, als was das starre Gesetz in äußeren Geboten von uns fordert.

Christus hat uns mit dem Griffel seiner erlösenden Liebe das Gesetz in das Herz geschrieben, daß wir es aus dem eigenen Willen erfüllen. Er legt den Grund in der Gesinnung. Er erläßt uns von den Geboten nicht das Kleinste, aber er giebt uns die Kraft, sie zu vollbringen. Von uns Christen gilt: „Alles ist euer. Ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes", 1. Kor. III, 21—23. Der Glaube macht uns durch Christus durchaus frei, aber zugleich Gott zu Schuldnern in Allem. Paulus sagt: „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde", Röm. XIV, 23. Daraus folgt, daß Alles, was aus dem Glauben kommt, gut und Gott wohlgefällig ist. Das Auge des Christen ist unverwandt auf Gott gerichtet. Von ihm läßt er sich sagen Alles, was er thun soll. Wie könnte uns der zeitliche Willen eines Fürsten absolute Autorität sein? Wie könnte es eine Partei geben, so hoch geachtet, daß wir uns ihr unterordneten? Wie könnte es eine Regung des Volkswillens geben, so niedrig, daß wir nicht auch darin die Stimme Gottes erkännten? Sei nur recht stark in deinem Gott! Dann bist du auch frei in ihm. Die Tyrannenmacht bricht sich an dem in Gott gebundenen

Digitized by Google

und dadurch frei gewordenen Gewissen. (Ein freies christliches Volk bekämpft den Tyrannen im eigenen Herzen. Das ist das nachhaltigste Mittel, ihn in der Welt zu überwinden.) Die christliche Religion ist die Mutter der Freiheit und zugleich ihre letzte Zuflucht.

3. Reformation und Revolution.

Nur die Denkfaulheit ist es, welche beide zu Gegensätzen überspannt. Sie stammen aus Einer Quelle, fließen in einander über, stimmen in dem Begriff der Entwickelung überein. Diese ist das Wesenselement alles Daseienden. Ohne sie wäre alles Leben zu einem trostlosen Stillstand erstarrt. Nach der Art, wie die Entwickelung geschieht, ist zu entscheiden, ob sie als Reformation oder als Revolution zu bezeichnen ist.

Reformation und Revolution haben das mit einander gemein, daß sie eine Aenderung der öffentlichen Verhältnisse herbeiführen, sie unterscheiden sich aber durch die Art, wie sie es bewirken, die Reformation durch organische Entwickelung, die Revolution durch Gewaltausbruch. Genaue Untersuchung ergiebt aber, daß in keinem realen Fall beide, Reformation und Revolution, rein geschieden sind, daß es vielmehr nur auf das Mehr oder Minder des Einen oder des Andern ankommt, ob das Geschehende unter den Begriff der Reformation oder der Revolution zu fassen ist.

Wahrhaft segensreich ist die Gestaltung des öffentlichen Lebens, durch welche dem Bedürfniß der Aenderung oder des Fortschrittes ebenso gewissenhaft Rechnung getragen, als die Verletzung bestehender Vorrechte — jede Entwickelung geschieht im Widerspruch zu dem Bestehenden — nach Möglichkeit vermieden wird.

Es kann nicht die Aufgabe des Christenthums sein, alle Formen und Gebräuche, die jemals in der Welt bestanden haben, aufrecht zu erhalten. Christus hat niemals das Veraltete heilig gesprochen, das Hergebrachte als solches für unantastbar erklärt. Er hat gesagt: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen", Matth. V, 17. Erfüllen ist mehr, als erhalten, ist Fortbilden in dem Sinn, daß das Bestehende nicht aufgehoben, sondern zu seinem Wesen vollendet wird. Er hat gesagt: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen", Luk. XII, 42. Im Feuer ist nicht Stillstand, es ist das Lebendige, Progressive.

Es giebt Pflichten, gegen die kein Gesetz und keine menschliche Ordnung Etwas vermag. Aber glücklich zu preisen ist der Mann, der das von ihm als zeitlich oder ewig recht und heilsam Erkannte

so festhält und durchführt, daß er dabei mit dem innern Vorwurf des Unrechtes und der Gewalt am wenigsten sich befleckt. Revolutionen werden im Allgemeinen von denen gemacht, die auf der untersten Stufe der Gesellschaft stehen. Ihre Ursache, um nicht zu sagen, ihr Anlaß fällt aber beinahe immer denen zur Last, die auf den Höhen des Lebens stehen, denn sie dienen nicht, sondern sie herrschen, oft eigennützig und ohne Rücksicht auf die, deren Wohl ihnen anvertraut ist. Die Revolutionen sind weit mehr die Folgen des Widerstandes der privilegirten Klassen, die ihre Vorrechte, auch wenn sie lange hinfällig geworden sind, nicht aufgeben wollen, oder die um persönlicher Vortheile willen bestehende Wohlordnungen umstoßen, als die Schuld derer, die einen neuen Zustand herbeiführen oder die bestehende Ordnung aufrecht erhalten wollen.

Auf wessen Seite in dem vorliegenden Fall die Schuld der Irrung liegt, ob auf Seite Heinrichs VIII., der aus völlig egoistischen Gründen der Machtvergrößerung und der fleischlichen Lust sich eines kirchenpolitischen Staatsstreiches unterfing, oder auf Seite des Morus, der in echtconservativem Sinne das beschworene Recht der Kirche nicht preisgeben wollte, ist leicht zu entscheiden. Wehe dem, der durch Revolte von oben den passiven Widerstand von unten herausfordert. Gegen die Reaction unter dem Schein des Fortschrittes sollte es keine Wehr geben? Wehe dem, durch den Aergerniß kommt.

Wenn Luther in dem: Exempel, einen rechten christlichen Bischof zu wählen, vom Jahr 1542, schreibt: „Alle, die dazu thun, Leib, Gut und Ehre daraufsetzen, daß die Bisthum verstöret und der Bischöfe Regiment vertilgt werde, das sind liebe Kinder Gottes und rechte Christen, halten über Gottes Gebot und streiten wider des Teufels Ordnung. Ein jeglicher Christ soll dazu helfen mit Leib und Gut, daß ihre Tyrannei ein Ende nehme, und fröhlich thun alles, was ihnen nur zuwider ist gleich als dem Teufel selbst;" wenn er auffordert: „Greife zu, Kaiser, König, Fürsten, Herren, wer zugreifen kann. Erstlich nehme man dem Papst Rom, Romandiol, Urbin, Bononia und Alles, was er hat, denn er hat's mit Lügen und Trügen, mit Gotteslästerung und Abgötterei, darnach sollte man den Papst, Cardinäle und was seiner Abgötterei und päpstlicher Heiligkeit Gesindel ist, —. Wenn wir Diebe mit dem Strang, Mörder mit dem Schwert, Ketzer mit dem Feuer bestrafen, warum greifen wir nicht vielmehr mit allen Waffen diese Lehrer

Digitized by Google

des Verderbens an, diese Cardinäle, diese Päpste und das ganze Geschwürm des römischen Sodoma, welche die Kirche ohne Unterlaß verderben, und waschen unsere Hände in ihrem Blute?" — so fällt er unter die Kritik des Mittels oder des Werkzeuges, wodurch sich ein drohendes Strafgericht vollzieht, das aber selbst für seine Person nicht entschuldbar ist. Wenn dagegen Morus unter Vermeidung jedes Anstoßes seinem Gewissen nicht untreu wird und dafür den Martyrertod erduldet, so erscheint uns das als eine reine, fleckenlose Entwickelung, so sagen wir: Das ist die Art, wie das Reich Gottes sich entfaltet.

„Die Reformation war nothwendig, sonst kam die Freiheit nicht zum Durchbruch." — Woher weißt du das? In England hat sich mit Ausnahme der Abwerfung des Papstjoches Etwas nicht geändert, und doch ist es uns zur Freiheit vorangegangen. Ich glaube an die Allmacht der Idee. Friedliche Wege hätten gefunden werden können, auf denen die Kirche vorangegangen wäre. Sie ist der Entwickelung nicht abgeneigt, sie trägt selbst ein fortwährendes sauerteigartiges Entwickelungselement in sich. Auf den moralischen Werth eines Werkes kommt es an, ob sie fördernd oder ablehnend sich dazu verhält.

„Die protestantischen Völker haben die Führung übernommen, die katholischen Völker sind zurückgeblieben." — Die Nationalitätseitelkeit nennt zurück, was nur anders, im Grunde ebenso berechtigt, nach den Verhältnissen sogar besser ist. Belgien ist ein fortgeschrittener und vorangehender Culturstaat.

„Die Herren der Literatur sind Protestanten." — Was mögen, die so urtheilen, unter Protestantismus verstehen? Nichts weiter, als die Emancipation von Allem, was positiv christlich ist. Nicht après nous, wohl aber après le christianisme ist für uns le déluge.

4. Wie Er ist, so sind auch wir in dieser Welt.

Christus hat nicht ohne Grund gesagt: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Er hat die schmerzlichen Entzweiungen vorausgesehen, welche der Glaube in die Herzen und die Häuser trägt. Er hat gesagt: „Ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, die Tochter wider ihre Mutter, die Schnur wider ihre Schwieger, und des Menschen Hausgenossen werden seine Feinde sein"; seine Jünger aufgefordert, ihm nachzufolgen, nicht seitwärts noch rückwärts zu schauen, sein Kreuz

Digitized by Google

auf sich zu nehmen, Matth. X, 34—38. Er hat sich nicht mit kluger Mäßigung an die Vorstellungen seiner Zeitgenossen bequemt, nicht freundliche Zugeständnisse gemacht den Hohenpriestern, die über ihn zu Gericht saßen, nicht geschmeichelt dem Herodes und dem Pilatus, in deren Hand sein Leben gegeben war. Er hat auf die über sein Leben entscheidende Frage geantwortet: „Du sagst es," Joh. XVIII, 37. Das erste Christenthum war Martyrthum, nicht Menschengefälligkeit, war begeisterte todesfreudige Aufopferung, nicht zweideutige Berechnung, war nicht eine Anweisung, glücklich durch die Welt zu kommen, sondern eine Mahnung, die Welt siegreich zu überwinden. Wir stehen der Welt nicht mehr gegenüber, wie Paulus, als er sprach: „Wir werden getödtet den ganzen Tag, wir sind geachtet wie Schlachtschafe", Röm. VIII, 30. Die Welt ist durchdrungen von christlichen Ideen. Wir haben uns friedlich angesiedelt an ihren Gestaden. Ist aber die Welt gegen damals um soviel besser geworden, daß wir, wenn wir mit unserm Glauben Ernst machen, mit ihr nicht in Kollision kommen müssen? Christus hat gesagt: „Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe, darum seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben", Matth. X, 16. „Gedenket an mein Wort, das ich euch gesagt habe: Der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr. Haben sie mich verfolgt, sie werden auch euch verfolgen", Joh. XV, 20. „Sie werden euch in den Bann thun. Es kommt aber die Zeit, daß, wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran", XVI, 2. Wir haben immer zu bedenken, daß äußere Ruhe, gute Tage, ausreichendes Auskommen im Christenleben nur die Ausnahme ist.

Thomas Morus hat das Martyrium aus dem Grunde gekostet. Er ist den ersten Christen ähnlich geworden, die eher das Schlimmste erduldeten, als daß sie den Glauben verleugneten. Drei Jahrhunderte waren die Christen verfolgt worden. Constantin drehte den Spieß um. Er dachte: Warum die Christen sich zu Feinden machen, ihren Widerstand erwecken und sie dadurch stärken, warum nicht vielmehr sie in Dienst nehmen und sie dadurch beherrschen? Er zog sie an seinen Tisch und gab ihnen dafür Gesetze. In Ansehen und Genuß begannen die Christen zu verweltlichen und zu degeneriren. Ach daß doch nicht auch wir in der Ruhe und im Genuß versumpften. Sonst müßten wir rufen: Löwen, laßt euch wieder finden!

Digitized by Google

IV. Folge mir nach!

Luk. IX, 57—62.

Menschen von verschiedener Gemüthsart begegnet der Herr auf seinen Wanderungen. Er nimmt sich jedes einzelnen nach seiner besondern Eigenthümlichkeit an. Die hohe Weisheit des Herrn in seinem Verhalten gegen die, welche ihm nachfolgen wollen, besteht darin, daß er

1. die Voreiligen zurückhält,
2. die Trägen antreibt,
3. die Unentschiedenen zur Entscheidung zwingt.

1.

Es begab sich, da sie auf dem Wege waren, sprach einer zu ihm: „Ich will dir folgen.“ Er hatte seine holdseligen Worte vernommen, er hatte die Wunder seiner Macht geschaut, die Ahnung hatte ihn durchblitzt: Das ist der Herr, der verheißene König von Israel. Die Folge davon war, daß er sich ihm anbot: Ich will dir folgen, wo du hingehest, in die Nähe oder in die Ferne, nach Galiläa oder nach Jerusalem, kurz überallhin, um nur immer bei dir zu sein und deines Umganges zu genießen. So stand er vor ihm, sein ganzes Wesen war in der höchsten Aufregung. Es ist ein schöner Anblick, wenn das Feuer der Begeisterung ein jugendliches Herz durchglüht und auf seinem Angesicht wiederstrahlt. Gewiß hatte auch der Herr seine ganze Freude an dem Jüngling, der so freudig bereit war, ihm nachzufolgen. Aber wie spricht er zu ihm? „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege.“ Er tadelt sein Vorhaben nicht, er weist ihn nicht zurück, aber er fordert ihn auf, den Schritt, den er vorhat, sich zu überlegen, damit er ihn nicht voreilig unternehme und nicht Ursache habe, ihn zu bereuen, indem er ihn an seiner Person erkennen läßt, was er in seiner Nachfolge zu erwarten habe.

Auch unter uns giebt es Viele, die in einem Anflug der Begeisterung dem Herrn nachfolgen wollen, ohne zu bedenken, was für einen wichtigen, für ihr ganzes Leben entscheidenden Schritt sie damit thun.

Da ist Einer, der ist lange auf der staubigen Heerstraße des Weltlebens einhergezogen. Auf einmal kommt er auf eine Höhe,

wo Lüfte der Ewigkeit ihn umwehen. Erinnerungen aus der frommen Kindheit erwachen in ihm. Ein Wort der heiligen Schrift übt eine wunderbare Kraft auf ihn aus, und die Frucht davon ist: Ich will dir nachfolgen. Einen Andern hat ein unerwarteter schwerer Schicksalsschlag getroffen und ihm den künstlichen Bau seines irdischen Glückes bis auf den Grund erschüttert. Zitternd und zagend fragt er: Herr, was willst du, daß ich thun soll. Die Antwort, die er selbst darauf giebt, ist: Ich will dir nachfolgen. Aber mit einer flüchtigen Rührung, mit einem Augenblick der Zerknirschung, mit ein Paar Thränen begnügt sich der Herr nicht. Wieviel ihm an unserer Nachfolge gelegen ist, wie er uns fort und fort einladet: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken", er will uns doch nicht im Flug erhaschen, wir sollen uns mit Ernst und Besonnenheit für ihn entscheiden.

Bei dem Jüngling in unserm Text kam noch etwas Besonderes hinzu. Der Herr war auf der letzten Reise nach Jerusalem. Da mochten große Bilder der Zukunft in seinem Geist aufsteigen. Jetzt, mochte er denken, ist die Zeit gekommen, wo er sich als den verheißenen Messias offenbaren und sein Reich aufrichten wird. Jetzt gilt es, sich ihm anzuschließen, um an seiner Herrlichkeit Theil zu haben. Seine Begeisterung für den Herrn war nicht ganz rein, ihr war Etwas von Selbstsucht und Eigennutz beigemischt. Die Welt mischt sich in Alles, auch in unser religiöses Verhältniß. Es giebt Viele, die, wenn sie kaum die ersten Schritte im Christenleben gethan haben, sogleich Luftsprünge machen wollen, die mit dem Niedern sich nicht begnügen und nach dem Höhern sich ausstrecken, die aus dem Glauben ein Gewerbe machen und ihn benutzen wollen, Aufsehen zu erregen. Was aber von Weltlichkeit unserm Christenstande anhaftet, das muß erst noch von ihm abgeläutert werden, wenn es zu einer rechten Nachfolge Christi kommen soll. Der wahre Glaube gefällt sich nicht in Außerordentlichem, er greift nicht in's Weite. Christus weist uns in die natürlichen Pflichten unseres Standes und Berufes, daß wir ihn darin preisen sollen. Alles, auch das scheinbar Geringfügige und Alltägliche, sollen wir im Aufblick zu ihm, in Willensübereinstimmung mit ihm vollbringen und auch dann ihm treu bleiben, wenn der Weg, den er uns führt, immer steiler und dornenvoller wird.

Digitized by Google

2.

Der Herr sprach zu einem Andern: „Folge mir nach!“ Während der Erste sich ihm anbot mit dem freudigen Antrag: Ich will dir folgen, läßt es dieser an sich kommen. Wahrscheinlich hatte er schon eine Zeitlang in der Nähe des Herrn sich verhalten, aber ohne ihm völlig sich anzuschließen, und als ihn nun der Herr zur Entscheidung treibt, indem er spricht: Folge mir nach! anwortete er ihm: „Herr, erlaube mir, daß ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe.“ Das erscheint uns an sich als etwas völlig Gerechtfertigtes, als eine Pflicht kindlicher Pietät. Der Herr aber, der darin nur ein willkommenes Mittel des Aufschubes erkennt, verweigert es ihm, indem er spricht: „Laß die Todten ihre Todten begraben“, laß, die nichts Höheres kennen, mit diesem Aeußerlichen sich begnügen, du aber, dem eine höhere Welt aufgegangen ist, jetzt oder nie, gehe hin und verkündige das Reich Gottes.

„Der Christ darf also das Band ohne Weiteres zerreißen, das ihn mit den Seinen verknüpft, er darf nicht nur, er soll auch die Rücksichten aus den Augen setzen, welche die Glieder des Hauses einander schuldig sind.“ — Das wäre ein arges Mißverständniß der Worte und der Gesinnung des Herrn. Er vernichtet kein natürliches Verhältniß, worin wir als Eltern und Kinder, als Verwandte und Freunde zu einander stehen, er verlangt nicht, daß wir die Regeln der guten Sitte und des Anstandes aus den Augen setzen, wie der Apostel sagt: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem trachtet nach“, Phil. IV, 8. Aber das verlangt der Herr allerdings von uns, daß wir nicht über dem Aeußern das Innere verleugnen. Wenn das Höchste kommt, wenn es sich um das Reich Gottes handelt, dann muß alles Andere zurücktreten, wie Jesus zu den Schaaren sagt, die ihm nachfolgen: „So jemand zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, dazu auch das eigene Leben, der kann nicht mein Jünger sein“, Luk. XIV, 26.

Früher geschah es zuweilen und es geschieht wohl auch noch, daß Einzelne von dem Geist Gottes getrieben Haus und Vaterland verlassen, um den fernen Heiden das Evangelium zu verkündigen. Von den Meisten unter uns wird das jetzt nicht verlangt. Dafür sollen wir in unserer unmittelbaren Umgebung den Glauben offenbaren und ein Leben christlicher Gemeinschaft beginnen, das der

Tod nicht zerbricht, das vielmehr durch den Tod hindurchbricht, weil es der Ewigkeit angehört.

Unser irdisches Verhältniß zu den Vorangegangenen ist mit dem Tode abgeschlossen, und wenn du sie mit den Fingernägeln herausgraben wolltest, worüber das Grab einmal sich geschlossen hat, das giebt es nicht zurück. Wir sollen aber an denen, die uns geblieben sind, nachholen, was wir an den Vorangegangenen versäumt haben, damit, wenn über kurz oder lang auch sie von uns oder wir von ihnen genommen werden, kein Vorwurf uns auf das Herz drückt, wir vielmehr uns sagen dürfen, daß wir ihnen alles Gute erwiesen haben, dessen das Menschenherz fähig ist. Dann dürfen wir auch gewiß sein, daß wir mit ihnen verbunden bleiben, denn die im Glauben mit einander eins sind, die können von einander getrennt werden durch Land und Meer, aber von einander geschieden werden, das können sie nicht, auch durch den Tod nicht.

3.

Ein Anderer sprach: „Herr ich will dir nachfolgen, aber erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind. Nur noch einmal will ich ihnen die Hand drücken, ihnen schauen in das liebe, traute Angesicht, ihnen versichern, wie lieb ich sie habe, und daß, weil ich nicht mehr leiblich bei ihnen sein kann, doch meine Gedanken bei ihnen verweilen und flammende Gebete für sie sein werden, und dann mich dir anschließen auf immer.“ Aber der Herr, der voraussieht, daß die Rückkehr das Band, das ihn mit den Seinen verknüpft, befestigen werde, statt es zu lösen, verbietet es ihm, indem er spricht: „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.“ Er sagt nicht: Zurückgehen. Von einem völligen Zurückgehen kann bei dem, der einmal für das Reich Gottes gewonnen ist, nicht mehr die Rede sein, aber auch das Zurücksehen auf das Verlassene mit einem Herzen, das noch daran hängt, muß überwunden werden, wenn es zu einer entschiedenen Nachfolge Christi kommen soll. Schon im Irdischen gelingt die Arbeit nicht, wenn, der sie treibt, nicht völlig dabei, durch allerlei Nebendinge abgezogen ist, wieviel mehr muß die wichtigste Arbeit, das Eine gute Werk, das wir in der Nachfolge Christi vollbringen, alle Kräfte unseres Leibes und Geistes für sich in Anspruch nehmen.

Und doch, wenn der Ruf zum Reich Gottes an uns ergeht, wieviel giebt es, das uns abhält, rückhaltlos uns ihm dahinzugeben.

Digitized by Google

Da ist hier eine Lust, dort ein Gewinn, dort eine Ehre bei den Menschen, die wir noch mitnehmen möchten, wir reden wohl gar von Entbehrungen, die wir uns auferlegen müssen. Aber von Müssen ist im Reich Gottes überhaupt nicht die Rede. Christus will keine Knechte, sondern die ihm in freier Liebe nachfolgen. Das Reich Gottes ist nicht eine Zwangsanstalt, wo es fort und fort heißt: Du sollst! oder: Du sollst nicht! sondern eine Freistatt, wo der Herr immer von Neuem in seiner Gnadenherrlichkeit uns entgegen tritt und fragt: Kannst du das noch wollen? oder: Kannst du das noch nicht wollen? wo das Wort gilt: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes", 1. Kor. III, 21. 22. Wir sollen uns mit Allem, was wir sind und haben ihm dahingeben, um seinetwillen unserer Lieblingsneigung entsagen, unser Herz losreißen, wo es am festesten hängt. Wenn wir das thun, dann werden wir auch die wachsende Kraft des Guten in uns erfahren. Was uns vorher eine Last war, wird uns immermehr eine Lust werden. Jede gute That wird Etwas in uns, wodurch wir im Guten gestärkt werden, wirkt mit zu dem Einen guten Werk, das wir selbst sind, zu unserer Vollendung. Der Gegensatz von Pflichterfüllung und Genuß, der uns im Irdischen so sehr beschwert, im Christenthum ist er überwunden. Das Ineinander geistiger Thätigkeit und geistigen Genusses in Gott gefälliger Kraftübung und seliger Gemeinschaft der Liebe Gottes ist das Wesen der christlichen Frömmigkeit. Wir sind Christen nicht um irgend eines äußern Vortheiles oder Gewinnes willen, wäre es auch der größte, die Seligkeit. Wir wissen, daß die Wahrheit, das Gute, die höchsten Güter des Herzens und Lebens Etwas für sich sind, um ihrer selbstwillen da sind, ihren höchsten Lohn in sich tragen. Im Christenleben ist nicht nur das Ziel, ist auch der Weg schon selig. Das Himmlische und das Irdische sind nicht von einander getrennt, nicht einander entgegengesetzt, nicht neben und außer einander, sondern in und mit einander. Das Himmlische reicht in das Irdische hinein. Durch den Glauben nehmen wir es voraus, erbaut sich der Himmel in unseren Herzen. Amen.

Nachträge.

1.

Rio, A. F., aus dem Französischen übersetzt von Karl Zell, Freiburg, 1864, wendet allen Fleiß an, Shakespeare als gläubigen Katholiken zu bezeugen, es gelingt ihm aber nicht. Eine ausführliche Besprechung der Schrift in den Historisch-politischen Blättern, Jahrg. 1864, 1867 gelangt zu dem Resultat:

„William Shakespeare, in einer katholischen Familie geboren und erzogen, hatte Unterricht in der katholischen Religion und katholische Eindrücke innerhalb des häuslichen Kreises erhalten, soviel die damalige Unterdrückung und blutige Verfolgung der katholischen Kirche in England dieses zuließ. Aus seinen Sonetten läßt sich schließen, daß, wenn er auch entgegen den Forderungen der Religion und Moral von Verirrungen nicht frei blieb, er doch immer den wahren reinen und sittlichen Ideen zustrebte. In seinen dramatischen Werken zeigt er nirgends eine feindliche Tendenz gegen die katholische Kirche, wie sie damals in England doch sonst sich kundgab im Leben, in der Literatur und auf der Schaubühne. Im Gegentheil er zeigt für katholische Einrichtungen und Charaktere eine unverkennbare Sympathie. Alles dieses findet seine natürliche und fast allein zulässige Erklärung, wenn wir annehmen, daß Shakespeare, wenn auch vielleicht in einzelnen Perioden seines Lebens dem religiösen Leben überhaupt entfremdet und durch die äußerlichen Verhältnisse gezwungen, der anglikanischen Confession sich anzuschließen, dennoch die früheren katholischen Jugendeindrücke bewahrte, sie in seiner spätern Zeit aufs neue pflegte und so im Wesentlichen der Religion, in welcher er geboren und erzogen war, zugewendet blieb."

Was Shakespeare in religiöser Beziehung gesagt hat, aber noch mehr, was er an wichtigen Stellen hätte sagen können, und doch nicht gesagt hat, veranlaßt uns zu behaupten: Er war Dichter und Schauspieler an erster Stelle. Seine geniale Natur bewahrte ihn vor groben und unfläthigen Ausfällen gegen die Kirche, wie sie wohl sonst vorkommen. Daß ausschließliche Katholicität sein inneres Leben beherrscht habe, davon empfangen wir aus seinen Werken keinen sichern Eindruck.

2.

Katharinas letzter Brief an Heinrich VIII., den sie unter Thränen geschrieben, lautet:

Mein vielgeliebter Herr, König und Gemahl!

Da nunmehr die Stunde meines Todes herannaht, kann ich — verstossen aus der Liebe, die ich zu Euch hege — es mir nicht versagen, Euch an das Heil Eurer Seele zu gemahnen, welches Euch, höher stehen sollte, als alle und jegliche Rücksichten auf Welt und Fleisch, derentwegen Ihr mich ins Unglück und Euch selbst in mannigfaches Wirrsal gebracht habt. Doch ich vergebe Euch alles und bitte zu Gott, daß er das Gleiche thue. Auch

Digitized by Google

muß ich Euch bitten, an meine Ehrenfräulein zu denken und für ihre Verehelichung zu sorgen, was nicht viel ist, da sie nur drei sind; ferner möget ihr allen meinen andern Dienerinnen außer dem, was ihnen gebührt, den Gehalt eines Jahres gewähren, damit sie nicht mittellos dastehen. Endlich gebe ich die heilige Versicherung, daß meine Augen Euch ersehnen über alle Dinge. Lebet wohl.

Biographical Sketches of the Queens of Great Britain from the Norman conquest to the reign of Victoria, edicted by Mary Howitt.

3.

Heinrich VIII. ließ, sagt sein Vertheidiger Lord Herbert, zum Tode verurtheilen: 2 Königinnen, 2 Cardinäle, 12 Herzöge, Marquis, Earls und Söhne von Earls, 18 Barone und Ritter, 77 Äbte, Prioren u. s. w., und von mehr gewöhnlichem Volk der einen und der andern Religion ungeheure Massen. Diese ungeheuren Massen begriffen nicht weniger als 72,000 Hinrichtungen in einer Bevölkerung, die nicht mehr als 4 Millionen betrug. (Grenzboten, Jahrgang 1860, S. 121 f.)

4.

Ueber das städtische Amt des Morus ist Folgendes zu bemerken: In London gab es drei Magistratspersonen: Den Lord-Mayor (Praetor magnus) und zwei Sheriffs (Consules, Vicecomites). Die letzteren waren Patrizier, aber fast immer des Rechts unkundig. Ihnen war beigegeben ein Stadtrichter (judex urbanus). Sein Amt wird gerühmt als munus magnae autoritatis et gratiae, quod virum summae integritatis, fidei et prudentiae requirat, omnes quippe civium causae ipsaque civitatis privilegia ejus vel arbitrio decernuntur vel industria observantur.

5.

Was über die Töchter des Morus gesagt ist, scheint in das Gebiet des „Blaustrumpf" zu fallen. Wir wollen aber diese Bezeichnung, sofern sie gebraucht wird, geistig begabte und wissenschaftlich gebildete Frauen herabzusetzen, zurückweisen. Wer Gaben hat, der soll sie anwenden, und wer durch wissenschaftliche Bildung seine Energie bewiesen und erhöht hat, der wird auch die „Saloperie" meiden und auf saubere Wäsche halten. Anfang 1802 vermählte sich Friedrich Schlegel mit Dorothea Veit, der Tochter des Philosophen Mendelssohn. Sie hatte sich aus Liebe zu ihm von ihrem ersten Manne scheiden lassen. Reiche Kenntnisse, richtiges Urtheil, Güte des Herzens, Treue der Gesinnung, freundliches Entgegenkommen mit Rath und That wird ihr nachgerühmt. Dorothea, sagt Caroline Pichler, die mit ihr fünf Jahre unter Einem Dache wohnte (Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, Wien 1844, Bd. 4, S. 20), wußte ebenso richtig über ein neuerschienenes literarisches Produkt, wie über die Zurichtung einer Speise, über irgend eine häusliche Arbeit zu urtheilen. Bei ihr that weder die Hausfrau der Schriftstellerin, noch diese jener in ihrer prosaischen, aber nützlichen, ja nothwendigen Wirksamkeit Eintrag. Alle diese schönen Eigenschaften waren durch die warme Frömmigkeit und stille Heiterkeit ihres klaren selbstbewußten Geistes verklärt. Sie schriftstellerte anonym. Für die von ihrem Manne heraus-

gegebenen „Romantischen Dichtungen des Mittelalters“ (Leipzig, 1804, 2 Bde.) bearbeitete sie die „Geschichte des Zauberers Merlin“, übersetzte sie die „Corinne“ der Frau von Staël (Berlin, 1807—8). Dabei wußte sie die Häuslichkeit ihres stillen wohlgeordneten Lebens angenehm zu gestalten. Immer war's bei ihr heimlich und traulich, angemessen und freundlich. Musterhaft und angestrengt übte sie häuslichen Fleiß. Später gab sie das Schreiben auf. Als sie ein Hemd nähte und ein Freund sie fragte, warum sie nicht lieber die Feder zur Hand nehme, antwortete sie lachend: Es giebt schon zuviele Bücher in der Welt, aber ich habe noch nicht gehört, daß es zuviele Hemden gebe.

6.

Fiat justitia et pereat mundus, das ist der Ausdruck des Rechtsgrundsatzes der Unnachsichtlichkeit und der unbeugsamen Strenge des Gesetzes, welche in der Strafvollstreckung bezeugt, daß Jeder, der es verletzt, daran zerschellt. Wir gestehen aber, daß dieser Spruch für uns einen Widerspruch enthält. Wie kann, wenn dem Recht Genüge geschieht, die Welt in Stücken gehen. Sie muß vielmehr dadurch vollendet werden, weil das Recht ja selbst ein Theil und eine Abspiegelung der Wohlordnung der Welt ist. Hinwiederum, müßte nicht, wenn die Welt unterginge, das Recht mit untergehen, das ja selbst der Welt zugehört? Juristen behaupten, der Satz bringe auf die Ausführung des Rechtes nach dem Buchstaben des Gesetzes. Das müßte aber als das Wesentliche ausgedrückt sein. Der Satz urgirt: Dem Recht muß Genüge geschehen um jeden Preis. Das: Sonst mag die Welt untergehen, darf nicht gepreßt werden. Das Dringen auf die Erfüllung des Buchstabens des Gesetzes würde den andern Satz: Summum jus summa injuria in einzelnen Fällen als berechtigt erscheinen lassen. Möge für die Rechtspflege jener Satz eine Mahnung und dieser eine Warnung sein, daß sie nicht durch einen Rechtsspruch die Wohlordnung der Welt und des Gewissens, die von Gott ist, stören. Gegen den Justizmord ist der Fall des Morus, der nicht ein Fall ist, sondern ein Auferstehen, ein erschütternder Weckruf.

Digitized by Google

Die Abtei Corvey,
eine
Cultur- und Bildungsstätte des Mittelalters.

Von **Georg von Detten**,
Landgerichtsrath zu Paderborn.

Und die ewige Lampe brannte
Hell im Chor von Dreizehnlinden.
Fr. W. Weber.

Neben den Domschulen und mit ihnen in wissenschaftlicher Betriebsamkeit wetteifernd standen im Mittelalter gleichartig und vollkommen ebenbürtig die zahlreichen Klosterschulen. Wie jenen gegenüber, so hielt Karl der Große auch den Unterrichtsanstalten, welche mit den Klöstern verbunden waren, sein Augenmerk zugewandt. Dem Aachener Capitulare von 789 fügte er einen Erlaß an alle Aebte und Bischöfe bei, der uns Aufschluß über die von ihm beabsichtigte Wirksamkeit der Klosterschulen gibt. Er betont in demselben die Nothwendigkeit einer geistigen Ausbildung, die erst recht geeignet sei, dem frommen Sinne eine würdige und gedeihliche Nahrung zu verschaffen und die Geistlichen in den Stand zu setzen, die hl. Schrift richtig zu verstehen und dem Volke zu erklären. Er sagt, die Klöster sollten nicht bloß zweckdienliche Aufenthaltsorte für diejenigen sein, welche sich dem canonischen Leben widmen, sondern auch denen, welchen Gott Lern- und Lehr-Fähigkeit geschenkt hat, Gelegenheit bieten nützliche Kenntnisse zu erwerben und besonders für die Ausbildung der Sprache zu sorgen. Am Schlusse stellt er die Anforderung, daß die Mitglieder der Cönobien von frommem Sinn und züchtigem Wandel und bereite Schulhalter seien, damit derjenige, welcher unter ihnen zu leben wünschte um der Ehre Gottes und der Vortrefflichkeit des hl. Umgangs willen, sowohl

Digitized by Google

durch ihren äußern Wandel erbaut als durch ihre in Lehre und Gesang vernommene Weisheit belehrt, dem allmächtigen Gott danksagend, heimkehre zu den Seinigen.

Auf dieser Grundlage entwickelten sich unter den Karolingern, vornehmlich aber unter hochherziger Vorsorge der sächsischen Kaiser diese Klosterschulen im weiten Sachsenlande rasch und glücklich. Wurde Fulda unweit der sächsischen Gränze Hochschule ersten Ranges, ja die Begründerin der höhern Schulung in Deutschland überhaupt, so folgten ihr in den weiten Gauen des Landes die Schulen von Corvey, Gandersheim, Nordheim, Quedlinburg, Bergen, Herford, Abdinghof und Werden. Vor allen diesen aber verdient kein anderes Kloster mehr unsere Beachtung, als die herrliche Abtei am anmuthigen Weserstrande, wie sie in dem romantischen Epos Weber's „Deizehnlinden" in unsern Tagen eine glänzende Auferstehung gefeiert hat.

Wegen seiner Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums bis nach Island und Grönland, bis in den scandinavischen Norden und in die Eisfelder Rußlands wird dieses Heim der gottbegeisterten Benedictiner in den Chroniken ein Seminar genannt, von welchem wie von einem Bienenstocke aus emsige Apostel in Schwärmen zur Bekehrung der Heiden in alle Welt ausgezogen seien. Wunderbar schnell hob sich das Kloster, wie Fulda, mit dem es die engsten Beziehungen unterhielt, zu solchem Umfange, daß die Zahl der Mönche sich auf 300 belief und der Gottesdienst und Chorgesang bei Tag und Nacht ununterbrochen fortwährte.

Früh und spät zum Himmel schallte
Ihrer Hymnen und Gebete
Bange Klage, die für Alle
Und für sie um Einlaß flehte.

Dittmar von Merseburg preist Corvey als Haupt und Mutter aller übrigen Klöster, des Vaterlandes Zier, ein Wunder Sachsens und ganz Deutschlands.

Dieses hohe Lob verdient Corvey, eine Tochter des Klosters Corbie an der Somme in der Picardie, besonders wegen der Vortrefflichkeit seiner Schuleinrichtungen und wegen der gelehrten Bildung, welche in seinen Mauern eine so sorgsame Pflegstatt fand.

Ueber die Gründung Corvey's lesen wir in der Chronik, daß im Jahre 822 der hl. Ansgar mit dem Mönche Wittmar und dem neuen Abte Wala nach dem eben in einer waldigen Einöde ent-

standenen Kloster gekommen sei. Ansgar, ein gelehrter Mann, voll des hl. Geistes und in allen Sprachen erfahren, erhob hier als Sohn des hl. Benedictus zuerst den Ruf: Venite filii, audite me, timorem domini docebo vos![1]) Sogleich übernahm er, erst 20 Jahre alt, die Leitung der Volks- und Gelehrtenschule, die sofort eingerichtet wurde, als magister scholae et doctor populi: denn von jetzt an wurden hier, wie es in der Translatio St. Viti heißt, Knaben von guten Anlagen auf das Beste herangebildet, so daß, wenn sie auch arm waren, sie durch ihre Kenntniß der Religion sich hervorthaten. Er sorgte auch für den Anfang einer Büchersammlung und hinterlegte selbst als ersten kostbaren Schatz den Codex der fünf ersten Bücher der Annalen des Cornelius Tacitus.

Zärtlich ward der Schatz betrachtet,
Mit bescheidenem Stolz gepriesen
Und als Klosterhort dem fremden
Schrifterfahrenen Mann gewiesen.

Nach mehrjähriger grundlegenden Wirksamkeit im Kloster begab sich dann der große Mönch an die Gränzen von Dänemark, wo er, nicht zufrieden mit den wunderbaren Erfolgen eigner Missionsthätigkeit, auch noch Seminare für Glaubensboten einrichtete.

Die Lehraufgabe, Lehrweise und Schuleinrichtung war in den Klöstern wie in den Domschulen. Denn überall bildete die Regel des hl. Benedict die Grundlage für Leitung und Leistung derselben. Der schöne, ewig wahre Grundgedanken des großen Scholarchen von Fulda, daß der Geistliche neben dem Studium der theologischen Fächer auch dringend der weltlichen Wissenschaft bedürfe, war dabei leitend und verwirklichte sich in der Ausgestaltung der sieben freien Künste, welche den Zöglingen „lehrhaft ausgedeutet", die Angelpunkte alles Wissens und Könnens wurden. Denn Wissenschaft und Kunst stammen von Gott, sind Sein Eigenthum und müssen deshalb Seinen Dienern ein Mittel und Werkzeug sein, Seine Wahrheit besser zu erkennen, siegreicher zu vertheidigen, eindringlicher zu verbreiten. So sagt denn auch von dem Abte Adelhard sein Biograph: „Sein Herz war eine lautere Quelle der Wahrheit. Wunderbar war seine Einfalt. Wenn man ihn genauer ansah, bemerkte man an ihm einen Geist, der das Siegel Christi trug".

[1]) Kommt ihr Kinder! höret auf mich; die Furcht des Herrn will ich euch lehren. Ps. 33, 12.

Digitized by Google

Auch die Disciplin über die Zöglinge ordnete die Klosterregel des hl. Benedict. Ein wachsames Auge ruhte unausgesetzt auf ihnen und die Ruthe, streng und ernst gebraucht, konnte nicht entbehrt werden.

In Gehorsam, Zucht und Armuth
Schafften still die tapfern Streiter:
Traun, da gab es viel zu rupfen,
Viel zu zähmen und zu zanken,
Viel zu zerren und zu zupfen
An den ungezogenen Ranken.
Auf den braunen Eichenbänken
Saß die Brut der Sachsenrecken,
Junge Bären; Riesenarbeit
War's, sie bildend zu belecken.

Die Mönche aber waren, geübt in Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung, tiefgehende Psychologen genug, um die Nothwendigkeit der Strafe zu erkennen, und ebenso vernünftig, dieselbe zu handhaben. Vielmehr in den Stiftsschulen als im Kloster kam eine Ueberschreitung des Züchtigungsrechts vor, schon weil der Stiftsscholaster die kleineren Schüler oft ganz der Gewalt seiner Gehülfen und Collaboratoren überließ. Bei ungewöhnlichern, auffälligern Vergehen wurde die Abstrafung in den Klöstern mit besonderm Ernst und mit einer gewissen Feierlichkeit vollzogen, z. B. auf die Zeit nach dem Morgengebete verschoben oder, während die Mitschüler den Leidensbruder mit gebeugtem Haupte umstanden, im Kapitelssaale vorgenommen, ihm zur Beschämung, jenen zur Abschreckung. Diese ernste Wachsamkeit und strenge Handhabung der nöthigen Zucht befähigte die Klöster ganz besonders dazu, feste Charaktere zu bilden und den Antrieb zum Guten wachzuhalten und zu entwickeln. Ohne Anstand und Ueberhebung konnte daher ein Mönch von Clugny die Bemerkung dem Pergamente anvertrauen: Schwerlich wird irgendwo in einem Palaste ein Prinz sorgsamer geführt, sorgfältiger gepflegt, als der geringste Knabe bei uns. Als im Jahre 867 der Kaiser Ludwig seine Andacht im Kloster hielt und sich dabei der Disciplin der Brüder unterworfen hatte, meinte er beim Abschied von Corvey, es gebe kein glücklicheres Leben wie das eines Mönches, der immer mit Gott verkehre. So bezog auch im Jahre 937 der Graf von Peina, früher ein tapferer Ritter, nachdem ihm seine Gattin abgestorben, eine Wohnung im Kloster und obwohl er nicht Mönch

Digitized by Google

wurde, lebte er in aller Demuth nach den Regeln und Statuten des Klosters.

Nirgends glaubten Kaiser, Könige, Grafen und Herrn ihre Söhne zur Ausbildung besser untergebracht als in den Klöstern. Schon von früh an als dem hl. Dienste geopferte Kinder (pueri oblati) wurden sie nicht selten den Klöstern zugebracht, verblieben dort oft bis zu ihrem Tode oder bekleideten später hohe Aemter und Würden. Der Erzbischof Bruno von Cöln, Bruder des Kaisers Otto I., später Kanzler des Reichs, erhielt z. B. von früh an seinen Unterricht in Corvey und war später Rector der kaiserlichen Hof- und Palastschule. Von ihm rühmt sein Biograph, der Mönch Rötger von Corvey, daß er, wo immer das Hoflager gewesen, überall seine Bibliothek, wie Israel die Bundeslade mit sich geführt und daß ihm die Zeit nicht gefehlt habe für den Verkehr mit gelehrten Männern, die sich von allen Seiten bei ihm einfanden.

Dem hl. Ansgar folgte als Vorsteher der Schule von Corvey sein treuer Schüler Rembert. Außerdem verdient von den Gründern und ersten Lehrern der berühmte Prior Paschasius Radbertus hervorgehoben zu werden, ein vortrefflicher Lateiner und Grieche, der ebenfalls aus Frankreich in die neue Ansiedlung herübergekommen, 22 Jahre der Schule vorstand, um dann, als Abt nach Frankreich begehrt, dorthin zurückzukehren. Schon früh im 9. Jahrhundert finden wir bei den Mönchen von Corvey eine emsige Thätigkeit, die sich in manchen Translationsgeschichten, Leben der Heiligen und Abfassung von Homilien ausdrückt. Von der Uebertragung des hl. Veit nach Corvey berichtet z. B. ein Augenzeuge aus dem Kloster (836) und Paschasius beschrieb das Leben der Sachsengroßen Adalhard und Wala, von denen Ersterer mit zu den Gründern des Klosters gehörte. Auch die vita et translatio st. Liborii stammt aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, wahrscheinlich von dem Mönche Agius, einem Paderborner. In der Widmung dieser Art von Schriften fand die Verbindung mit dem Mutterkloster an der Somme in der ersten Zeit wiederholt Ausdruck. So richtet Paschasius Radbertus als Abt dieses Klosters sein bedeutendstes Werk de corpore et sanguine Domini, die erste Monographie über die Lehre vom Abendmahl, in seiner ersten Ausgabe 831 an seinen frühern Schüler Warin genannt Placidius, den Abt von Corvey. Noch ein anderes Werk de fide, spe et caritate widmete er demselben Abte und dieser hatte es sich für Unterrichtszwecke ausdrücklich gewünscht.

Digitized by Google

Unter den von den Klöstern Fulda und Hersfeld als Schulhalter an Corvey abgegebenen Mönchen ist besonders Heymo mit seiner leuchtenden Gelehrsamkeit hervor zu heben. Auch er, ein Schüler des Rabanus Maurus, leitete lange den Unterricht, verfaßte viele gelehrte Werke und starb als Bischof von Halberstadt, dessen Kirche er einen kostbaren Bücherschatz vermachte. Altfried, Giselmar, Othaltus, Wimo, Bernard und der später in Cöln wirkende gelehrte Theologe Unwanus waren berühmte Lectoren und Vorsteher der Schule. Aus dem 10. Jahrhundert ist Pater Altgerus zu nennen, der, Rector der Corveyer Schule, eine treffliche Abhandlung über das hl. Altarsakrament schrieb. Vor Allen aber glänzte um die Mitte des 10. Jahrhunderts d. h. um die Blüthezeit des Klosters als Magister Pater Othric († 981), der seines Wissens und seiner Beredtsamkeit wegen für ein Wunder seiner Zeit galt. Jeder pries sich glücklich, der von seinen Lippen Lehre genossen hatte. Seine Erudition und Lehrwirksamkeit regte den Wetteifer der Scholastiker und Scholaren in weiter Ferne an. Dabei war seine wissenschaftliche Strebsamkeit so groß, daß, als er von einer durch den berühmten Mönch Gerbert von Aurillac aufgestellten neuen Gliederung der Wissenschaften hörte, nicht eher ruhte, bis von Corvey aus ein Mönch eigens nach Rheims geschickt wurde, um ihn zu hören und die Schemata seiner Eintheilungen mit zu bringen. Er starb als Scholaster in Magdeburg, dessen ersehnte Insul er nicht erhielt.

Auch für Westfalen gilt das Wort des berühmten Nationalökonomen Roscher: Aller durchgebildete Ackerbau ist von den Klöstern ausgegangen; wie sie Pflanzschulen geistlicher Bekehrung waren, so auch Stätten landwirthschaftlicher Kultur. Doch nicht bloß Landwirthschaft und Weinbau wurde betrieben, sondern alle Handwerke waren auch im Kloster vertreten. Die Wirthschafts-Ordnung Corvey's aus der Zeit Ludwig des Frommen zählt auf: Schuster, Sattler, Riemer, Walker, Grobschmiede, Juweliere, Schildmacher, Pergamentgerber, Schleifer, Gießer, Zimmerleute und Steinmetzen. An den Vitusfesten war großer Handel und Verkehr im Kloster und wird für das Jahr 950 in den Annalen die Erbauung einer domus mercatoria, einer Kaufhalle, im Klosterhof Erwähnung gethan.

Schon unter dem Abte Adalgar (858—876) erhielt Corvey den Schmuck dreier herrlicher Thürme.

. . . . . Mit Stab und Leine
Maß er, und zu festem Baue
Fügt er schicklich Holz und Steine.

Volkmar (918) stellte die schadhafte Kirche wieder her und der ihm später folgende Ludolf gab dem ausgedehnten Klosterbau mit seiner kaiserlichen Kapelle und seiner stattlichen Kaiserpfalz mächtige Ringmauern. Fast um dieselbe Zeit sorgte Abt Thietmar durch mannigfache Kunstwerke für die innere Einrichtung und Ausschmückung der Kirche. Die große wohlklingende Klosterglocke, Cantabona genannt, und die sechs kunstvoll gegossenen ehernen Säulen wurden unter ihm angefertigt. Er ließ, wie Bischof Bernward von Hildesheim, ebenfalls einen prächtigen Kronleuchter in dem Umfange eines Wagenrades aus Kupfer mit starker Vergoldung arbeiten, der das Schiff des Gotteshauses zierte. Als Künstler der beiden zerstörten Gußwerke nennen die Quellen den Mönch Gottfried. Diese früh entwickelte Kunstrichtung darf uns nicht wundern. Betrieben doch die Mönche von Corvey seit dem 10. Jahrhundert den Bergbau auf alle, selbst die edelsten Metalle am Harz und im Marsberg und bezogen also das Material zu solchen Arbeiten aus eignen Werken, Hütten und Hämmern.

Um das Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts zeichnete sich namentlich Pater Siegfried († 1032) nicht allein auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern auch der Kunst aus. Ein Bruder des Bischofs und Chronisten Dittmar von Merseburg hatte er mit seinem zweiten Bruder Bruno († 1055), dem spätern Bischof von Minden, von früh an „die Bank der Klosterschule geschliffen" und brachte es in der Kunstfertigkeit so weit, daß er einen zierlichen reichgeschmückten Altar verfertigte. Von ihm erzählt die Chronik des Klosters Bergen, dessen Abt er später wurde, daß er daselbst Kirchengeräthe in Erz, Silber und Gold, darunter ein von Gold und Edelstein schimmerndes Kreuz, prächtige Kelche und Reliquiarien gearbeitet habe. Auch die Kirche von Münster, deren Bischof er endlich wurde, rühmte sich kunstvoller Schenkgaben aus seiner geschickten Hand. Also nicht allein eine große, vielseitige Bauhütte befand sich im Kloster, sondern die Mönche betrieben auch alle verschiedenen Arten des Gewerbes und Kunsthandwerkes. Ihre Zöglinge hatten daher Gelegenheit, darin eine gründliche Unterweisung sich zu verschaffen. Wir dürfen wohl sagen, es blühte in

Digitized by Google

Corvey wie zu Hildesheim eine förmliche Kunstschule. In all den Werken der kunstsinnigen Benedictiner dort, in der herrlichen Architectur der Abtei, in den Kunstwerken des Klosters und der Kirche, in dem Choralgesang und in der Musik im Dienste der Liturgie fanden sich die anregendsten Momente, um bei den Klosterschülern künstlerische Begabung zu wecken und zur Entwicklung zu bringen. Vorzugsweise die stete, innige Verbindung Corvey's mit Fulda, wo schon der hl. Bonifacius eine Schule des römischen Chorgesanges errichtet hatte und seitdem diese Disciplin so sehr gepflegt wurde, läßt es zweifellos, daß auch in Corvey diese Kunst mit Eifer und Erfolg getrieben wurde. Die erste Spur des Gebrauchs von Musiknoten findet sich deshalb auch im Jahre 945 schon in der Corveyer Abtei.

In solcher Entfaltung ihrer Kräfte betraf die Klöster im 11. Jahrhundert ein großes Mißgeschick. Mit dem Steigen an Macht, Reichthum und äußerem Ansehen konnte man sich der damit zugleich so leicht eintretenden Gefahren und Nachtheile nicht erwehren. Wie in Fulda, Hersfeld und mancherorts, so kamen auch in Corvey die Disciplin, die Studien und das Unterrichtswesen ins Wanken. Man widersetzte sich sogar, als Bischof Meinwerk von Paderborn die nöthige Reform vornehmen wollte, bis Kaiser Heinrich selbst einschritt (1015), den Abt Wala absetzte und Druthmar von Lorsch nach Corvey als Abt berief. Als dieser aber einzog, verließen alle Brüder mit Ausnahme von neun das Kloster und die beinah verödete Stätte. Jedoch der neubestellte Abt verwaltete ungeachtet dieser und ähnlicher Schwierigkeiten, mit denen er zumal anfangs zu kämpfen hatte, sein Amt 30 Jahre lang mit großem Segen. Durch Umsicht und Weisheit und durch sein nachhaltiges Bemühen für Förderung des Friedens und der geistigen Strebsamkeit im Kreise der ihm untergebenen Ordensleute wußte er eben so sehr die innern Verhältnisse zum Bessern umzugestalten, als er durch seine freundlichen Beziehungen zu Kaiser und Kirchenfürsten der ihm vertrauten Abtei einen neuen Glanz nach Außen hin verschaffte. Abt Druthmar beschloß seine heiligmäßige, thatkräftige Wirksamkeit nach den Annalen am 15. Februar 1046.

Auf dem Gebiete der Wissenschaften war vor allen die erhabenste derselben, die Theologie, von jeher in der Schule vertreten. Zwölf, achtzehn, ja in der Blüthezeit des Klosters 24

Magister behandelten dies ausgedehnte Feld. Man las Exegese und Dogmatik, Liturgik und Ascetik, Patrologie und Kirchengeschichte und gab in christlicher Kunst Unterweisung. Auf die gelehrten Schriften, die man in der heiligen Wissenschaft verfaßte, haben wir schon hingewiesen.

Nächst der Theologie wurde schon wegen der Mission ein Hauptgewicht auf die Sprache gelegt. Von dem flotten Betriebe des Lateinischen heißt es in „Dreizehnlinden“:

Rasch indeß, wie ehrne Pfeile
Klingend, flog das Wort der Römer
Von den Lippen kurz und schneidig,
Wie das Schwert der Weltbezähmer.
Willig bot es knappe Schärfe
Logikern und Exegeten,
Kraft und Fülle den Rhetoren,
Reim und Rhythmus den Poëten.

Neben der lateinischen wurde auch die griechische Sprache betrieben. Schon Abt Adalgar im 9. Jahrhundert hatte verordnet, daß die Mönche auch diese Sprache lernen sollten, um die Evangelisten und Apostel im Original lesen und verstehen zu können. Abt Bovo II. (900—916) zeichnete sich durch Kenntniß des Griechischen aus und erregte allgemeines Erstaunen, als er dem König Conrad, 913 zu einem Besuche in der Abtei anwesend, ein griechisches Schreiben übersetzte. Dieser Abt hinterließ auch ein Werk, welches durch Gelehrsamkeit und vortreffliche Latinität der damaligen Schule alle Ehre macht und die Kenntniß der griechischen Sprache bezeugt. Es ist ein Commentar von Boëtius vielgepriesener Schrift De consolatione philosophiae, über den Trost der Philosophie. Sogar im Hebräischen und Chaldäischen ertheilte man Unterricht und besaß arabische Schriften im 11. Jahrhundert in der Bibliothek. Man betrieb die Mathematik, wie die vorhandenen Ostertafeln beweisen, und Astronomie.

Eine herrliche Büchersammlung, durch die Freigebigkeit von Kaisern, Fürsten und Herrn stets sich mehrend, unterstützte alle diese Studien. So selten damals die Codices auch waren, so gab es doch schon im ersten Drittel des 9. Jahrhunderts Bibliotheken weniger bedeutenden Klöster, die an die 80 solcher werthvoller Bände besaßen, darunter meistens in einem Sammelbande vereint Evangelienstücke oder die Passion des Herrn in lateinischer und deutscher Sprache. Die Mönche selbst trugen auch dazu bei, die

Digitized by Google

Reichhaltigkeit und Vollständigkeit dieses Schatzes zu heben und zu mehren. Denn in Corvey

Schrieb das Mönchlein unverdrossen
Römerweisheit, Griechenweisheit
Band auf Band und Gloß auf Glossen.

Wie in den größern Klöstern überhaupt war stets eine bestimmte Zahl Mönche auf dem sogenannten Scriptorium still und fleißig mit dem Abschreiben befaßt, während einer durch gelehrte Bildung dazu befähigt, diese Arbeiten als Corrector überwachte. Auch in den Domstiften war diese Einrichtung. Manche dieser Scriptoren waren wegen ihrer Schreibkunst weit und breit berühmt. Welch' reger Fleiß aber in diesen Schreibstuben herrschte, davon überzeugt uns jeder Blick in eine Handschriften-Sammlung, deren es ja glücklicher Weise noch viele gibt. Trotz aller Verschleuderung und des Unterganges so vieler Stücke und trotz der Erfindung der Buchdruckerkunst finden sich davon ungeheure Schätze und ungehobenes wissenschaftliches Material, insbesondere zahlreiche Klassiker-Handschriften vor. Corvey's emsigen Benedictinern z. B. ist es aber zu danken, daß die fünf Bücher Annalen des Cornelius Tacitus auf uns gekommen sind. Durch die regelmäßige Vervielfältigung dieses Werkes ist es gelungen, es wenigstens in dem einzigen Exemplare, das in der Bücherei der Mönche im 16. Jahrhundert noch gefunden wurde, vor dem Untergange zu retten. Die Handschrift wurde 1508 nach Rom gebracht und befindet sich jetzt in der Laurenzianischen Bibliothek in Florenz. Dieser unersetzliche Schatz eines lateinischen Klassikers wäre verloren gewesen, wenn dieses Klosters ihn nicht gehütet. So wurden in den Klosterarchiven die unschätzbaren Ueberbleibsel griechischer und römischer Gelehrsamkeit erhalten. Ohne die Klöster des Mittelalters würden wir nichts oder nur sehr wenig von den Urkunden und Denkmälern unserer Väter wissen, ja kaum gar unsere Muttersprache verstehen.

Solch' ein kostbar Gut zu sichern
Treu dem künftigen Geschlechte,
Schrieben sie, die braven Mönche,
Sommertag und Winternächte;
Ja sie sind's, die schwarzen Krieger,
Die vor einer weggestürmten
Schönheitswelt die letzten Inseln
Rettend vor den Wogen schirmten.

Digitized by Google

Wie sehr das Andenken an den hl. Ansgar, den Gründer der Bibliothek, unter den Mönchen lebte, geht daraus hervor, daß über 100 Jahre nach dem Tode des Heiligen Pater Beccelin, der Bibliothekar, ihn noch häufig vertieft in dem Lesen der alten Codices in der Bücherei sitzen gesehen haben will.

Besondere Verdienste um die Bibliothek erwarb sich ferner der Abt Marquard. Er ordnete die pünktliche Fortsetzung der Klosterchronik an und bestimmte zugleich 1097, daß Jeder, der um Aufnahme in das Kloster nachsuche, anzuhalten sei, ein Buch demselben zu liefern. Daß Marquard dabei ein sorgsamer Pfleger aller übrigen Zweige des Wissens war, kam wiederum der Klosterschule zu Gute. Damals schenkte nach den Klosterannalen Johann von Mantrop der Bücherei ein arabisches Werk in Folio, das er aus Pannonien mitgebracht hatte. Auch über den Verkehr der Corveyer Bibliothek mit andern Bibliotheken findet sich eine Nachricht. Zu keinem andern als zum Zweck der Verbreitung von Bildung und Gelehrsamkeit bat sich nämlich der Abt Wibald von Corvey († 1158) von der Dombibliothek zu Hildesheim die dort, nicht aber bis jetzt in seiner Abtei befindlichen Werke Cicero's, nämlich die Reden De lege agraria, die Philippiken und seine Briefe, aus. Er war ein großer Freund der classischen Studien. Seine Briefe, die auf uns gekommen, geben Zeugniß von seiner umfassenden Kenntniß der alten Autoren, von denen er Cicero, Quintilian, Valerius, Maximus, Gellius, Seneca, Macrobius, Horaz, Terenz und Virgil mit Lust citirt. Besonders aber liebte und verehrte er den Cicero. Er hatte deshalb den Wunsch alle erreichbaren Werke desselben in einem großen Sammelbande zu vereinigen und die Frucht dieses Strebens ist uns heute noch in einem Riesencodex der Werke Ciceros auf der Berliner Bibliothek erhalten. Wie sehr dieser Abt das Kleinod des Klosters liebte, geht aus einem Briefe desselben an den Erzbischof von Bremen aus dem Jahre 1153 hervor. „Es war uns sehr angenehm", heißt es hier, „daß Ihr unsere Brüder besucht und getröstet habet. Aber ich wollte, Ihr kehrtet wieder und bliebet länger hier und möchtet, wie Ihr versprochen, nicht nur die Bücher, sondern auch die handschriftlichen Papiere in unsern Schränken und Truhen durchsehen und durchlesen. Ich wünschte, wir möchten dies Vergnügen mit einander theilen in Frieden, Ruhe und Muße: Denn gibt es wohl ein größeres Glück auf Erden?"

Ueber Geschenke, welche die Bibliothek vermehrten, gibt es nur

Digitized by Google

wenige Nachrichten. Heinrich II. schenkte dem Kloster eine werthvolle Handschrift aus Unteritalien, nämlich Landulfus Sagax, historia miscella, eine kirchengeschichtliche Arbeit. Im Jahre 1215 übergab Balthasar Rummer von St. Ansgar ein Buch, in welchem all dessen fromme Arbeiten im Norden kurz und fleißig nach Jahr und Tag aufgezeichnet waren, und im Jahre 1379 verehrte Joachim von Bramburg ihr verschiedene arabische und hebräische Bücher, die früher in einem Kriege in Ungarn erbeutet waren.

Es leuchtet aus allem diesem ein, wie überaus reichhaltig die Bibliothek in Corvey war und welchen Ruhm sie in Deutschland hatte. Sie wurde geplündert und zerstört in den Kriegen des 16. Jahrhunderts, der Rest nach Wolfenbüttel übergeführt.

Mit der Bücherabschreiberei entwickelte sich im Mittelalter unter kunstbeflissener Hand von selbst die Miniatur-Malerei. Schon von dem Jahre 895 erzählen uns die Annalen vom Pater Theodogarius, daß er dem Kloster zum Andenken eine Federzeichnung schenkte, das Leiden des Herrn darstellend, ein wahres Kunstwerk, das von allen bewundert wurde. Im folgenden Jahrhundert war es Pater Anderedus, Bruder des Erzbischofs Bruno von Cöln, der mit Fleiß und Geschick die Buchmalerei betrieb.

Roth und blau und grün und golden
Schimmerten die Anfangslettern,
Reich umrankt von Blumenbolden
Und von traumhaft bunten Blättern.

Schöne Miniaturen auf Pergament finden sich z. B. in einer aus Corvey stammenden Evangelien-Erklärung, früher im Besitz des verstorbenen Oberst von Frankenberg in Münster. Die Arbeit ist in sofern auch merkwürdig, als es reich in Sammet gebunden, auf seinem Deckel in Emaille-, Stein- und Gemmen-Verzierung unter Glas Christus am Kreuze zeigt.

Die Zierathen und Ausführungen an den Initialen der Handschriften verlockten zu figürlichen Darstellungen größeren Umfangs und zur Wand- und Tafelmalerei. Weber rühmt daher seinem Mönche Ivo nach:

Auch mit ausgewählten Farben
Zu lebendig treuen Bildern
Auf der Leinwand fromme Sage
Und Geschichte abzuschildern.

Geschichte und Geschichtschreibung wurde in der Abtei an der

Weser mit großem Eifer und grundlegender Thätigkeit betrieben. Seit ältester Zeit wurden die Annalen Corveys geführt. Sie gehen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts und sind bei dem Mangel anderer Nachrichten für die Geschichte der Abtei von großer Wichtigkeit. Es ist ferner kaum noch zweifelhaft, daß wir das unter dem Namen Saxo Poëta bekannte so wichtige Werk über die Thaten Karls des Großen dem bereits erwähnten Corveyer Mönch Agius, welcher in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts lebte, verdanken. Dieses Werk in fünf Büchern hat als Geschichtswerk sowohl wie als älteste Dichtung hervorragenden Werth. Es zeichnet sich aus durch eine auffallende Reinheit der Sprache, durch Eleganz und geschickte Behandlung des großen Stoffes, endlich auch dadurch, daß der Verfasser nicht ohne philosophische Bildung gewesen ist. Schon früh, als die ersten Schenkungen dem neuen Kloster zuströmten, wurden diese Traditiones Corbejenses verzeichnet und bis 1057 auf eine Rolle geschrieben, von dieser dann durch den Pater Johannes abgeschrieben. Doch begegnete dem Abschreiber dabei das Unglück, daß er mit der Rückseite anfing; weshalb die ältesten Traditionen erst unter § 225 beginnen. Von allgemeinerem Werthe war wiederum das Geschichtswerk, welches der Abt Bovo II. (900—916) schrieb. Es ist uns freilich nur aus einem Bruchstücke bekannt, welches in der Chronik Andreas von Bremen Aufnahme gefunden. Dasselbe behandelt die Normannenschlacht von 884, die als der Vorgang eines großen Wunders geschildert wird, so daß anzunehmen ist, daß in ähnlicher zeitgemäßer Art die Geschichtschreibung vom Autor gehandhabt ist.

Nach Bovo, um die Wende des 10. Jahrhunderts, ging, wie bereits hervorgehoben, die Klosterschule und das Unterrichtswesen mit der allmäligen Lockerung der Disciplin zurück und schwand jede Spur literarischer Thätigkeit. Erst der Glanz von Otto des Großen Thaten rief ein Geschichtswerk in Corvey hervor, wie noch keines in Sachsen ans Licht getreten war, wenn es auch in der Form den Verfall der grammatischen Wissenschaften deutlich erkennen ließ. Der Verfasser war Pater Wittekind. Das berühmte schwäbische Kloster Hirsau hatte diesen verdienten Mönch von früher Jugend an erzogen und ihn als Lector und Schriftsteller Corvey geschenkt, wo er unter den Aebten Bovo III. und Ludolf lebte. Bald Rector der Schule, genoß er wegen seiner Talente und seiner Gewandtheit großes Ansehen unter seinen Zeitgenossen. Sogar

Digitized by Google

Kaiser Otto und Heinrich der Heilige nebst Gemahlinnen, die an an seinen Schriften große Freude fanden, zeichneten ihn aus. Sein hervorragendes Werk ist die Geschichte Sachsens: res gestae Saxoniae lib. III, die er der Äbtissin von Quedlinburg, der Tochter Otto I., widmete. Es war damals, wie man heute sagen würde, ein epochemachendes Werk und brachte dem Autor mit Recht den Namen eines Vaters der sächsischen Geschichte ein. Die lebendige Wärme des Volksbewußtseins, welches es athmet, verleiht ihm einen Reiz, der den objectiven und nüchterner gehaltenen Annalen von damals abgeht. Wittekind ist eben mit seinen Vorzügen, wie mit seinen Mängeln „ächtes Reis vom Stamm der Sachsen" auf der Wende des 10. Jahrhunderts und in ihm spiegelt sich die Natur seines Stammes treu und wahr. Es konnte daher nicht fehlen, daß sein Werk mit Vorliebe gelesen und studirt wurde und sich bei den spätern Schriftstellern überall benutzt findet. Dieses erste größere Geschichtswerk ging namentlich auch in die große Weltchronik des Mönches Ekkehard († 1125) über. Dieser berühmte Benedictiner bildete zeitweilig ebenfalls eine bedeutende Kraft an der Schule von Corvey. Später wurde er erster Abt an dem vom Bischofe Otto von Bamberg gestifteten Kloster Aura an der fränkischen Saale und widmete sein in fünf Büchern zerfallendes Werk dem Abte Erkembert von Corvey, der mit höchst anregendem Einfluß damals dem Kloster vorstand. Das erste Buch dieser Weltgeschichte enthält die alte Geschichte von der Schöpfung bis zur Erbauung Roms, das zweite geht bis zur Geburt Christi, das dritte bis auf Karl den Großen, das vierte bis auf Heinrich V. und das fünfte endlich enthält die Thaten dieses Kaisers. Durch das fleißige Zusammentragen des Stoffes, durch strenge Wahrheitsliebe und Nüchternheit zählt die Chronik zu den ersten und besten Werken dieser Periode auf dem Gebiete der Geschichte. Daß Geschichtsstudium und Geschichtschreibung auch später noch in Corvey Interesse und thatkräftige Unterstützung fand, geht daraus hervor, daß der Abt Theodorich von Corvey im Jahre 1337 an die Obern mehrerer Klöster das Ersuchen stellt, die Ereignisse in ihren Chroniken aufzeichnen zu lassen, weil dies spätern Zeiten von Nutzen sein würde.

Als ein Hauptheros unter den Mönchen Corveys tritt uns im 12. Jahrhundert (1096—1158) der Abt Wibald entgegen. Sein verdienstvolles gelehrtes Wirken gehört der Wissenschaft und

Schule an. Seit 1130 Abt von Stablo, von 1146 aber Abt von Corvey, das damals gerade einer kräftigen Leitung bedurfte, war er Lothars, Conrads und eine Zeit lang auch Friedrichs Minister und während des Kreuzzuges dem unmündigen Könige Heinrich zur Seite. Er erhielt seine erste Erziehung im Kloster Stablo und ging dann nach Lüttich, wo er auf der damals so berühmten Domschule seine Studien fortsetzte. Hier studierte er die sieben freien Künste und war nach dem Urtheile des Petrus Diakonus in Allem unterrichtet. Er selber erzählt uns, daß er neben diesen Künsten auch Vorlesungen über Medizin und Landwirthschaft gehört und von höchst gelehrten nnd vom kirchlichem Geist getragenen Männern in den theologischen Wissenschaften unterwiesen worden sei. Das Studium und deshalb der Frieden des Klosters war seine Freude. Er hielt den Frieden für ein nothwendiges Bedingniß eines fruchtreichen Erfolges für jedes Kloster. Ein Brief, den er an die Mönche von Hastieres schrieb, trägt die Ueberschrift: An den Prior und die Brüder jenes Klosters Deo et paci militantibus — die Gott und dem Frieden dienen.

Einsamkeit ist Seelennahrung;
In der Stille kommt dem Geiste
Rechte Geistesoffenbarung.
Harre nur: der Gottesfriede
Heilt dir alle, alle Leiden.

Wibald war von großer Belesenheit und tiefer Kenntniß in den Werken alter und mittelalteriger Schriftsteller. Wir haben seinen Eifer für die lateinischen Schriftsteller, besonders für Cicero, sowie ferner hervorgehoben, daß er, wie sein Briefwechsel mit dem Dompropste Rainald zu Hildesheim ergibt, in Austauschverkehr mit der dortigen Stiftsbibliothek stand. Fügen wir hier noch bei, daß er mit dem gelehrten Scholarchen Mangold zu Paderborn (1149) Briefe tauschte und ihm das Lesen des Pythagoras, Plato, Sophokles und Simonides besonders ans Herz legte. Ein Feind der heute so viel auftretenden Viel- und Schnellleserei sagt Wibald einmal: „Das oberflächliche Lesen verschiedenartiger Bücher ergötzt wohl, nährt aber den Geist nicht. Es gibt auch eine gewisse Habgier in der Wissenschaft, womit auch unsere ersten Eltern versucht wurden. Man lernt Vieles, nicht um besser, sondern um stolzer zu werden". Daß Abt Wibald auch für Kunst und den inneren Schmuck der Kirchen Sinn und Sorge hatte, hören wir aus einem Briefe, in welchem zu seinem Lobe erwähnt wird, daß er die Gotteshäuser an Gold, Silber und sonstigem

Digitized by Google

Schmuck beschenkt habe. Einmal ist er mit einem Goldschmied in Briefwechsel, dessen geschickte Arbeit und Kunstfertigkeit er erhebt und den er bittet, die ihm aufgetragenen Arbeiten doch recht bald zu vollenden.

Die Worte der Ermunterung, die dieser Abt an den Erzbischof Heinrich von Bremen richtete: „Sei eine Zierde des Priesterthums, unterrichte den Clerus, befestige die Orden, breite aus das hl. Geheimniß", ließ er als mahnenden Ruf an sich selber ergehen.

Im Jahre 1150 kam er nach Höxter, eine Stadt in der nächsten Nachbarschaft seines Klosters, berief alle Geistlichen und den gesammten Rath und redete sie also an:

„Die Schulen sind Pflegstätten der Kirche und des Staates, daher ist es Pflicht, daß sie mit aller Treue und Sorgfalt wohl eingerichtet werden. Ich ermahne Euch also, daß Ihr diese Sorge mit mir übernehmet und einzig darauf denken möget, daß die Jugend keinen Schaden leide. Entfernt, was zu entfernen ist, räumt alle diesem Werke entgegenstehenden Hindernisse aus dem Weg und scheuet keine Kosten zur Ehre Gottes, zur Erhaltung der Kirche, zum Bestehen Eurer Stadt, zur Zierde des Vaterlandes, zum ewigen Wohle der Lehrer und Lernenden. Um die Sache um so sicherer zustande zu bringen, laßt uns Inspectoren wählen aus dem Rathe der Geistlichkeit und aus unserm Kloster und ihnen auftragen, alle drei Monate das Vor- und Rückschreiten der Schulen mit Aug und Herz zu prüfen und uns anzuzeigen. So ist eine Sporn da für Lehrer und Schüler."

Wir sehen, daß Abt Wibald zu einer Zeit, wo die Zucht schon abnahm und die Sittenverderbniß in den Klöstern schon gefährlich wurde, mit Frömmigkeit, Klugheit und Eifer Zaum und Zügel in der Schule zu führen verstand.

Auch die Poëtik trieb ihre Blüthen in der schönen Abtei an der lieblichen Weser. Der Chronist Wittekind und der vielgelehrte Pater Meinholt waren gute Dichter. Der Letztere wird uns in den Annalen als ein Universal-Genie beschrieben. Denn er war Theologe, Philosoph, Musiker, Dichter, ein guter Pädagoge, ein beredter Prediger und ein frommer Mönch. Quam pulchrum hoc septenarium; welch schöne Siebenzahl, fügt der Annalist hinzu. Später, im 11. Jahrhundert werden uns der Abt Arnold und der gewaltige und herrliche Scholarch Pater Bernard als sangesfrohe und sanges-

eifrige Poëten geſchildert. So ſingt Weber denn auch von ſeinem Pater Siegeward:

Islands Falke kann die Kappe,
Ring und Riemen ſtumm verſchmerzen,
Unaufhaltſam bricht des Liedes
Sprudel aus Poëtenherzen.
Auch im Kloſter deutſch und römiſch
Klangen Siegewards Geſänge,
Doch am hellſten klang der liebe
Heimathlaut der Osningshänge.

Eine Hauptaufgabe fanden die Mönche des Mittelalters endlich auch darin,

Leid zu tragen — Leid zu lindern,

und leiteten auch hierin ihre Schüler an. Es war daher die Medizin von früh an ein Gegenſtand der Lehre und des Studiums in Corvey und unter den Werken der Barmherzigkeit übte man auch die ärztliche Praxis. Den Bruder Beda ſchildert Weber mit den Worten:

Fromme Kunſt, des Leibs zu walten,
Frömmere, Seelenſchmerz zu lindern:
Beide pflog der gute Beda
An den lieben Menſchenkindern.

Solcher Brüder gab es manche im Kloſter. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts war in Corvey Pater Wicbert († 903) in Theorie und Praxis der Heilkunde wohl bewandert und ſchrieb, ſpäter Biſchof von Hildesheim, gelehrte Werke darüber. Sodann müſſen wir wieder hier den Pater Agius erwähnen der ebenfalls in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts neben ſeiner ſonſtigen Gelehrſamkeit die Arzneikunſt übte. Er beſuchte als Arzt namentlich das nahegelegene Kloſter Gandersheim und wurde der Biograph der dortigen Abtiſſin Hathumota, ſeiner Schweſter. Gegen Schluß des 10. Jahrhunderts lebte der Mönch Thiadagus, in geiſtlichen wie weltlichen Dingen erfahren und gelehrt. Er hatte ſeine ganze Ausbildung, insbeſondere auch die ärztliche Kunſt in Corvey ſich erworben. Dies bezeugt Thietmar von Merſeburg, wenn er in ſeiner Chronik von ihm ſagt: Hic in nova educatus Corbeja medicinali arte optime instructus est. Thiadagus wurde daher als Medicus vom böhmiſchen Herzog Bolislav, welcher an einer Lähmung aller Glieder erkrankt war, nach Prag berufen, wo er nach Heilung des Kranken den biſchöf-

Digitized by Google

lichen Stuhl bestieg. Dieser nicht allein gelehrte, sondern auch kunstsinnige sächsische Mönch aus der Schule von Corvey schuf in Böhmen die Grundlagen zu einer Entwickelung, die später im 14. Jahrhundert der Stadt Prag in den Künsten, besonders in der Mahlkunst großen Namen gab.

Wie schön stellt uns Weber in Pater Beda einen solchen heilkundigen Mönch des Klosters dar, der dem wundkranken Elmar jene hoffnungslose Diagnose stellen muß:

Schwer mit giftgetränkten Eisen
Hat ein Unhold ihn getroffen,
Machtlos gegen Teufelstücke
Sind die Säfte frommer Kräuter:
Ungestüm in allen Pulsen
Gährt und rast ein böser Eiter,
Machtlos ist die Kunst, und rathlos
Muß ich ihn verderben sehen:
Trauernd sag' ich: eine Blume
Wird der dunkle Schnitter mähen.

Im Kloster war von jeher ein Sanatorium oder Hospital für alle der Pflege bedürftigen Reisigen, welche des Weges kamen und an der Klosterpforte klopften, eingerichtet. Die Wirthschaftsordnung Corvey's aus der Zeit Ludwig des Frommen zählt daher auch zwei heilkundige Klosterbrüder in der Abtei auf. In einer Zeit, da man weit und breit von keinem Arzt in unserm Sinne, noch von Spitälern und Armenherbergen etwas wußte, wurde jeder Kranke hier liebevoll aufgenommen, auf sein Leiden untersucht und in opferwilligster Weise behandelt und gepflegt. Mit diesen Einrichtungen im Kloster aber begnügte man sich noch nicht, sondern schon 941, so lesen wir in den Annalen, wurde zu Wisarah — offenbar ein Ort an der Weser — ein kleines Spital mit einer dem hl. Lazarus geweihten Kapelle gebaut, wo Kranke, Pilger und arme Leute vom Kloster aus gepflegt und unterhalten wurden. Noch im Jahre 1402 wird berichtet, daß in der St. Gertrudis-Capelle jeden Morgen eine hl. Messe für die Kranken, wer sie auch seien, gelesen wurde. Wer mochte damals zur geistigen und leiblichen Erquickung und Stärkung nicht gerne im Kloster weilen? Doch nicht bloß Arme und Heimathlose, sondern reiche und mächtige Herrn des Reichs kamen trost- und pflegebedürftig dahin und bewiesen nicht selten ihre Dankbarkeit für Gesundung und Genesung durch glänzende Belohnungen und herrliche Weihegeschenke. In Corvey fand

Heinrich II., als er von Frankfurt, wo er das Weihnachtsfest gefeiert, zur Bestätigung des neuen Abts Wala herüberkam, den Sachsenherzog Bernard I. in der Pflege der Mönche und war zwei Tage nachher am 9. Februar Zeuge seines Todes. 1136 hielt sich Kaiser Lothar im Kloster längere Zeit auf. Im Jahre 940 kam der Herr von Waldenburg verwundet in das Kloster, die Nacht bei den Reliquien des hl. Vitus mit Beten und Fasten zuzubringen. Den nächsten Tag befand er sich besser und gar bald darauf war er geheilt. Er bewies auch seine Dankbarkeit dafür. 1094 bringt Hermann von Sichelsten dem Kloster ein Geschenk dar, weil auf das Gebet der Mönche sein Sohn wieder gesundet sei. Vom Jahre 1378 endlich wird berichtet, daß viele Vornehme den Sommer im Kloster zugebracht hätten. Vielleicht waren es Wohlthaten ähnlicher Art, welche im 11. Jahrhundert den Heinrich von Asloh veranlaßten, zu Ehren der zwölf Apostel zwölf Becher, von denen jeder mit dem Bilde eines Apostels geziert war, dem hl. Vitus zu schenken. Im Jahre 1171 schenkte ferner nach den Annalen der Graf Othelrich von Schwalenberg den Mönchen zu St. Martin eine silberne Gans und 1330 Johann von Steinburg die Statuen der zwölf Apostel in Lebensgröße. Doch nicht karg und nicht weniger edel erscheint jener Gotteslohn, auf den schlicht und treuherzig der geächtete Elmar in Dreizehnlinden beim Abschied seine barmherzigen Pfleger verweist, wenn er sagt:

Was Ihr Holdes an mir thatet,
Lohn' Euch Euer Herz und Jener,
Der den Sohn des Hauptmanns heilte,
Euer Gott, der Nazarener.
Gunst und Güte zu vergelten,
Wie geläng es einem Gaste,
Arm, wie ich, arm wie der Rabe
Auf dem winterkahlen Aste.
Nehmt denn, was mir blieb, des Mundes
Kargen Dank statt jedes andern;
Eins noch: Euer Thun, ich hätt' es
Euch gethan; — nun laßt mich wandern.

Aus Allem diesem sieht man, nicht bloß Theologie und Mathematik, Musik und Poesie, Geschichte und Sprachkunde, gewöhnlich der Bereich damaliger Gelehrsamkeit, sondern auch viele andere Disciplinen und Fertigkeiten wurden von den Mönchen beherrscht. Keine menschliche Kunst, kein menschliches Wissen war

Digitized by Google

ihnen fremd. Daher das verdiente Lob in Dreizehnlinden:

Preis den braven schwarzen Mönchen,
Preis den wackern Kuttenträgern,
Alles menschlich schönen Wissens
Frommen Hütern, treuen Pflegern.

Sie ergossen den Strom ihres Talentes und ihrer Fähigkeiten auf die Zöglinge ihrer Schulen und diese, erzogen in den Grundsätzen einer gesunden Philosophie und soliden Wissenschaft, machten ihren Lehrmeistern alle Ehre. Solche Resultate verbreiteten den Ruhm der Abtei über die Erde, so daß man die Mönche von Corvey als Muster der Gelehrsamkeit nach fremden Ländern verlangte, z. B. nach dem Böhmerlande, nach Frankreich und gar nach Italien, wo doch die Wiege europäischer Cultur von jeher gestanden hat. Ueberall waren sie Vorsteher gelehrter Schulen oder führten als würdige Aebte und tüchtige Bischöfe glückliche und glänzende Stäbe.

Bis gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts waren es die Söhne des hl. Benedict, welche die Oberhirten-Sitze Deutschlands zierten. In Hildesheim und in den Diöcesen nördlich davon waren meistens die Bischöfe Corveyer Mönche. Außer Altfried, dem Begründer der Domschule, sehen wir von 880 bis 919 in Hildesheim drei Corveyer hinter einander, nämlich Wicbert, Walbert und Siegehard die Inful tragen; in Brandenburg, Bremen, Hamburg, Merseburg, Magdeburg und Verden war dies nicht selten. Osnabrück und Minden waren häufig von Corvey abhängig und diese Abtei war es, die Paderborn und Münster einen Volkmar († 981) und Siegfried († 1032) zu Oberhirten gab. Bis nach Upsala und das fernste Scandinavien gingen Zöglinge Corveys, um als Bischöfe und Glaubensboten segensreich zu wirken. Selbst den Stuhl Petri nahm im Jahre 996 in der Person Gregor V. ein Zögling der Schule von Corvey ein. Er war ein Vetter Otto III., Bruno, ein Sohn Otto's, Herzog von Kaernthen, ein Kleriker von hoher Weisheit und Tugend.

Noch im 12. Jahrhundert war der Ruf der Corveyer Schule weithin bekannt. Als Markgraf Wicbert das Kloster Pegau im Merseburgischen stiftete, bat er sich von Corvey Mönche zur Besetzung aus. Er erhielt den damaligen Vorsteher der Schule, Windolf, aus dem berühmten Geschlechte der Padberger, der mit

mehreren anderen Mönchen gen Osten zog und als erster Abt der Stiftung lange Jahre vorstand.

Dann verstummen die Nachrichten über die Schule und die Vorsteher der Schule von Corvey und man gewinnt den Eindruck, daß nicht bloß die Mangelhaftigkeit der Ueberlieferung die Schuld daran trägt. Es scheint, als ob ein Theil der Arbeit auf diesem Felde einer Filiale der Corveyer Schule zugefallen sei. Schon im Jahre 862 gründete das Kloster nämlich in seiner unmittelbaren Nähe das Stift Nova ecclesia oder Niggenkerke, in den Urkunden praepositura clericorum ecclesiae St. Pauli genannt. Kaum 100 Jahre nach der Gründung dieses Stiftes blühte dessen Schule, als wenn sie mit der Corveyer wetteifern wollte. So, ruft der Annalist bei dieser rühmlichen Thatsache aus, liebt die Mutter ihre Tochter und ehrt die Tochter wiederum ihre Mutter. Dem entsprechend scheint die Stiftsschule das Kloster im Unterrichtswesen unterstützt zu haben und zwar in der Weise, daß diese Schule die erste Ausbildung besorgte und später nur die pueri claustrales d. h. die angehenden Klosterbrüder im Kloster weiter angeleitet wurden. In einem ähnlichen Verhältniß stand nämlich auch die Schule des Tochterklosters zu Marsberg, welches um das Ende des 14. Jahrhunderts seine pueri claustrales zur Vollendung ihrer Ausbildung ebenfalls nach Corvey sandte.

Wie diese Ausbildung der angehenden Mönche im Kloster beschaffen war und bewirkt wurde, darüber sind keine zuverlässigen und genauen Nachrichten vorhanden. Im Allgemeinen aber hielten sich die Klosterschulen länger in gutem Wirken als die Domschulen, besonders da durch die Stiftungen der hl. Dominikus und Franziskus am Ende des 12. Jahrhunderts ein neues Ferment in die geistige Entwickelung der Klöster des Abendlandes geworfen wurde. Man hätte deshalb meinen können, daß der Schaden, welcher durch Aufhebung der vita communis an den Domstiften bei den Domschulen entstand, durch den Flor der Klosterschulen, auf welche ja dieses Moment naturgemäß ohne nachtheiligen Einfluß blieb, hätte wett gemacht werden müssen. Allein, wenn auch die Klöster im Allgemeinen ihrem Feinde, der durch das rasche Emporwuchern irdischen Gutes in ihrer Hand im 10. Jahrhundert ihnen erwachsen war, glücklich widerstanden, so trat doch in den alten Genossenschaften allmälig ein Erkalten des ursprünglichen Eifers auf wissenschaftlichem Gebiete ein. Vor allem mußten die tiefgreifenden Zerwürfnisse und

Digitized by Google

Abwege, auf welche sich die Scholastik nicht selten verirrte, auf die Blüthe auch dieser Schulanstalten nachtheilig zurückwirken. Denn die Schulphilosophie schlug nach und nach vielfach eine verkehrte Richtung ein, indem man der Dialectik auf Kosten der übrigen freien Künste zu sehr Raum gab. Die Logik wurde allmälig Hauptdisciplin. Man begann den dialectischen Maßstab an alles, selbst an die Worte der hl. Schrift zu legen und alles zum Gegenstand syllogistischer Demonstrationen zu machen. Der Grammatik wurde das Scepter genommen und das Studium der alten Autoren für nichts mehr geachtet. Das daraus sich entwickelnde System des Haarspaltens und des Wortgezänks vergrößerte immermehr die Verwüstung auf ideellem Gebiete, welche zudem auch die Wildheit der Zeit bewirkt hatte. Es erstickte den Geist durch die Form und ward das Grab der ursprünglichen mittelalterigen Philosophie und Scholastik. Die Hörsäle der Scholastiker in den Klöstern, wie auf den entstehenden Universitäten wurden Tummelplätze gelehrter Turniere, welche, wie in dieser fehdelustigen Zeit von den Rittern mit Schwert und Lanze für Minne und Ehre, von ihnen für ihre aufgeworfenen, oft sehr albernen Thesen mit wunderbaren Definitionen, Distinctionen und Phrasen in nicht selten, gelinde gesagt, seltsamem Latein gegen einander ausgefochten wurden. Was anders konnte die Folge sein, als daß die eigentliche Wissenschaft sank, von diesen Kreisen sich zurückzog und die gelehrte Schule, die so lange die schönste Frucht und die geistige Würze des gemeinschaftlichen Lebens in Dom- und Ordensklöstern gewesen, in traurigen Verfall, unter unwürdigen und pedantischen Hütern und Pflegern in elendes Siechthum gerieth.

Diese zunehmende Verödung und ihre Ursachen beklagt ergreifend um 1350 der Corveyer Mönch Visselbeck in der Hörterschen Chronik. Er weist darauf hin, daß die alten Sprachen, namentlich das Griechische gänzlich vernachlässigt werde. „Weise", sagt er, „hatte der selige Abt Adalgar verordnet, daß jeder Kanonikus in der Niggenkerke auch die griechische Sprache lernen sollte, um die Evangelisten nnd Apostel im Original lesen und verstehen zu können. Aber jene Bestimmung wird nicht mehr beobachtet". Sein bitterer Schmerz bricht dann in die Worte aus: „Aus den Schulen ist all unser Heil, aller Ruhm, alle Heiligkeit und Reichthum hervorgegangen; jetzt aber hat man in den Klöstern für kein Ding geringere Sorge als für die Schulen. Deshalb werden wir zum Gespött des Volkes

und sind aller Welt verhaßt. Hätten doch in unsern Klöstern die Schulen immer geblüht und hätten wir nach der Regel gelebt, monastisch, nicht phantastisch!“[1])

In diese Klagen stimmen die Annalen von Corvey ein, indem sie die Jahre 1470 und 1471 mit den Worten schließen:

„Der Zustand unseres Klosters war so beklagenswerth, daß Pater Heinrich eine öffentliche Wehklage in Form einer Litanei verfaßte und sang. Im Jahre 1471 ging er mit Erlaubniß der Obern nach Hersfeld. Unterdessen mag Gott sich Corveys erbarmen, wo einst Frömmigkeit und Wissenschaft unsern Orden mit Glanz umgab, jetzt aber Luxus und Trägheit ihn schändet. Genug für den, der versteht“.

Aber wirkungslos verhallten solche bittere Strafworte im Taumel und Wirbel damaliger Zeit, wenn sie auch bezeugen, daß im Clerus wenigstens das Bewußtsein noch fortlebend war, daß einst die Schule desselben eine Zierde der Kirche Christi und der Stolz deutscher Geisteskraft war.

[1]) Ex scholis omnis salus nostra, omnis gloria, omnis sanctitas et divitiae, nunc vero nullius rei minor habetur cura in coenobiis, quam scholarum. Inde ludibrium populi fimus et omni genti odium. Utinam in nostris coenobiis scholae floruissent semper, nosque secundum regulam vixissemus, monastice, non phantastice.

Digitized by Google

Fünfundzwanzig Jahre in Rom

von

1870—1895.

Ein Bild des katholischen Lebens in der deutschen Colonie.

Von

A. de Waal.

Rector des deutschen Nationalhospizes von Campo santo.

Vorwort.

Am 8. December 1895, dem Feste der Unbefleckten Empfängniß Mariä, beging der deutsche katholische Lese-Verein zu Rom sein fünfundzwanzigstes Stiftungsfest. Wie dasselbe durch feierlichen Dankgottesdienst am Morgen in der Kirche der Anima, am Abende durch eine Festversammlung im prächtig decorirten Vereinslocale begangen worden, darüber haben die heimathlichen Zeitungen damals berichtet.

In das vergangene und in das laufende Jahr fällt für zahlreiche ähnliche katholische Vereine die gleiche Jubelfeier ihrer Gründung, dieselbe wird sich dort durchgehends auf den Kreis ihrer früheren und jetzigen Mitglieder und Gönner beschränken. Wenn wir für den römischen Verein ein weiteres Interesse voraussetzen, so hat das ebenso sehr seinen nationalen, als religiösen Grund. Haben in jenen heimathlichen Vereinen die Festredner es kaum unterlassen können auf den geschichtlichen Hintergrund der verflossenen 25 Jahre hinzuweisen, so drängt sich doch für den Verein in Rom dieser Hintergrund weit näher dem Auge und dem Geiste auf: war ja an jenem 8. December kaum der wüste Lärm verschollen, mit welchem die italienischen Liberalen und Freimaurer den Gedenktag an die Eroberung Roms und den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes am 20. September 1870 gefeiert hatten; die Erinnerung aber an jenes Ereigniß mußte zugleich wieder die damit in Zusammenhang stehenden Ereignisse und Folgen in der Politik, wie in der Geschichte der Kirche und des Papstthums in lebendigste Erinnerung bringen.

Digitized by Google

Aber nicht minder nahe lag es für den römischen Verein, im Rückblick auf seine verflossenen 25 Jahre auch das näher Liegende in's Auge zu fassen und von dem großen, weiten geschichtlichen Hintergrund weltbewegender Ereignisse den Blick auf das Bild im kleinen Rahmen zu richten, das sich uns in dem Leben der deutschen Colonie in Rom und in der Entwickelung des katholischen Lebens und Strebens in derselben darbietet. So ist denn für die Festfeier des Lese-Vereins am 8. December das Thema der Festrede eben dieser Rückblick auf die verflossenen 25 Jahre in der deutschen Colonie zu Rom gewesen.

Das natürliche Interesse aber, welches unsere Landsleute in der Heimath an ihren Brüdern in der Hauptstadt der katholischen Welt nehmen, wird es rechtfertigen, wenn ich das damals gezeichnete Bild in weiterer Ausführung veröffentliche, damit wir in Rom und die Glaubensgenossen im Vaterlande sich daran erfreuen. Es ist ja im gewissen Sinne selbst eine Pflicht für uns, zum Danke für das vielfache Wohlwollen, das der deutschen Colonie und ihren Instituten andauernd aus der Heimath entgegengebracht wird, Rechenschaft abzulegen und Bericht zu erstatten über Alles, was in diesen 25 Jahren dort gethan und geschehen ist.

Unsere Aufgabe beschränkt sich auf eine Schilderung des katholischen Lebens, seiner Fortschritte und seiner Bethätigung; was auf merkantilem Gebiete, was in profaner Kunst und Wissenschaft, und ebenso was von protestantischer Seite in religiöser und charitativer Beziehung Gutes und Erfreuliches geleistet worden, lag und liegt theils unserer persönlichen Beobachtung ferner, theils würde das über den Rahmen dessen hinausgehen, was speciell die Katholiken hier und in der Heimath interessirt.

Mögen denn diese Blätter eine freundliche Aufnahme finden und ein wenig dazu beitragen, das nationale und religiöse Band enger zu knüpfen, das uns in Rom untereinander, wie mit den Brüdern im Vaterlande verbindet.

Rom, am Feste der hl. drei Könige 1896.

I.

Bis zum Jahre 1870 besaß unser Volk an nationalen Stiftungen und Instituten in der ewigen Stadt die Anima, das Germanicum, den Campo santo und St. Elisabeth.

St. Elisabeth, das Kirchlein der ehemaligen deutschen Bäckergilde, war wohl selbst den meisten Landsleuten in Rom unbekannt. Neben St. Andrea della Valle gelegen, war es, eine Stunde in der Frühe abgerechnet, wo ein italienischer Priester dort die hl. Messe las, den ganzen Tag geschlossen. Nur zwei Mal im Jahre, am Titelfeste der Heimsuchung Mariä und an einem Tage in der Octav von Allerseelen hielt dort die Bruderschaft von Campo santo ihre Andacht. Wenn im 15. und noch im 16. Jahrhundert in ganz Rom wohl nur Brod, das von deutschen Bäckern bereitet worden, gegessen wurde, so hatte in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts das Aussterben der deutschen Bäckerinnung die Verschmelzung ihrer „Schule" mit der Bruderschaft von Campo santo zur Folge gehabt.

Die Kirche des Campo santo, die ein geschmackloser Zopf auf das ärgste verunstaltet hatte, besaß wenig Anziehungskraft für die deutschen Landsleute. Wohl war durch die Erneuerung der Statuten unserer Bruderschaft im Jahre 1847 vorübergehend ein frischeres Leben dort eingezogen, dank dem frommen Eifer, mit welchem einige Männer, deren Namen in der deutschen Colonie unvergeßlich bleiben werden, sich der verfallenen Stiftung annahmen.

Allein der Aufschwung war nur ein kurzer gewesen, und fast das einzige, was dem Campo santo noch einige Bedeutung bewahrte,

Digitized by Google

war der Gottesacker, der nationale Friedhof der Deutschen. Da nach den Statuten auch solche, welche in zweiter und dritter Generation von Deutschen abstammten, der Bruderschaft angehören konnten, so war das italienische Element vorherrschend; die Officien, welche lateinisch gesungen wurden und wobei die Brüder in einem schwarzen Sack erscheinen mußten, hatten für die Deutschen etwas Fremdartiges; dazu kamen wiederholte Reibereien wegen materieller Interessen. Eine Zeitlang war ein gewisses wissenschaftliches Streben dadurch in Campo santo angeregt worden, daß man deutschen Priestern, welche in Rom sich weiter ausbilden wollten, freie Wohnung und ein tägliches Meßstipendium zur Verfügung stellte; allein Ende der sechsziger Jahre fand sich nur mehr der Rector, d. h. der ganz und gar unter dem Commando der Brüder stehende Kaplan der Bruderschaft im Hause. Selbst zur Zeit des Concils, wo doch die unmittelbare Nähe des Vatikans einladend genug gewesen wäre, nahm keiner unserer Bischöfe Wohnung im Campo santo.

Das Germanicum hatte seinen Sitz im Palazzo Borromeo, einem feuchten, kalten Bau; als geschlossenes Institut zur Ausbildung von Priestern für die Heimath trat es mit der deutschen Colonie in Rom nur wenig in Berührung. Man freute sich, in den Alumnen mit den rothen Anzügen lieben Landsleuten zu begegnen, oder sie bei den hohen kirchlichen Festen in al Gesu am Altare fungiren zu sehen; der eine oder andere der hiesigen Deutschen mochte auch wohl zu den Patres der Gesellschaft Jesu, welche das Collegium leiteten, zu dem Rector, P. Steinhuber, den deutschen Professoren Schrader, Franzelin u. a., sowie zu dem frommen, siebenzigjährigen Spiritual, P. Huber, in näherer Beziehung stehen; sonst hatte das Germanicum auf das Leben der deutschen Colonie keinen merklichen Einfluß.

So blieb denn die Anima so ziemlich die einzige, das deutsche Element in Rom vertretende Stiftung, um so mehr, als sie durch den Rector Aloys Flir (1853 – 1859) eine neue Organisation und damit neuen Aufschwung erhalten hatte. Ihm vor allem ist es zu danken, daß die Anima wieder ganz und ausschließlich deutsch wurde; seine geistvollen Predigten, die Anregung, welche er auf dem Gebiete der Kunst, wie der Wissenschaften zu geben verstand, — Overbeck's sieben Sacramente sind im Bilde ausgeführte Predigten Flir's — sein unermüdlicher Eifer für alles Gute und Schöne machten die Anima bald zum leuchtenden Mittelpunkte für die Besten und Edelsten unserer Nation, deren damals die deutsche Colonie sich rühmen

durfte. Leider starb Flir viel zu frühe; aber auch unter seinem Nachfolger Gaſſner, der ihm an Geist und Talent so wenig ebenbürtig war, kam es in den Jahren 1869 und 1870 der Anima zu Gute, daß der größere Theil der aus Deutschland — Oesterreich zu den Vorarbeiten des Concils berufenen Consultoren, und während des Concils eine größere Zahl unserer Bischöfe daselbst eingekehrt war. Das waren außerordentliche Umstände, welche der Anima zumal nach Außen hin eine besondere Bedeutung gaben. Für die deutsche Colonie als solche aber war um das Jahr 1870 die Anima keineswegs mehr das, was sie unter Flir gewesen. In den sonntäglichen Predigten fanden sich weniger, als wenige Zuhörer ein; die für die deutschen Kinder in's Leben gerufene Elementarschule brachte es selten zu mehr als einem Dutzend Knaben; nur der unter Gaſſner in der Anima gegründete Kolping'sche Geſellen-Verein erfreute sich dadurch einer gewissen Blüthe, daß sich unter den Zuaven und in andern päpstlichen Truppentheilen manche brave Soldaten fanden, welche in der Heimath dem Verein angehört hatten und jetzt auch, soweit der Dienst es gestattete, den Versammlungen, zumal an den Sonntag-Abenden beiwohnten. Als Vereinslocal diente die Elementarschule; in diesen beschränkten Raum mußte der Verein die deutschen Bischöfe einladen, als er im Concilsjahre zu Ehren derselben das Schauspiel „Kronen und Palmen" aufführte.

Flir hatte den Gedanken gehabt, die alte Bruderschaft bei der Anima wieder in's Leben zu rufen; aber er hatte ihn aufgegeben, und wenn er vielleicht in einer anderen Form eine religiös-sociale Vereinigung der Landsleute ersonnen hätte, so verhinderte der frühe Tod ihn an der Ausführung. Der zur Zeit des Concils in's Leben gerufene adelige Club und das deutsche Militär-Casino waren geschlossene Gesellschaften, und andere Vereinigungen gab es unter den deutschen Katholiken nicht. Jeder ging seiner Wege, und selbst der im Jahre 1869 durch den damals in Rom weilenden Dr. Hülskamp von Münster gemachte Versuch zur Bildung eines deutschen Zirkels mißlang. —

Das ist in wenigen Zügen das Bild unserer nationalen Stiftungen und Institute, wie des Lebens unter unsern deutschen Landsleuten vor 25 Jahren; sehen wir nun, wie Jahr um Jahr die Dinge sich zum Bessern entwickelt haben.

Der Anfang wurde in Campo santo gemacht durch den wenige Monate vor der Eroberung Roms neu ernannten Rector Dr. Jaenig

Digitized by Google

aus der Diöcese Prag. Eine hochherzige Gabe Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, unter dessen Allerhöchstem Protectorate unsere beiden Nationalhospitze stehen, ermöglichte demselben, zunächst den baufälligen Dachstuhl der Kirche zu erneuern und der Kirche statt des bisherigen Ziegelpflasters eine Marmorflur zu geben. Zum Andenken an seine verstorbene Gemahlin, welche 1871 auf dem Campo santo bestattet worden war, ließ Fürst Wolkonsky die Stationen neu malen. In einem gründlichen Umbau der Kirche unter Leitung eines in Campo santo wohnenden Priesters der Diöcese Münster wurden, nach Abbruch von vier Zopfaltären, die alten, vermauerten Fenster wieder eröffnet und im Herbste 1871 die Ausmalung der Kirche durch zwei Mitglieder des Gesellen-Vereins in Angriff genommen. Der eine derselben, Wilhelm Clausing, ist heute ein weit über die Grenzen seiner westfälischen Heimath bekannter Meister. Am Feste der Geburt des hl. Johannes 1873 wurde die restaurirte Kirche feierlich dem Gottesdienste zurückgegeben. Bei dem vierzigstündigen Gebete, das mit dem Feste zusammenfiel, pontificirte am zweiten Tage der Erzbischof Vitelleschi, am dritten der Erzbischof und päpstliche Kriegsminister De Merode. Die österreichische Botschaft und die bayerische Gesandtschaft waren durch ihre Legationsräthe vertreten; das Germanicum hatte Gesang und Altardienst übernommen.

In seiner rastlosen Thätigkeit hatte Jaenig wenige Wochen nach der Eroberung Roms 1870 den Grafen Schönburg-Forderglauchau und einen Kaplan der Anima zu einer Conferenz nach Campo santo eingeladen, um die Gründung eines Vereins zu berathen, welcher die katholischen Männer der deutschen Colonie einander näher führen sollte. In dem mit St. Elisabeth verbundenen ehemaligen Bäckerhospiz befand sich oben ein großer Saal, welcher dem Verein für seine Versammlungen zur Verfügung gestellt wurde. Am 8. December feierte dort der deutsche katholische Lese-Verein sein Stiftungsfest.

Indem dann der Verwaltungsrath von Campo santo den Präses des Gesellen-Vereins zum Rector an der Kirche von St. Elisabeth ernannte, wurde jener Saal des Lese-Vereins auch dem Gesellen-Verein eingeräumt. Am Patronsfest des hl. Joseph im Sommer 1872 feierte der Gesellen-Verein durch die Aufführung des für diesen Tag eigens gedichteten Schauspiels „Meister Faustgerecht“ seine Ueberfiedelung aus der Elementarschule der Anima in sein neues Heim.

Als Jaenig Ende 1872 zum Rector der Anima ernannt wurde, setzte er seine Restaurationsthätigkeit von Campo santo her dort

fort, wobei ihm neben jenem Priester ein Künstlergenie ersten Ranges in unserm vortrefflichen Prof. Ludwig Seitz zur Seite stand. Neue Fenster, darunter das Prachtfenster über dem Portal, ein Geschenk des Kaisers von Oesterreich, nach Zeichnung von Prof. Seitz in Innsbruck gebrannt, eine neue Orgel, die Ausmalung der Gewölbe und im besonderen der Kapelle des hl. Johannes Nepomucenus, der Katafalk, der nicht nur der schönste, sondern der einzig schöne und stilvolle in Rom ist, der herrliche Osterleuchter, den er zur Säcularfeier der Befreiung Wiens vom Kaiser erbat, das sind die monumentalen Erinnerungen in der Kirche der Anima an Jaenig's Thätigkeit als Rector der nationalen Anstalt. Zur Hebung des Kirchengesangs wurde durch ihn im Bunde mit dem deutschen Cäcilien-Verein im Jahre 1880 die Schola Gregoriana in's Leben gerufen, die bis heute unter ihrem Chordirector Dr. Müller nicht nur in der Anima, sondern an hohen Festen auch im Campo santo und in andern Kirchen einen wenigstens edleren und würdigeren Gesang bietet, als man ihn selbst in größeren Basiliken Rom's zu hören gewohnt ist.

Ein Kaplan der Anima aus der Diöcese Köln, Schörderey, regte 1873 die Bildung einer deutschen St. Vincenz-Conferenz an, welche ihren Sitz in der Anima hat und bis auf den heutigen Tag ihre segensreiche Thätigkeit für die armen Landsleute in Rom fortführt, während der vom Campo santo aus zu Weihnachten 1874 in's Leben gerufene Lieb-Frauen-Verein unter dem Präsidium der Gräfin Hahn zur Unterstützung von armen Frauen nach einigen Jahren leider wieder einging.

Schon 1844 und wiederum 1860 war im Verwaltungsrath des Campo santo auf Anregung des Herrn Spithöver die Gründung eines deutschen Spitals wiederholter Gegenstand ernstlicher Berathungen gewesen; 1850 waren in der Anima verwandte Vorschläge gemacht worden. Der Ausführung des lang gehegten Projects kam man um einen Schritt näher, als 1871 Pius IX. dem unter dem Präsidium des Monsignor von Montel gebildeten Comité seine photographische Aufnahme gestattete, um aus dem Erlös der Photographien den Anfang zu einem Fond zu bilden, aus welchem die Kosten des Spitals gedeckt werden sollten. Bis Ende 1876 waren daraus, wie aus andern Gaben 10,000 Frcs. zusammengeflossen. So gering dieses Capital war, um daraufhin ein Krankenhaus in's Leben zu rufen, so glaubte man doch nicht länger zögern zu sollen, und nachdem mit der General-Oberin der Kreuzschwestern

Digitized by Google

vom Mutterhause zu Ingenbohl durch den damaligen Kaplan der Anima, den späteren Rector und jetzigen Bischof Doppelbauer von Linz, die Vorverhandlungen zum Abschluß gebracht worden waren, führte der Präsident des Spital-Comités, Monsignor v. Montel, am 1. Mai 1877 die ersten zwei Schwestern in die ihnen bei der Anima zur Verfügung gestellten Räume ein. Auf Grund freundschaftlicher Vereinbarung siedelten dann die Schwestern im October des folgenden Jahres nach St. Elisabeth, der Lese-Verein aber mit dem Gesellen-Verein in die Anima über. Als auch jene Räume für die Schwestern sich bald als nicht mehr ausreichend erwiesen, mietheten sie 1880 erst ein Haus in der Nähe, und erwarben dann 1883 unter Vermittlung des Herrn Spithöver ihr jetziges Kloster in Via S. Basilio. Hier haben sie nun, neben dem ursprünglichen Zwecke der Krankenpflege, sich noch andere Aufgaben gesucht, ein Hospiz und eine Kinderschule in's Leben gerufen. Allein in welchem Maaße die Thätigkeit der Schwestern speciell für unsere armen erkrankten Landsleute in Anspruch genommen wird, das weiß am besten Monsignore v. Montel, der alljährlich bei der Rechnungsablage einige hundert Francs zulegen muß, um welche die Auslagen die Zinsen unseres Spitalfonds regelmäßig übersteigen. Während die Schwestern neben den Armen auch vermögliche Kranke gegen Bezahlung aufnehmen, üben sie zudem auch die Haus-Krankenpflege; welche Opfer sie in diesem Liebesdienste bringen, davon sind zwei Kreuze auf unserm Campo santo die stummen Zeugen; denn dort ruhen neben einander zwei Schwestern, die, beide am Krankenbette vom Typhus angesteckt, einander binnen 14 Tagen in's Grab folgten.

Wenden wir für einen Augenblick uns noch wieder nach St. Elisabeth, so zogen bald nach den Schwestern dort 1881 die Benedictiner von Amerika ein, um dieses Haus, das erst dem Handwerk, dann dem Leben und Streben zweier Vereine, darauf den Werken christlicher Charitas gedient hatte, nunmehr zu einer Stätte der Wissenschaft zu machen. Wenn auch der Hochwürdigste Abt Wimmer, der das Collegium in's Leben gerufen, es nach einigen Jahren aus Mangel an Unterstützung von Seiten anderer Benedictiner-Stifte eingehen lassen mußte, so ist seine Schöpfung doch, wenn nicht das Vorbild, so doch der Vorläufer für jene gemeinsame benedictinische Pflanzschule kirchlicher Studien gewesen, welche Leo XIII. in dem Collegium Anselmianum in's Leben gerufen hat. Aehnlich, wie früher in St. Elisabeth, sind hier der Prior und alle Professoren,

und die Hälfte der Kleriker deutscher Nationalität. Einstweilen hat dasselbe noch seinen Sitz in einem gemietheten ehemaligen Hotel; aber das mächtige Kloster ist schon nahezu fertig, das Leo XIII. auf dem Aventin erbaut hat.

Der Gesellen-Verein erhielt 1889 ein eigenes Heim im Campo santo, dessen Einweihung am Patronsfeste des hl. Joseph zugleich mit dem 25-jährigen Stiftungsfeste des römischen Vereins zusammenfiel. Der Tags vorher angekommene Bischof von Fulda las die Jubelmesse im Campo santo, spendete den Gesellen die hl. Communion und richtete an sie eine herzliche Ansprache; später hielt in der Anima Mosignor Hergenröther die Festpredigt; nachher sang der Erzbischof De Nekere das Pontifical-Amt, dem auch der österreichische Botschafter, Graf Revertera beiwohnte. Am Nachmittage wurde in Campo santo das neue Gesellen-Hospiz durch Bischof Jacobini, Secretär der Propaganda und Stifter des großen römischen Handwerker-Vereins, feierlich eingeweiht, wobei der Gesangchor der Schweizergarde mitwirkte. In der Festversammlung am Abende, zu welcher jener Verein bereitwillig sein prächtiges Local zur Verfügung gestellt hatte, hielt erst der Präses, Dr. Schmitz, dann Cardinal Melchers eine Ansprache an die Gesellen; darauf kam das Schauspiel „Tim, der Negerknabe" zur Aufführung. Dieser Aufführung verdankte der Lehrling Joseph Recktenwald, welcher den Negerknaben spielte, sein Glück: Monsignor Jacobini fand Wohlgefallen an dem lebhaften Spiel des kleinen Schwarzen und nahm ihn bald nachher in die Propaganda auf, wo er jetzt in den theologischen Studien sich für die hl. Priesterweihe vorbereitet. Möge dann aus dem kleinen Tim ein großer Missionär werden!

Im Herbste 1878 fand ein neugeweihter Priester der Erzdiöcese Freiburg, Johannes Jordan, Aufnahme in das Collegium von Campo santo. Im Jahre 1848 geboren, hatte er bis zu seinem 21. Jahre das Anstreicher-Handwerk betrieben; dann aber warf er sich auf die Studien und machte nach 5 Jahren sein Abiturienten-Examen. Nach Empfang der Priesterweihe kam er nach Rom, schon damals erfüllt von einer Idee, die gleich einem Samenkorn sich still und allmählig entwickeln und durch verschiedene Wandlungen hindurch das werden sollte, was heute in der katholischen Lehrgesellschaft oder, wie die neueste Bezeichnung lautet, Congregatio Divini Salvatoris vor uns steht. Im Jahre 83 oder 84 wurde der Anfang gemacht, erst mit dem männlichen, dann mit dem weiblichen Zweige der Gesellschaft. Aus letzterer entwickelte sich unter der Ein-

Digitized by Google

wirkung des Monsignor Jaquemin eine selbstständige Ordensgenossenschaft der Schwestern von der Schmerzhaften Mutter, welche seit dem Jahre 1885 ihren Sitz bei dem Kirchlein von St. Michaele, Borgo Sto Spirito hat, und deren Aufgabe in Krankenpflege und Kindererziehung besteht. Die Zahl der Schwestern beläuft sich heute bereits auf 200. Im Herbste 1889 wurde die erste Filiale in Nordamerika gegründet, der dann in der Folge fast Jahr um Jahr neue Stiftungen, meist unter persönlicher Einwirkung des Monsignor Jaquemin und der General-Oberin Maria Francisca, gefolgt sind, sowohl in Amerika, wo die Congregation gegenwärtig sechs Häuser besitzt, als in Oesterreich, wo zumal in Wien die Schwestern sich schnell allgemein beliebt gemacht haben.

Wenn P. Jordan im Beginne seines Unternehmens mit Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art zu kämpfen hatte, wenn die materiellen Mittel fehlten, Mißtrauen in seinen Beruf und in seine Befähigung ihm einflußreiche Gönner versagte, wenn die ersten Jünger, die er um sich sammelte, nur zu häufig wieder entlassen werden mußten oder aus eigenem Willen fortgingen und dann, in Rom bleibend, keineswegs dazu beitrugen, ein gutes Licht auf sein Werk zu werfen, so hat doch er unentwegt an seinem Ziele festgehalten und in einem unerschütterlichen, oft wunderbar belohnten Gottvertrauen die Kraft gefunden, ruhig und muthig weiter zu bauen. Heute zählt seine Congregation 400 Mitglieder, in der Mehrzahl deutscher Nation, unter ihnen 65 Priester; die Propaganda hat ihm in Indien einen weiten Missionsdistrict überwiesen; in Süd- und Nordamerika, in Tivoli und auf Sicilien, in Wien und Vorarlberg, in Freiburg in der Schweiz und an andern Orten wirken seine Patres in segensreichster Weise. Im verflossenen Sommer konnte P. Jordan den großen Palazzo Moroni in der Nähe des Vatikans ankaufen, wo fortan das Generalat der Congregation seinen Sitz hat. Der Apostel-Kalender, der seit vier Jahren erscheint, hat schnell eine weite Verbreitung gefunden (Aufl. über 60,000).

Der weibliche Zweig der Congregation, gleichfalls vorwiegend aus deutschen Jungfrauen bestehend, hat sich unterdessen zuerst in Tivoli neu entwickelt, bis vor zwei Jahren die General-Oberin, Mutter Maria von Wüllenweber, eine Dame aus altem westfälischen Adel, das Generalat nach Rom, vorläufig in die Via Lungara, überführte. Auch von ihren Schwestern, deren Zahl sich im Ganzen auf 100 beläuft, fanden die einen in Central- und in Nord-Amerika,

andere in Indien, in der Schweiz und in Italien in der Krankenpflege und in der Erziehung der Kleinen mit segensreichstem Erfolge das Feld ihrer Thätigkeit.

Es mag hier auch erwähnt werden, daß 1876 Pauline von Mallinckrodt, als sie die Approbation der Statuten ihrer Congregation bei dem hl. Stuhle nachsuchte, mehrere Wochen im Campo santo Wohnung genommen; desgleichen kehrten im November 1887 die ersten Missionäre der Benedictiner von St. Otilien, welche nach Ostafrika gehen sollten, in Campo santo ein und legten in der dortigen Kirche Profeß ab. Auch die für das neue deutsche Hospiz in Jerusalem bestimmten Töchter des hl. Carl Borromaeus nahmen ihren Weg über Rom, wo ihnen von Campo santo aus Privataudienz beim hl. Vater erwirkt wurde.

II.

Wenden wir uns wieder unseren alten National-Stiftungen zu, so hatte Pius IX. 1863 für Campo santo eine Commission (Sacra Visita) mit Cardinal Hohenlohe an der Spitze eingesetzt, um der Stiftung eine für die materiellen und geistigen Interessen der Landsleute ersprießlichere Wirksamkeit zu eröffnen. Verschiedene Umstände, besonders die schwierigen Verhältnisse nach der Eroberung Rom's, zogen diese Arbeiten bis in das Jahr 1876 hinaus, wo die neuen, vom hl. Stuhle approbirten Statuten die alte Bruderschaft zur schmerzhaften Mutter neu organisirten, und zumal durch Creirung eines Priester-Collegiums, zunächst für geschichtliche Forschungen und archäologische Studien, der nationalen Stiftung einen wesentlich erweiterten Wirkungskreis gaben. Die Verdienste des Cardinals Hohenlohe um die Hebung des Campo santo sind durch eine eigene im Auftrage des Papstes erlassene Zuschrift anerkannt worden; dankbar verehren wir in Sr. Eminenz einen unserer hervorragendsten Wohlthäter.

Der gegenwärtige Rector, der am 23. December 1872 auf Jaenig gefolgt war, hatte schon unter diesem als Kaplan und als Präses des Gesellen-Vereins die Restauration der Kirche von Campo santo geleitet, sowie an der Ueberführung des Gesellen-Vereins nach St. Elisabeth durch Rath und That Theil genommen; durch die Gründung des Priester-Collegiums erhielt er eine neue, und wenn auch schwere, so doch überaus lockende und zugleich lohnende Aufgabe. Durch allseitige Unterstützung aus der Heimath konnten bis jetzt fünf Kaplanstellen fundirt werden; die Bibliothek zählt bereits gegen

Digitized by Google

6000 Bände, vorwiegend für Archäologie, Geschichte und Kunst; die Sammlung christlicher Alterthümer ist schon heute die bedeutendste Privatsammlung dieser Art in Rom. Die Römische Quartalschrift, welche nunmehr ihren zehnten Jahrgang beginnt, bietet den Priestern des Collegiums Gelegenheit, die Ergebnisse ihrer Studien und Forschungen sofort zu publiciren, resp. größere Publicationen vorzubereiten und einzuleiten. — Als durch die furchtbare Pulverexplosion am 23. April 1891 alle gemalten Fenster der Kirche bis auf wenige Bruchstücke zertrümmert wurden, schenkte zunächst die Glasfabrik des Herrn Oidtmann zu Linnich die beiden großen westlichen Fenster des Querschiffs; Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich schenkte die beiden gegenüberliegenden Fenster; das prachtvolle Fenster in der Muttergotteskapelle fügte die Kgl. sächsische Hof-Glasbrennerei von Hertel und Lersch zu Düsseldorf hinzu, so daß nur noch die vier kleineren unteren Fenster der Wohlthäter harren, welche auch diese erneuern helfen. — Das Hospiz ist um ein Stockwerk erhöht, durch mancherlei bauliche Verbesserungen zweckentsprechender gemacht worden. — Weiterhin wurde nach und nach eine Reihe von besondern Andachten und Feierlichkeiten in Campo santo eingeführt, welche die deutschen Landsleute am Vorabende von Neujahr, am Charfreitag, zur Frohnleichnamsprocession, zum Abende von Allerseelen und andern Festen in der Kirche des Campo santo versammeln und so neben der religiösen Gesinnung das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit nähren und stärken.

Die Anima hatte bis zum Jahre 1870 durchgehends nur vier oder fünf Kapläne; bald nachher stieg diese Zahl auf das vierfache und darüber. Von Rector Jaenig ist die Gründung des böhmischen Collegs ausgegangen, das anfangs in einem eigenen Anbau der Anima seinen Sitz hatte, bis der neue Rector Doppelbauer, Jaenig's Nachfolger, es veranlaßte, sich auf eigene Füße zu stellen. Seitdem besitzt dieses Colleg ein Haus nebst Kirche an der Via Sistina zur Ausbildung von Priestern beider Nationalitäten, der deutschen und der czechischen, aus den böhmischen Diöcesen. — Als die eigentliche Nationalkirche der Deutschen verwendet die Anima ihre reichen Einkünfte zur Unterstützung der armen Landsleute in Rom, wie der armen Pilger, sowie zum Unterhalt der Priester, welche als Kapläne zunächst die würdige Feier des Gottesdienstes besorgen, sich der Pilger annehmen, den Kindern unserer deutschen Colonie Religions-Unterricht ertheilen, vor allem aber in einem durch-

gehends zweijährigen Studienkursus sich dem Kirchenrechte und andern theologischen Disciplinen widmen, durch welche sie, in die Heimath zurückgekehrt, ihren Diöcesen nützlich sein können. Kaum in einer andern Kirche Roms wird der Gottesdienst so würdig gefeiert, als in der Anima; jeden Sonntag von Allerheiligen bis Peter und Paul ist deutsche Predigt; die freudigen und traurigen Ereignisse in der österreichischen Kaiserfamilie werden durch besondere Feierlichkeiten begangen, wobei die in ihren Uniformen erscheinenden Herren der beiden Botschaften die Aufmerksamkeit der Landsleute, wie der Nichtdeutschen auf sich ziehen. Das regelmäßige Absteige-Quartier für unsere heimischen Bischöfe ist die Anima; wiederholt ist in den letzten Jahren in ihrer Kirche die Consecration neuer Bischöfe vorgenommen worden. Im Jahre 1889 wurde das Fest des hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen, für die Anima zum Festtage ersten Ranges erhoben. Unter dem Rector Doppelbauer, wie unter dem jetzigen Rector, Prälaten Nagl, ist die Bedeutung der Anima von Jahr zu Jahr nach Innen, wie nach Außen gestiegen; sie ist bewußter kirchlicher Mittelpunkt der deutschen Colonie für uns hier in Rom wie für die Glaubensbrüder in der Heimath, – unvergleichlich mehr als dies vor 25 Jahren der Fall gewesen ist.

Es mag hier der Platz sein, dankbar des hohen Schutzes zu gedenken, den unsere beiden Stiftungen in den schlimmen Jahren nach der Eroberung Roms, gegenüber der Gier der italienischen Regierung nach Kirchengut, bei der österreichischen Botschaft gefunden haben. Wie Graf Trauttmansdorff und Graf Paar und in gleicher Weise der gegenwärtige Botschafter Graf Revertera, und unter ihnen die Botschaftsräthe Graf Brandis, von Heidler und von Ambró Alles gethan haben, um das Kaiserliche Protectorat zum Besten unserer Stiftungen nach jeder Beziehung segensreich zu machen, das soll wenigstens im Allgemeinen hier, unter dem Ausdruck des lebhaftesten Dankes, angedeutet sein.

Das Germanicum vertauschte seinen feuchten, dunkeln und ungesunden Sitz im Palazzo Borromeo mit dem ehemaligen Hotel Costanzi, bei welchem der rührige und umsichtige Rector P. Schroeder ein schmuckes Kirchlein in romanischem Stil zu Ehren des hl. Johannes Berchmans erbaute. Neben den Zöglingen, deren Zahl sich durchschnittlich auf hundert beläuft, wohnen in den weiten und gesunden Räumen des Hauses gegenwärtig drei Cardinäle, Melchers, Steinhuber und Marzella, und in jüngster Zeit ist auch das Generalat des Jesuitenordens dorthin verlegt worden. Bei besonderen kirchlichen

Digitized by Google

Feierlichkeiten in der Anima, wie im Campo santo pflegen die Alumnen des Germanicums den Altardienst zu versehen.

Als im Jahre 1887 zur Erbreiterung der Straße das Kirchlein von St. Elisabeth nebst dem anstoßenden Hospiz expropriirt und abgebrochen wurde, hat der Verwaltungsrath von Campo santo aus einem Theile der Verkaufssumme ein für den sittlichen Schutz unserer weiblichen Jugend unendlich segensreiches Institut in's Leben gerufen das unter der Leitung der Grauen Schwestern stehende Marienhospiz für deutsche Mädchen.

Durchgehends befinden sich gegen hundert deutsche Mädchen in Rom, die hier als Gouvernanten, Kammerfrauen oder Köchinnen Stelle gefunden haben, und wenn auch die eine oder andere nach Neapel, Palermo oder wohin sie sonst ein günstiges Anerbieten lockte, weiter fliegt, so kommen hinwiederum jährlich andere, welche in der Fremde ihr Glück suchen und es am liebsten in der ewigen Stadt finden möchten. Unkundig der Sprache, mit den Verhältnissen unbekannt, ohne Lebenserfahrung finden sie bei den Schwestern in gewissem Sinne das elterliche Haus wieder. Hier sind sie vor den Gefahren geschützt, hier besorgt man ihnen eine ihren Fähigkeiten entsprechende Stelle in guten Familien, hier finden sie Zuflucht und Aufnahme, wenn sie ihren Dienst verloren haben, hier holen sie sich Rath und Trost in zeitlichen und geistigen Anliegen. Das unter unsern Mädchen gebildete Marienbündniß zählt in seinem Register schon über 300 Mitglieder; jeden Sonn- und Feiertag versammeln sie sich in der Hauskapelle zu einer kurzen, ihrem Stande entsprechenden Predigt und Andacht, dann kommen sie im Conferenzsaal zu einem belehrenden Vortrag und zu ungezwungener Unterhaltung zusammen. Das Namensfest des Rectors und der Oberin, wie das hl. Weihnachtsfest geben den willkommenen Anlaß zu besonderen Festlichkeiten mit Gesang, Declamationen und theatralischen Aufführungen. Eine eigene Sanct Martha-Sparkasse ermöglicht es den Mädchen, ihre Ersparnisse durch die freundliche Vermittlung des Herrn Bankiers Hassemer sicher und fruchtbringend anzulegen. Diese Sparkasse ist eine durchaus private Institution, deren Nutzen und Segen vor allem darin besteht, die Mädchen vor unnöthigen Ausgaben zu bewahren und für die Zeit der Noth sich einen Zehrpfennig zu hinterlegen. — Einstweilen hat das Marienhospiz seinen Sitz im Palast Gabrielli, wird aber in Kürze ein eigenes Heim in der Nähe von St. Maria Maggiore erhalten.

Neben den Kreuzschwestern, den Schwestern von der schmerzhaften Mutter, den Schwestern des P. Jordan und den Grauen Schwestern hatten wir eine Zeitlang auch die Palottinerinnen, zunächst für die Mission in Deutsch-Africa, bis sie im verflossenen Frühjahr in die Diöcese Limburg übersiedelten. — Der männliche Zweig der Palottiner in dem Kloster bei St. Salvatore in Onda hat sich in den letzten Jahren vorwiegend aus deutschen Novizen recrutirt. Im Uebrigen dürfte es überhaupt wohl wenig Klöster in Rom geben, wo sich nicht Ordensgenossen deutscher Zunge fänden; die Generale der Dominicaner, Capuziner und Redemptoristen sind deutscher Nationalität; bei allen größeren Ordensgeneralaten finden sich deutsche Consultoren oder Definitoren, die auch dauernd hier bleiben und wie P. Fulgentius bei den Capuzinern, P. Dilgskron bei den Redemptoristen, in der ganzen Colonie bekannt sind.

Die beiden jüngsten deutschen Stiftungen sind das im Jahre 1889 gegründete Collegium St. Bonifatii zur Ausbildung von Priestern für die nordischen Missionen, und das Collegium des hl. Raphael von der Steyler Congregation, das in demselben Jahre entstand. Das Bonifatianum, das seinen Sitz hinter der Peterskirche, im Palast des Erzpriesters hat, ist zunächst für zwanzig Zöglinge eingerichtet, welche auf Grund ihrer Studien-Zeugnisse in der Heimath hier in einem sechsjährigen Cursus Philosophie und Theologie studiren, um nach Empfang der hl. Weihen in die heimathliche Diaspora und in die nordischen Missionen geschickt zu werden. Unter der opferfreudigen Leitung des Herrn Rectors Dr. Schmitz dürfen wir von dem jungen Bäumchen reiche Früchte für die Zukunft hoffen, wenn die Hand freundlicher Wohlthäter dafür sorgt, daß es aus Mangel an Wasser nicht verdorrt.

Ich würde mich eines großen Versäumnisses schuldig machen, wenn ich nicht der alten, treuen Schweizergarde gedächte. Seit 300 Jahren bildet sie die Ehrenwache des hl. Vaters und erfüllt unter allen Verhältnissen mit deutscher Festigkeit ihre Pflicht. Es ist ein Corps von hundert braven, biedern Leuten, manchmal etwas schweizerisch derb und rauh, die aber unter ihrem trefflichen Commandanten Grafen Courtin und dem Oberst Schmid und unter der geistlichen Leitung des Monsignor Suter, dem Monsignor Marty folgte, die katholischen Cantone der Schweiz auf das würdigste in der Hauptstadt der Christenheit vertreten.

Digitized by Google

III.

Lenken wir unsern Blick nunmehr auf das Gebiet der deutschen Kunst und ihrer Pflege unter den deutschen Landsleuten in Rom, so war aus der alten, glorreichen Schule der Nazarener Overbeck, der letzte, im Jahre 1869 gestorben; aber ihre Traditionen lebten und wirkten fort in einem Flatz, von Rhoden, Seitz, Wittmer, Gegenbauer, Szoldatics u. a., zu denen wir auch den Convertiten und Franziskaner Pater Frà Pietro (Albert Küchler) rechnen können, der zwar dänischer Unterthan, aber nach Gesinnung und Kunstrichtung durchaus deutsch war. Unsere Nationalstiftungen haben es in jener Blüthezeit leider versäumt, den großen Meistern Gelegenheit zu geben, auch in ihren Kirchen Schöpfungen ihrer unsterblichen Kunst zu hinterlassen; dagegen ist die Ausmalung der Gewölbe in der Anima, wie der dortigen Kapelle des hl. Johann von Nepomuk das Werk des jüngeren Seitz; die beiden Figuren, Karl der Große und der hl. Bonifatius, neben dem Grabmal Hadrian's VI. sind von Wittmer; auf dem Campo santo hatte Frà Pietro einen auferstandenen Christus in Fresco ausgeführt. Weniger glücklich sind daselbst auf dem Gottesacker die vierzehn Stationen ausgefallen, welche nach den Zeichnungen Overbeck's durch Schönbrunn gemalt wurden — um von den beiden Gemälden in der Marienkapelle ganz zu schweigen, die einem weiblichen Pinsel ihr Dasein verdanken. Die neue romanische Kapelle des Germanicums ist durch Guillery von der Düsseldorfer Schule ausgemalt worden. Von dem jüngern v. Rohden erwartet der Campo santo in nächster Zeit ein in Majolica-Malerei ausgeführtes Bild Karls des Großen für die Façade des Hauses.

Unter den älteren Bildhauern nennen wir, neben Pöttrich, Schöpf, von welchem das niedliche Madonnen-Relief an der Außenwand der Kirche der Anima stammt, und Achtermann, von dem die Kirche des Campo santo die Auferstehung als Original, und in Gypsabgüssen die Pietà und eine Madonna mit dem Kinde besitzt. Julius Seitz, jetzt in Freiburg i. B., meißelte die Grabsteine des olmützer Prälaten Lichnowski und des P. Theiner. Eine Marmorstatue des hl. Joseph, von Hoffmann nach Overbeck's Ideen ausgeführt, ziert die Hauskapelle des Campo santo. Es seien hier nur die wichtigeren Gemälde aufgezählt, welche in andern Kirchen Roms von deutschen Meistern seit 1870 ausgeführt wurden. In der neuen Kirche von Sant Antonio beim Generalat der Franziskaner malte von Rohden den hl. Franciscus und den hl. Aloysius; Szoldatics eine Madonna;

der jüngere von Rohden den hl. Bonaventura; Seitz die hl. Clara. Das Hochaltarbild in der neuen Herz-Jesu-Kirche ist vom ältern von Rohden, der auch in Ara Cöli einen hl. Bonaventura malte. Von ihm ist ferner das Bild der hl. Maria von den Engeln in der Gallerie moderner Gemälde im Vatican. Dort hat im Auftrage Leo XIII. in der Halle der Kandelaber Seitz die Deckengemälde der untern Abtheilung ausgeführt. Von ihm sind auch die Cartons zu den Mosaiken in der Grabkapelle Pius IX. in San Lorenzo. In der Kirche Ara Cöli malte er die Kapelle des hl. Bonaventura, und in Sant' Ivo das Gemälde der Apsis. Die Hauskapelle des schottischen Collegs hat einen Christus zwischen den Schriftgelehrten vom ältern von Rohden; von ihm stammen ferner in der Hauskapelle der Redemptoristen die Wunder des hl. Alphonsus. Daß in Rom die deutsche Kunst auch in der Klosterzelle blüht, beweisen außer den Arbeiten des Frà Pietro in San Bonaventura das Gemälde im Sacramentsaltar von S. Lorenzo fuori le mura von einem Kapuziner und ein Bild in S. Antonio von einem Franziskaner, u. s. w. Die höchste Anerkennung ist deutscher Kunst dadurch geworden, daß Leo XIII. den Professor Seitz zum Director der vatikanischen Gemälde-Sammlungen ernannte und in allen die Kunst betreffenden Fragen ihn zu Rathe zieht.

Es versteht sich von selber, daß zu kürzerem, oder auch zu wiederholtem Aufenthalt sich eine ganze Zahl unserer katholischen Künstler, Architecten, Maler und Bildhauer, zumal Kunstschüler, in Rom einfand; allein sie sind eben nur Gäste in der deutschen Colonie gewesen, wenngleich mehr denn einer auch nach kürzerem Verbleib in dauernd werthem Andenken geblieben ist, andere, wie die Baronin Oer, Stummel, der leider zu früh gestorbene Grimmer u. a. sich in der Heimath und über deren Grenzen hinaus einen geachteten Namen erworben haben. Von namhaften, in Rom ansässigen Malern können wir nur Seitz, Szoldatics, von Rohden und Tenschert nennen. Wenngleich Italiener von Geburt und Gesinnung, so doch aus deutscher Künstlerfamilie stammend, zählen die beiden Brüder Koch heute zu den ersten Architekten in Rom. Ein festes Institut für christliche Kunst und deutsche Künstler in Rom zu schaffen, war schon eine Idee des sel. Flir; dieselbe ist in den siebenziger Jahren wieder in Campo santo aufgenommen worden, ohne zur Ausführung zu gelangen; jüngst wurde der Gedanke im Lese-Verein wieder angeregt; jedenfalls sind wir seit den Tagen, wo ein Cornelius, Führich, Veit, Overbeck, Koch, Rauch, Ahlborn u. a. in Rom glänzten, in einem

Digitized by Google

andauernden Rückgange begriffen, der nur zu sehr dahin drängt, mit neuem Flügelschlage wieder aufwärts zu streben.

Es erübrigt uns noch, auf den Einfluß und die Stellung der Deutschen bei der Curie hinzuweisen. Es war gewiß eine ganz besondere Bevorzugung, daß Pius IX. zum Präsidenten des vatikanischen Concils den Cardinal Reisach, zum Secretär des Concils den Bischof Feßler von Sanct Pölten erwählte. An der Spitze der päpstlichen Armee stand ein Deutscher, der biedere General Kanzler, ein geborener Badenser. Unter Leo XIII. war der erste Cardinal-Archivar der römischen Kirche Hergenröther, der ausdrücklich zu diesem Posten nach Rom berufen wurde. Ihm zur Seite stellte der Papst einen andern Landsmann, den P. Denifle aus dem Dominikaner-Orden, während wir in der vatikanischen Bibliothek die Jesuiten Bollig und Ehrle finden. In den siebenziger Jahren hatten wir außer P. Kleutgen den Professor der Dogmatik Franzelin, dem Leo XIII. 1876 den rothen Hut verlieh, und den Prälaten von Schäzler, den der Papst von der Universität Freiburg als Consultor des hl. Officiums nach Rom berief.

Auf canonistischem Gebiete gehört heute P. Werns, Professor des Kirchenrechts an der Gregoriana, zu den ersten Autoritäten. Das Franziskaner-Colleg von S. Isidoro verdankt seine Erneuerung, wie seine Blüthe dem P. Bernhard Döbbing, der zugleich zu unsern beliebtesten Kanzelrednern gehört. Cardinal Steinhuber, früher Rector des Germanicum's, erhielt den rothen Hut, nachdem er Jahrelang als Consultor von S. Officio fungirt hatte. — Welchen Dienst der Decan der Rota, Monsignor v. Montel, der Kirche und dem hl. Stuhle geleistet, beweist das Vertrauen, das, wie Pius IX., so Leo XIII. und in gleicher Weise der heimische Episcopat in ihn setzt. Was er für die beiden nationalen Stiftungen, was er besonders für den Campo santo seit mehr denn dreißig Jahren gethan hat, dafür sei dem werthen, treuen Freunde hiermit öffentlich der herzlichste Dank gesagt. — Wenngleich polnischer Nationalität, so doch preußischer Staatsangehöriger steht Cardinal Ledóchowski in segensreichem Wirken an der Spitze der Propaganda. — Den Benedictiner P. Osländer, der seit 1854 in Rom weilt, hat der hl. Vater jüngst zum Abt von St. Paul ernannt.

Bei großen kirchlichen Funktionen, wo der hl. Vater erscheint, oder beim feierlichen Empfange fürstlicher Personen haben die geistlichen und weltlichen Kammerherrn ihres Dienstes zu walten; von

Deutschen in Rom gehören zu ihnen die Monsignori Fikentscher, de Waal, Pick, Jaquemin, Wingerath, Wilpert, Gratzfeld und Baumgarten; zu den weltlichen Kammerherrn, den camerieri di cappa e spada, welche in der höchst malerischen Tracht der alten spanischen Granden erscheinen, gehören von den hier ansässigen Deutschen Baron Schönberg und Graf Leiningen, während der Prinz Croy einer der vier wirklichen, im Vatikan wohnenden Kammerherrn des hl. Vaters ist.

Auch bei den verschiedenen Congregationen ist das deutsche Element entsprechend vertreten. Um nur Einzelnes anzuführen, so waren die Cardinäle Franzelin und Melchers Mitglieder der Cardinals-Congregation der Propaganda; Steinhuber war dort Consultor; Cardinal Hohenlohe ist bei der Congregation der Bischöfe und Regularen und bei der des Concils; auch Hergenröther gehörte der letzteren an, und P. Werns ist dort jetzt Consultor. Herr Prälat von Montel, Decan der Rota, hat zugleich Sitz und Stimme in der Congregation der Riten und dem hl. Officium, bei welchem wir früher den Prälaten von Schäzler und den Jesuitenpater Steinhuber fanden. Zu den Consultoren bei der Propaganda für die orientalischen Riten zählten P. Theiner und P. Bollig; P. Haringer und P. Eschbach zu den Consultoren bei der Index-Congregation. In der Congregation der Abläße finden wir P. Beringer und P. Dilgskron, wie denn überhaupt bei allen Congregationen die Ordensleute in hervorragender Weise thätig sind. Zu der von Leo XIII. eingesetzten Commission für geschichtliche Studien wurden P. Denifle und Monsignor Franz Hergenröther berufen. Die neue Bibliotheca Leonina, die vatikanische Nachschlage-Bibliothek, verdankt ihre Anordnung und zu großem Theile selbst ihre Existenz dem unermüdlichen Schaffen des P. Ehrle. P. Steinhuber war bis zu seiner Erhebung zum Cardinalat Mitglied der Congregation der Pönitentiarie. — Außerdem sind theils ständig, theils in außerordentlicher Weise unsere deutschen Geistlichen beauftragt worden, wichtige Aktenstücke in's Italienische, die Hirtenbriefe des hl. Vaters in's Deutsche zu übersetzen.

In St. Peter und im Lateran ist ständig ein deutscher Beichtvater angestellt, in St. Peter aus den Minoriten, in Lateran aus den Franciskanern. Von ersteren ist P. Bauer viele Jahre lang in der Bruderschaft des Campo santo thätig gewesen; sein heutiger Nachfolger, P. Eubel, ist in der literarischen Welt als historischer Forscher bekannt.

Auf literarischem Gebiete haben sich neben Theiner, Hergenröther, Denifle und Ehrle einen geachteten Namen die Landsleute

Digitized by Google

Grisar, Wilpert, Kirsch, Ehses, P. Enbel und andere erworben; wir würden auch Janssen und Hettinger nennen können, wenn sich dem Wunsche des Papstes, sie nach Rom zu ziehen, nicht besondere Rücksichten entgegen gestellt hätten. Wenn Dr. Haberl aus Regensburg zwar seinen dauernden Sitz nicht in Rom hat, so ist doch Alles, was er auf kirchenmusikalischem Gebiete geleistet, aus römischen Quellen geflossen, auf römischem Boden gewonnen worden. — Wiederholt sahen wir zu archivalischen Studien unsere Historiker Dudik, Pastor, Hüffer, Finke, Schnitzer u. a., neben denen wir den leider zu früh verstorbenen Diekamp nicht vergessen dürfen, monatelang in Rom weilen; ist ja überhaupt die Liberalität, mit welcher Leo XIII. die Schätze der kirchlichen Archive den Forschern offen stellte, am eifrigsten von deutscher Seite her ausgenutzt worden. Das historische Institut der Görres-Gesellschaft, gegenwärtig unter Leitung des Herrn Dr. Ehses und in Verbindung mit dem Priester-Collegium von Campo santo, widmet sich mit ebensoviel Fleiß als glücklichem Erfolg den kirchengeschichtlichen Forschungen in den römischen Archiven. Zu Studien auf alt-christlichem Gebiete fanden sich wieder und wieder die Professoren Kraus, Funk, Kirsch, Endres, Ehrhard, Strzygowski u. a. zu längerem Aufenthalte in Rom ein. Als fruchtbare Schriftstellerin auf belletristischem Gebiete hat sich Fräulein Gmeiner unter dem Pseudonym Cary Groß einen Namen gemacht. Wollte man die in den letzten 25 Jahren von Deutschen in Rom geschriebenen Werke zusammenstellen, man würde die stattliche Reihe von mehreren hundert Bänden erhalten.

Einen wichtigen Factor im Leben der deutschen Colonie bildet unser Adel. Bis zur Eroberung Roms gab es einen eigenen adeligen Club, der sich dann aber auflöste und seine Fonds dem Campo santo zu frommen Zwecken überwies. Sollen wir die dauernd oder doch auf eine Reihe von Jahren in Rom ansässigen Mitglieder unseres katholischen Adels aufzählen, so nennen wir außer den schon erwähnten Herren der österreichischen Botschaft und dem langjährigen Vertreter Bayerns beim hl. Stuhle, Baron Ceto, den als Diplomaten und Schriftsteller bekannten Baron Hübner, den als Redner bei besonderen Festen des Lese-Vereins gern gehörten Grafen Kuefstein, den Grafen Hahn und seine edle Gemahlin, die Gräfin Salm, den eifrigen Forscher zur Städtegeschichte Italiens Baron Platner, die Baronin Leonrod, die Baronin Eichthal, die Baronin Lilien, eine Verwandte der edeln Fürstin Wolkonsky, die Convertitin von Zeschau. Was die Gräfin

Stainlein und ihr leider viel zu früh verstorbener Sohn durch Werke der christlichen Charitas, wie durch ihr frommes Beispiel gewirkt haben, wird noch lange in dankbarer Erinnerung bleiben. In den Listen der St. Vincenz-Conferenz finden wir als thätige Mitglieder die Grafen Kuefstein, Lützow, Brandis, Schönborn, Fugger, d'Avernas, Montgelas, den Prinzen Hohenlohe, den Baron Nagel-Itlingen, Monsignor von Braunschweig, Herrn von Pfyffer-Attishoven u. a. Ist der in Rom lebende deutsche Adel den Landsleuten ein Muster und Vorbild treuer Ergebenheit an die Kirche und den hl. Vater, so haben die verschiedenen Jubiläen in der Regierung Pius IX. und Leo XIII., wenn auch nur zu vorübergehendem Aufenthalt, Mitglieder unseres gesammten Adels wieder und wieder nach Rom geführt; aus dem Buche der Wohlthäter von Campo santo entnehmen wir die Erbprinzessin Thurn und Taxis, die fürstlichen Familien Löwenstein, Radziwil, Salm, Liechtenstein, Schwarzenberg, Fürstenberg, die Waldburg-Zeil, die Droste-Vischering, die Balestrem, die Galen, die Schaesberg, die Nesselrode, die Hoensbroeck, die Schönburg, Monsignor Graf Lichnowski, die Gräfinnen Nadasdy und Hoverden-Plenken, die Baroninnen Münch-Bellinghausen und Houlton, den Baron Rochus v. Rochow u. a.

So dürfen wir denn, Alles in Allem genommen, mit großer Befriedigung auf die Entwickelung katholischen Lebens und Strebens in der deutschen Colonie zu Rom hinschauen, ein Rückblick, der uns zugleich zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, uns aber auch in dem ernstlichen Streben stärkt und ermuntert, in gleicher Weise als Katholiken unserer Kirche, als deutsche Stammesgenossen unserem Volke und unserm Vaterlande Ehre zu machen.

IV.

In zahlreichen Großstädten des Auslandes gibt es deutsche Colonien, und die Beziehungen zum Vaterlande werden auf manichfache Weise wach erhalten; ausschließlich und einzig die römische Colonie hat ein besonderes Band, das sie in der religiösen Gesinnung, wie im Gefühle nationaler Zusammengehörigkeit mit der Heimath verbunden erhält: das sind in den letzten 25 Jahren die zahlreichen großen Pilgerzüge aus der Heimath gewesen. Die Deutschen in Rom haben mit den Pilgern ihre Wallfahrten und frommen Uebungen getheilt, versammelten sich mit ihnen zu den abendlichen Congressen, wo von beiden Seiten so manches zündende Wort gesprochen wurde, erschienen mit ihnen bei der großen Audienz vor dem Papste, dessen

Digitized by Google

Ansprache und dessen Segen ihnen so gut galt, wie den Brüdern aus der Heimath. Es würde dem Bilde, das wir auf diesen Blättern zu schildern versuchten, etwas Wesentliches fehlen, wenn wir nicht wenigstens die größeren und bedeutsameren Pilgerzüge dem Auge des Lesers vorführten.

Die Feier des Priesterjubiläums Pius IX. am 11. April 1869 war auf der Katholiken-Versammlung zu Würzburg angeregt worden, und wenn auch diese Anregung in andern Ländern freudigen Wiederhall fand, so hat doch bei dem Feste selbst und bei der feierlichen Audienz, in welcher der Jubilar die Deputationen aller Länder empfing, die deutsche Nation in der ersten Reihe gestanden; unser Fürst Löwenstein verlas im Namen aller Versammelten die Ansprache; über eine Million Francs betrug der Peterspfennig, der aus Deutschland-Oesterreich dem hl. Vater nebst der von Hunderttausenden unterschriebenen Adresse zu Füßen gelegt wurde.

Das Jubeljahr 1875 versammelte zum 83. Geburtstage Pius IX. wiederum eine große Schaar von Pilgern, die unter Führung des Baron Felix von Loe nach Rom gekommen waren, mit den hiesigen Landsleuten vor dem hl. Vater. Cardinal Gianelli celebrirte am Sonntag nach Christi Himmelfahrt in der Kirche des Campo santo die hl. Messe für die Pilger und spendete ihnen die hl. Communion.

Das folgende Jahr 1876 brachte zum dreißigsten Krönungstage des hl. Vaters wiederum unter Loe's Leitung einen Pilgerzug. Im Oratorium des Campo santo, wo die Festgeschenke für den hohen Jubilar in geschmackvoller Anordnung ausgestellt waren, wurde den Pilgern die große Ehre zu Theil, den am 3. März nach Rom gekommenen Cardinal Ledóchowski begrüßen zu dürfen.

Das Bischofsjubiläum im nächsten Jahre 1877 führte abermals eine große Schaar von Pilgern aus der Heimath in die ewige Stadt, mit ihnen Cardinal Schwarzenberg von Prag, den Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Brixen, Seckau, Regensburg, Eichstätt, Mainz und Ermland und die drei verbannten Oberhirten von Köln, Münster und Paderborn. Der heimische Adel war glänzend vertreten durch die Erbprinzessin von Thurn und Taxis mit ihren Kindern, die Fürstin Liechtenstein, die Fürstin Lobkowitz, Landgraf von Fürstenberg, Graf Erbdroste zu Vischering, Graf Schmißing, Graf Praschma, Gräfin Saillern, Gräfin Stainlein, Graf Lippe, Graf Kinsky, Baronin Walterskirchen, Baron Reyer u. a. Unvergeßlich ist Allen jene Festversammlung im Palast Altemps geblieben, wo mit den

Oberhirten von Salzburg, Seckau, Regensburg, Eichstätt, Ermland und Mainz auch jene drei verbannten Bekenner-Bischöfe erschienen und zu den Pilgern redeten. Die Feier der Frohnleichnamsprozession auf dem deutschen Gottesacker war großartig, wie nie zuvor. Cardinal Schwarzenberg celebrirte und trug das Allerheiligste; die Bischöfe von Salzburg, Mainz, Münster, Brixen und Greenbay in Amerika, mehrere Domherrn aus Wien, Prag und St. Pölten, unter ihnen der jetzige Cardinal Gruscha, nebst andern Prälaten, der hohe Adel, alle Pilger aus Oesterreich und Deutschland nahmen an der herrlichen Feier Theil.

Als am 7. Februar 1878 Pius IX. die Augen schloß, sang im Campo santo das Seelenamt für ihn Fürstbischof Zwerger von Seckau, und Cardinal Schwarzenberg von Prag nahm die Absolution an der Tumba vor; in der Anima Erzbischof De Neckere unter Assistenz des ganzen Collegium Germanicum. — Zur Huldigung des neuen Papstes erschien im Mai ein erster Pilgerzug, dem 1882 ein zweiter, beide unter Führung des Fürsten Löwenstein, folgte. An der Spitze des Pilgerzuges von 1885 stand Baron Bodman, der mit dieser Wallfahrt die Feier seiner silbernen Hochzeit verband; Cardinal Hergenröther hielt in der Kirche von Campo santo die Ansprache an die Pilger. — Das goldene Priester-Jubiläum Leo XIII. 1888 führte dann wieder größere Schaaren aus Oesterreich unter Führung des Grafen Pergen und aus Deutschland zu den Füßen des Jubilars; unbeschreiblich großartig war die Festfeier in St. Peter, in bescheidenerem Rahmen glänzend die Festfeier, welche der Lese-Verein für die Landsleute und die Pilger vorbereitet hatte; die Cardinäle Melchers und Hergenröther hielten Ansprachen. — In der großen Ausstellung der Jubiläumsgaben, die aus der ganzen Welt dem hl. Vater dargebracht wurden, ist die deutsche Opferfreudigkeit, wie die deutsche Kunst auf das glänzendste vertreten gewesen. Ein dauerndes Andenken an das Jubiläum stifteten im Vatican die Anima und das Germanicum durch gebrannte Fenster; die zwei der Anima mit Ambrosius und Augustinus schmücken die Scala regia, die des Germanicums mit Leo dem Großen und Gregor dem Großen die päpstliche Treppe. Ebendaselbst erneuerte später der Prinzregent von Bayern die bei der Pulverexplosion 1891 zerstörten Prachtfenster der beiden Apostelfürsten, welche König Ludwig I. dem Papste Pius IX. geschenkt hatte. — In die Commission, die vom hl. Vater zur Vertheilung der Festgeschenke an die Bischöfe der ganzen Welt eingesetzt wurde, ist als einziger Ausländer der Rector des Campo santo berufen worden;

Digitized by Google

er hat in recht vielen Fällen zumal für arme Kirchen in der Heimath besondere Geschenke erwirken können. — Die Festversammlungen für unsere großen Pilgerzüge wurden in diesem Jubeljahre nicht in einem Privatlokal, sondern in der Kirche der Anima (nach Uebertragung des Allerheiligsten) gehalten, und sie sind überaus großartig gewesen, verherrlicht durch die Anwesenheit vieler unserer heimischen Kirchenfürsten, unvergeßlich durch die Ansprachen, welche in deutscher, slavischer und italienischer Sprache die Versammelten begeisterten. Das ganze Jahr hindurch kamen Tausende aus allen Gegenden der Heimath nach Rom; wie bei den früheren Pilgerzügen, so hatten auch jetzt die Landsleute in der ewigen Stadt, zumal die Priester der Anima und des Campo santo die Führung derselben zu den Heiligthümern und Sehenswürdigkeiten, die Erklärung der Katakomben und der antiken Monumente übernommen. Die Anima hatte in diesem Jahre allein über 200 arme Pilger nnentgeltlich verpflegt, überdies 20 Bischöfen, 259 Priestern, 29 Studenten der Theologie und 107 Laien Unterkunft geboten. — Zur Säkularfeier des hl. Aloysius kam Ende September 1891 ein Pilgerzug aus Oesterreich unter Führung des Monsignor Schöpfleutner und Graf Lippe; bei der Gegendemonstration des italienischen Pöbels vor der Kirche des hl. Ignatius sind auch zwei Priester aus Wien mißhandelt worden. — Das Bischofs-Jubiläum des hl. Vaters am 19. Februar 1893 brachte abermals größere Pilgerzüge aus Deutschland und Oesterreich, unter denen auch unser Adel wiederum zahlreich und glänzend vertreten war. Bei der imposanten Feier in St. Peter hatte die Deputation der deutschen Studenten „in Wichse" ihren Ehrenplatz beim Hochaltar. Die Reden, welche der Bischof von Eichstätt abends im Versammlungslokal, Cardinal Gruscha in der Kirche des Campo santo an die Pilger richteten, sind auch uns in Rom unvergeßlich in der Erinnerung. Aus dem Elsaß kam ein eigener Pilgerzug unter Führung des Bischofs Fritzen von Straßburg. Wie dieser an seine Diöcesanen, so hielt Cardinal Melchers an die deutschen Pilger die Schlußansprache. Ein Elsässer und ein Mitglied des Schweizer-Pilgerzuges starben in Rom und wurden auf unserm Campo santo begraben: die Wallfahrt zu der ewigen Stadt hatte sie in die himmlische Stadt geführt. — Zum Loreto-Jubiläum im vorigen Jahre führte wiederum Fürst Löwenstein, von Durchlaucht Hochseiner Gemahlin, Sohn und Tochter begleitet, einen deutschen Pilgerzug nach Rom, dem im October ein österreichischer unter Führung des Fürsten Clary-Aldringen folgte.

Fügen wir noch hinzu, daß alljährlich die nach Jerusalem

ziehenden Pilger auf dem Hinwege oder bei der Rückkehr einige Tage in Rom zubrachten, wobei sich durch die Ueberlieferung eine Art Recht ausgebildet hat, vom hl. Vater empfangen zu werden, ebenso wie die jährlich zur Osterzeit nach Rom kommende Studenten-Deputation aus Innsbruck jedesmal am Grünen Donnerstag zur Communion aus den Händen des hl. Vaters zugelassen wird. Es hieße, eine Dankespflicht versäumen, wenn wir im Rückblick auf die vielen Pilgerzüge dieser 25 Jahre nicht des Monsignor Pick, des Vice-Präsidenten unseres römischen Comités, gedächten, welcher in den Vorbereitungen, wie während der Anwesenheit der Wallfahrer durch unermüdlichste Hingabe wesentlich zu dem befriedigenden Verlauf der Pilgerfahrten beigetragen hat. Ebenso soll auch Dr. Dantone hier nicht vergessen bleiben, der zumal für die Abendversammlungen den perlenden und schäumenden Stoff zu den Hochs beschaffte.[1])

V.

Der deutsche katholische Lese-Verein hat an dem Aufschwunge des religiösen Lebens in unserer Colonie nicht nur mit Theil genommen, sondern ganz wesentlich dazu beigetragen; in gleicher Weise aber hat er auch den nationalen Geist und die Ergebenheit gegen Kaiser und Reich unter den römischen Landsleuten gehütet und gepflegt. Den Anstoß zur Bildung desselben gab die großartige Entwickelung des Vereins-Lebens in der Heimath, das wiederum hervorwuchs aus dem seit den sechsziger Jahren immer mächtiger und auf allen Gebieten sich regenden katholischen Bewußtsein in unserem Volke. Die herrlichen Früchte, welche man in den heimischen Vereinen und Institutionen vor Augen hatte, drängte auch die deutschen Katholiken in Rom zur Nachahmung. Was aber unser Lese-Verein zunächst auf religiösem Gebiete unter den Landsleuten und für dieselben geleistet hat, das beweisen zunächst die großen Audienzen, in welchen unter Pius IX. alljährlich an Weihnachten

[1]) Für die Wirkung des deutschen „Hoch!" möge folgende Anekdote Zeugniß ablegen. Beim ersten Jubiläum Pius IX. war unter den Deputationen aller Nationen die deutsche die zahlreichste gewesen. Nach der Ansprache des hl. Vaters brach die ganze Versammlung in laute Zurufe aus: die Italiener riefen „Evviva!", die Franzosen „Vive le Pape!", aber alle übertönte das deutsche „Hoch!" — Als Schreiber dieses mehrere Jahre später nach einer Reise in die Heimath dem hl. Vater in Privat-Audienz von der Begeisterung der deutschen Katholiken für ihn berichtete, erinnerte sich Pius jenes Festes und sagte lächelnd: „Da werden sie wieder ihr „Hoch!" gerufen haben".

Digitized by Google

der Verein, und mit ihm die deutsche Colonie vor dem hl. Vater erscheinen durfte, um ihm zumal in den schweren Bedrängnissen immer von Neuem das Versprechen treuester Anhänglichkeit zu Füßen zu legen. Die Jubiläen Pius IX., die Thronbesteigung Leo XIII., das goldene Priesterjubiläum unseres hl. Vaters sind vom Verein nicht blos in seinem engen Kreise durch glänzende Festversammlungen gefeiert worden, sondern es waren damit auch fast immer kirchliche Andachten in St. Elisabeth, im Campo santo oder in der Anima verbunden, zu welchen die ganze Colonie eingeladen wurde. Als in Preußen die Kulturkampfgesetze der Kirche den Krieg erklärten, hat der Verein eine Art Volksversammlung aller deutschen Katholiken in Rom veranstaltet, um durch Adressen an das Centrum, wie an den preußischen Episcopat seiner Verehrung Ausdruck zu geben. Indem der Verein von Anbeginn den sel. Albertus Magnus zu seinem Schutzpatron wählte, versammelte er alljährlich am Feste desselben die deutsche Colonie zu Predigt und Gottesdienst, in der wiederholt betonten Absicht, durch diese besondere Verehrung nach Kräften dazu beizutragen, daß endlich zur Heiligsprechung und damit zur Erhebung des sel. Albertus als Kirchenlehrer geschritten werden könne. Die Säcularfeier des Seligen ist auf Anregung des Vereins an drei verschiedenen Tagen in St. Elisabeth, im Campo santo und in der Anima unter Betheiligung der ganzen deutschen Colonie begangen worden; Cardinal Hergenröther hielt in Campo santo, P. Denifle in der Anima die Festrede. Der feierliche Trauergottesdienst für Mallinckrodt, wie später die Todtenfeier für Windthorst wurden vom Lese-Verein angeregt. — Im Vereine selber ist jede Gelegenheit benutzt worden, um unsere katholische Gesinnung zu manifestiren; ich zähle nur kurz auf: Adresse an das Centrum in der Schulfrage, 1871, Adresse an die Königin-Mutter von Bayern zu ihrer Conversion 1873; Festversammlung zum 100. Geburtstage des großen Görres; Begrüßung des Cardinals Ledóchowski 1875, und 1884 des Cardinals Melchers unter Ueberreichung prachtvoller Adressen; Festversammlung am Tage der Thronbesteigung Leo XIII.; Festversammlung zur Feier der Seligsprechung des P. Hofbauer 1887; Festfeier zum goldenen Priesterjubiläum des Cardinals Melchers 1891; festliche Begrüßungen des neuen Cardinals Gruscha von Wien 1891, wie der beiden neuen Cardinäle von Köln und Breslau 1893 im Vereinslokal unter Ueberreichung von Adressen und Ehrendiplomen.

So oft hervorragende Vertreter der katholischen Sache nach

Rom kamen, Reichstagsabgeordnete, die Deputation der Redacteure der Presse, katholische Schriftsteller und Gelehrte, so sind sie immer in unsere Versammlungen eingeführt worden, und wie oft haben wir aus ihrem Munde zündende und unvergeßliche Worte gehört! Das gilt in noch höherem Grade von unsern heimischen Bischöfen, die wir in unserm Vereinslokal zu empfangen und zu begrüßen die hohe Ehre hatten: wie herrlich haben ein Gruscha, ein Korum und andere zu ihren Landsleuten in Rom gesprochen und katholisches Denken und Fühlen belebt und begeistert! Alljährlich versammelte der Verein seine Mitglieder und deren Familien um die Krippe zu frommen Liedern und Vorträgen.

Was die Pflege der nationalen Gesinnung betrifft, so verweise ich auf die großartige Feier, mit welcher das siebente Säkularfest des Hauses Wittelsbach begangen wurde, auf die Feier zur Hochzeit des Kronprinzen Rudolph, auf die Festversammlung zum vierzigsten Jahrestage der Thronbesteigung des Kaisers von Oesterreich. — So bescheiden die materiellen Mittel des Vereins waren, so sandte er doch 1880 den Ueberschwemmten in Oppeln 100 Mk., den Ueberschwemmten in Tirol 1882 100 Lire, zum Erwerb einer deutschen Kirche in Konstantinopel 800 Lire, für den deutschen Palästina-Verein spendete er 100 Lire; für die deutschen Cholera-Kranken in Neapel, Spezia und Genua sandte er 1224 Lire, für den Loskauf der gefangenen Benediktiner in Deutsch-Ost-Afrika 1000 Lire. — Die Gründung unseres hiesigen deutschen Spitals ist vom Lese-Verein ausgegangen, wie denn auch das Spital-Comité seine berathenden Sitzungen regelmäßig in unserem Vereinslokal abgehalten hat; die hiesige deutsche St. Vincenz-Conferenz ist wiederholt durch ansehnliche Spenden unterstützt worden.

Selbst auf wissenschaftlichem Gebiete ist der Verein nicht unthätig gewesen, indem alljährlich in den Wintermonaten eine Reihe von Vorträgen gehalten wurden, meist in unserem Vereinslokal, 1878 auch im Palazzo Altemps, zu welchen auch Nichtmitglieder freien Zutritt hatten. Für die Förderung der Kunst sind in den jüngsten Generalversammlungen Erörterungen gepflogen worden, die hoffentlich ein reiches Sammenkorn für die Zukunft in sich schließen.

Endlich sei noch hingewiesen auf das, was der Lese-Verein bei all den Pilgerzügen aus Oesterreich und Deutschland gethan, wie er für die Unterbringung der Pilger, für die Führung derselben zu den Heiligthümern gesorgt, wie in den abendlichen Versammlungen im

Digitized by Google

Palazzo Altemps und in anderen großen Räumen belehrende und begeisternde Ansprachen an die Pilger gerichtet wurden. — Keine andere Nation in Rom hat für ihre dortigen Landsleute einen Verein, der sich dem unserigen an die Seite stellen könnte; die Bedeutung aber und der Segen desselben ist wieder und wieder anerkannt worden durch Pius IX. und Leo XIII., durch unsern heimischen Episcopat, durch Zuschriften der Görresgesellschaft, durch die beständige unentgeltliche Zuwendung zahlreicher Zeitungen und Zeitschriften, durch die hohen Besuche einflußreicher und hervorragender Männer des Adels, der Wissenschaft, des politischen Lebens.

Bei allem dem sind die Schwierigkeiten nicht außer Acht zu lassen, mit welchen der Verein zu kämpfen hatte: die verhältnißmäßig geringe Zahl der Leute in unserer Colonie, welche für unsern Verein passen; der häufige Wechsel der Kapläne in der Anima und im Campo santo, wodurch uns nur zu oft gerade die besten Kräfte nach kurzer Zeit wieder verloren gingen; die weiten Entfernungen in Rom, die zumal an regnerischen Abenden den Besuch der Versammlungen zu einem wahren Opfer machen; die Schwierigkeiten, welche unsere Uebersiedelung aus St. Elisabeth in die Anima nöthig machten und hier eine Zeitlang sogar die Existenz des Vereins gefährdeten. Es mag sein, daß der Verein noch mehr hätte leisten können; allein diejenigen haben am wenigsten Recht zur Klage, welche sich dauernd von ihm fern halten und nur kritisiren, ohne durch That und Wort zur Hebung des Vereinslebens mitzuhelfen, wo sie es doch könnten und sollten.

Was aber immerhin während der verflossenen 25 Jahre vom deutschen katholischen Lese-Verein Gutes und Nützliches gethan, gewirkt, geschaffen und angestrebt worden ist, wir verdanken es Dem, von welchem alle gute Gabe kommt; wir verdanken es aber auch dem freundlichen Wohlwollen so vieler Gönner hier und in der Heimath, speziell der deutschen National-Stiftung der Anima und zumal dem vorigen und dem jetzigen Rector derselben. Möge des Himmels Segen und möge die Gunst unserer Freunde und Wohlthäter uns auch in Zukunft zur Seite stehen, damit der Verein sich immer herrlicher entfalte in deutscher Gesinnung, in katholischer Begeisterung, in ungetrübter Eintracht. Das walte Gott!

VI.

Schließen wir unser Bild mit einer Wanderung unter den Cypressen unseres deutschen Gottesackers im Schatten des Petersdomes.

Der 1873 gestorbene von Heyde ist der erste, den der Lese-Verein aus seinen Mitgliedern zu Grabe trug; die Worte auf seinem Grabstein: „Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit" enthalten biographische Andeutungen, wie wir sie ähnlich auch auf anderen Inschriften lesen, z. B.: „Nach stürmischer Fahrt — im stillen Hafen", oder wie es auf dem Monument der 1872 begrabenen Baronin Kinsky heißt: Romae fidem, hic pacem invenit. Die etwas excentrische Dame war als Protestantin unter Gregor XVI. nach Rom gekommen in der Absicht, diesen von dem Irrthum des Katholicismus zu überzeugen. Statt dessen wurde sie selber katholisch: „sie fand in Rom den Glauben, auf unserm Gottesacker den Frieden." In der Wand nebenan ist die Grabschrift des P. Dahmen, der zweimal ein ihm angebotenes Bisthum abgelehnt hatte, um als Katechet im Convertendenhause zu wirken und den Werken christlicher Barmherzigkeit zu leben; er starb im Alter von 90 Jahren, betrauert von Allen, welche den frommen Greis gekannt hatten.

Ueber der Gruft Theiner's († 1874) ist im Relief sein Marmorbild in Lebensgröße angebracht. Die Ruhestätte Diekamps ist von einer Palme beschattet; die Inschrift vom Jahre 1885 an der Wand gibt dem Schmerze Ausdruck, den der frühe Tod dieses so hochbegabten Geschichtsforschers seinen Verwandten und Freunden bereitet hat. Weiter begegnen wir dem Grabstein des Professors Veit Graber von Czernowitz, eines geborenen Tirolers, gest. 1892; der im vorigen Jahre verblichene Schriftsteller Haas aus Wien wird auf der Inschrift als strenuus inter literatos veritatis ad sertor, als „entschiedener Verfechter der Wahrheit in der Gelehrtenwelt" gerühmt; am Morgen, wo er vom hl. Vater in Audienz empfangen werden sollte, erkrankte er und starb nach wenigen Tagen im Alter von 74 Jahren.

Der 1887 gestorbenen Fürstin Sayn-Wittgenstein hat ihre Tochter, die Fürstin Hohenlohe zu Wien, ein doppeltes Monument gesetzt, das von Marmor über ihrer Ruhestätte mit der Inschrift auf dem darüber sich erhebenden Kreuze: „Jenseits ist meine Hoffnung", und einen kostbaren Kelch, den sie zum Andenken an ihre Mutter der Kirche von Campo santo schenkte. Karl Graf Bissingen-Nippenburg hat 1879 reiche Hoffnungen der Seinigen mit in sein frühes Grab genommen. Neben dem Portal der Kirche ruht in der Familiengruft Graf Lützow, der ehemalige österreichische Botschafter beim hl. Stuhle,

Digitized by Google

mit seiner Gemahlin; ein kunstreicher eiserner Leuchter vor dem großen Crucifix in Mitten des Friedhofs bewahrt das Andenken an den 1886 verstorbenen Baron von Pflummern.

Vor diesem Crucifix, das er einst dem Campo santo geschenkt, hat sich Achtermann noch zu Lebzeiten sein Grab bereitet mit der von ihm selbst entworfenen Inschrift:

Vor dem Bildnisse seines gekreuzigten Erlösers, an den er geglaubt, auf den er gehofft, für den seine Künstlerhand geschafft hat, ruht hier in Frieden Meister Joh. Wilhelm Achtermann, geboren Mariä Himmelfahrt 1799 zu Münster, gestorben 26. Mai 1884 zu Rom. Leser, gedenke sein im Gebete, daß am jüngsten Tag er glorreich auferstehe.

Nahe bei einander stehen die Grabsteine der Maler von Gegenbauer und Nadorp, gest. 1876, der des Malers Albert Küchler, Frà Pietro, gest. 1886, und das Grabmal des jungen Bildhauers Karl Fröhlich. Wenn das Monument mit der Bronzebüste des Verstorbenen uns an den 1885 gestorbenen Dr. Taussig, ehemaligen Leibarzt des Großherzogs von Toscana, erinnert, so nennt uns ein bescheidenes Grabsteinchen an der Wand einen angehenden Mediziner, Fritz Metz, den seine Mutter, fern von der Heimath, hier zugleich mit ihren süßesten Hoffnungen in die Erde senkte. Und er ist nicht der einzige, den ein früher Tod mitten aus seinen Studien abberief: auf verschiedenen Grabschriften lesen wir die Namen von Zöglingen des Collegium Germanicum.

Die Grabsteine von Spithöver, gest. 1892, von Hefner, ehemaligem Hauptmann der päpstlichen Zuaven, gest. 1893, von Thelen, 1802—1893, u. a. nennen uns Geschäftsleute aus der deutschen Colonie, während die Inschriften auf den gemeinsamen Grüften der Kreuzschwestern und anderer Klosterfrauen uns nur die Namen und das Datum des Todes angeben. Schön ist die Ueberschrift auf der Gruft der Kreuzschwestern:

Ganz dem Gekreuzigten, darum ganz dem Nächsten;
Der Liebe Christi Stellvertreterinnen.

Besonders am Abende des Allerheiligenfestes versammeln sich die Landsleute zahlreich auf dem nationalen Gottesacker zur Gedächtnißfeier an die Verstorbenen. Nach der Predigt ziehen sie, alle mit brennenden Kerzen in den Händen, in Prozession auf den nächtlichen Friedhof, wo ringsum auf der Mauer oben, und allenthalben unten auf den Gräbern unzählige Lichter brennen und Lampen flimmern. Unter Begleitung von Posaunen singt der mehrstimmige Chor der

Schola Gregoriana das Libera, während die Prozession unter den dunkeln Cypressen und Trauerbäumen betend um die Gräber wallt. Inmitten des Friedhofs spricht der Priesterchor die Gebete der Kirche, und wenn vom hohen Petersdom, diesem großartigsten Grabmonumente der Welt, die mächtigen Glocken ihren Nachtgesang erdröhnen lassen, kehrt die Prozession in die Kirche zurück, wo an dem festlich erleuchteten Sacramentsaltar der Segen gespendet wird. — Lange noch brennen die Lichter still und einsam in dem friedlich milden Dunkel unter den Bäumen und Sträuchern, an dem sich kein Blättchen zu regen wagt, um die Andacht und den Schmerz derer nicht zu stören, welche noch da und dort an einem Grabe weinen — weinen und beten und hoffen.

Das ist in den Hauptzügen das Bild des katholischen Lebens in der deutschen Colonie zu Rom während der verflossenen 25 Jahre seit der Eroberung der ewigen Stadt[1]) — und im Ganzen ist es gewiß ein erfreuliches Bild. Die deutschen Katholiken in Rom sind sich bewußt, daß sie in gewissem Sinne die Vertreter ihres ganzen Volkes beim Stuhle Petri, beim Statthalter Christi sind; daraus erwächst für sie die Pflicht, unter treuer Wahrung nationalen Sinnes fest und unwandelbar zu ihrer hl. katholischen Kirche zu stehen in Wort und Werk, das immer herrlicher erblühende religiöse Leben in der Heimath hier abzuspiegeln, in allen Ständen, und hinwiederum zurückgebend, die Landsleute, zumal wenn sie persönlich nach Rom kommen, zu stärken im Glauben. Was einst der Apostel Paulus von der ersten Christengemeinde in Rom schrieb: quia fides vestra annuntiatur in universo mundo, daß ihr Glaube gerühmt werde in der ganzen Welt, — sollte das nicht auch für unsere deutsche Gemeinde wenigstens bei den Landsleuten in der Heimath gelten? Das ist denn auch das schönste und sicherste Band, das uns diesseits und jenseits der Berge mit einander vereinigt in Einem Glauben, in Einer Liebe.

[1]) „In den Hauptzügen"; denn gar Vieles konnte nur angedeutet werden, und mancher Name, manche Thatsache hätte noch hinzugefügt werden müssen, um das Bild schärfer und vollständiger zu zeichnen. Mit Absicht ist ganz gewiß kein Verdienst verschwiegen worden.

Digitized by Google

Andreas Müller.

Ein Altmeister der Düsseldorfer religiösen Malerschule.

Von

Dr. Franz Kaufmann.

I. Die Jugendzeit.

Andreas Müller wurde am 19. Februar 1811 in Hessen-Kassel geboren. Seine Jugenderziehung erhielt er in Darmstadt, wo sein Vater Großherzoglich-hessischer Galleriedirector war. Die Familie Müller stammte vom Rhein; der Vater des Directors Müller war Kur-kölnischer Geheimrath, folgte dem Kurfürsten Max Franz, der von Bonn vertrieben war, nach Arnsberg, wo er auch starb. Sein Sohn Franz Hubert, ein Mann von mehr als gewöhnlicher Begabung, verließ darum früh die Rheinlande, um sich mit Fleiß und Energie den Weg durch's Leben selbst zu bahnen. 1807 finden wir ihn als Hofmaler des Fürsten Waldeck, 1817 als Galleriedirector in Darmstadt. Die Söhne Müllers besuchten in Darmstadt das Gymnasium, Andreas bis 1829[1]), um sich dann unter der Leitung des Vaters der Kunst zu widmen. Neben seinen eigentlichen Dienstgeschäften hatte sich Director Müller mit Wärme und Verständniß dem neu erwachten Studium der mittelalterlichen Kunst hingegeben. Andreas hat im Jahre 1855 in seinem Gesuche um die Uebernahme der Professorstelle Mosler's in Düsseldorf[2]) besonders betont, daß er dem Vater „bei den rühmlichst bekannten Werken „die Katharinenkirche zu Oppenheim" und „Beiträge zur deutschen Kunst und Geschichtskunde" hülfreiche Hand geleistet habe."

Das Werk über die Katharinenkirche, „ein musterhaft ausgeführtes Prachtwerk", wie Schnaase in seiner Geschichte der bildenden

[1]) Nach einer handschriftlichen Aufzeichnung Andreas Müllers aus dem Jahre 1855.

[2]) Nach einem handschriftlichen Concept aus dem Nachlaß A. Müller's.

Digitized by Google

Künste im Mittelalter (2. Aufl. 3 Bd. S. 425) es nennt, war die Veranlassung, daß die philosophische Fakultät in Gießen den Verfasser zum Doctor der Philosophie ernannte. Der Vater war aber auch ausübender Künstler, „die Naturaufnahmen für das Werk über die Katharinenkirche, wie die Ausführung in aqua tinta, theilweis colorirt, mit Beschreibung sind von seiner Hand. Auch copierte er, um sich im Malen zu üben, die Werke großer Meister, darunter die Madonna della Sedia und malte Portraits in Oel. Er war ein gründlicher Lehrer im Zeichnen und hatte die Zeichenschule in Darmstadt." So berichtet der bekannte Kunstgelehrte Dr. v. Hefner-Alteneck in München und fügt hinzu: „Im Jahre 1834 war ich sechs Monate bei ihm, um Zeichenunterricht zu nehmen, ich habe ihm viel zu danken, für mich ist er zu bald gestorben". [1])

In dieser vorzüglichen Schule erhielt Andreas, wie auch später sein Bruder Karl, eine vielseitige, gründliche Ausbildung. Das häusliche Leben war überaus glücklich. Der Vater selbst „war streng katholischer Richtung" [2]), erzog die Kinder in der Furcht des Herrn, aber im Geiste rheinischer Fröhlichkeit. 6 Kinder zierten das Haus. Der älteste, Hans, starb als Professor der Physik in Freiburg im Breisgau, der zweite war Andreas, der dritte, Constantin, wurde Kupferstecher, der jüngste war Karl. „Andreas und Karl wurden Künstler im religiösen Fach, ersten Ranges" [3]). Dazu kommen zwei Töchter.

Nachdem Andreas unter den Augen des Vaters vier Jahre lang gearbeitet, bezog er 1833 die Akademie in München. Cornelius, der in Rom mit Overbeck, W. Schadow, Ph. Veit und andern sich bestrebte, der Kunst die verlorene Keuschheit und Innerlichkeit wieder zu erlangen und in die Erstarrung einen der christlichen Weltanschauung entsprossenen, lebenden Geist zu hauchen, war seit kurzem durch den kunstsinnigen König Ludwig nach München berufen worden. Andreas Müller, der gründlich vorgebildete Kunstnovize, hatte das Glück unter der Leitung von Julius Schnorr von Carolsfeld und Peter von Cornelius sich weiter auszubilden. Dem Letztern galt die Idee, der Gedanke alles, die Darstellung in Form und Farbe galt ihm als etwas untergeordnetes. Diese Erkenntniß, die dem

[1]) Aus einem unedirten Brief vom 7. Juli 1894 München an den Stadtpfarrer Adalbert Huhn in München.

[2]) So im obenerwähnten Brief.

[3]) So im obenerwähnten Brief des Dr. von Hefner-Alteneck.

scharfsinnigen Jüngling nicht entging, — wie aus Briefen jener Zeit ersichtlich ist — sowie die unwiderstehliche Neigung zur Oelmalerei waren die Gründe, die Andreas Müller bewogen, im Herbst 1834 nach Düsseldorf überzusiedeln.

In Düsseldorf entwickelte sich damals ein überaus regsames geistiges Leben. 1826 war Schadow, „wie ein General umgeben von dem gesammten Stab seiner bisherigen Schüler",[1]) in Düsseldorf eingetroffen. In wenig Jahren hatte er hier eine der bedeutendsten Kunstakademien gleichsam hervorgezaubert, die für sehr viele Kunstjünger einen Anziehungspunkt bildete. Hier „pflog er mit seinen ältern und jüngern Schülern einen wahrhaft patriarchalen Verkehr"[2]), war „allen seinen Schülern ein geistiger Vater"[3]). Das frische, fröhliche Zusammenarbeiten so jugendlicher Kräfte, die sich alle in einer Weise befreundet fühlten, wie Söhne eines Vaters, und das sanfte und fortgesetzte Einwirken dieses geistigen Vaters auf die jugendliche Gemeinschaft durch seine Lehre und seine Werke, war ein idealer Zustand"[4]). Wie auch die Urtheile über diesen seltenen Mann jetzt auseinandergehen, sein reicher, vielseitig gebildeter Geist, sein künstlerisches Wissen, die ihm eigne rasche Erkenntniß und Achtung des jedem Schüler eigenthümlichen Talents, seine praktische Unterweisung, seine unermüdliche Sorge um das Wohl und Wehe seiner Schüler, seine organisatorische Gewandtheit — das sind Eigenschaften, die Niemand Schadow abzusprechen wagt.

Aber auch auf andern geistigen Gebieten entwickelte sich damals in Düsseldorf große Regsamkeit. Um Immermann bildete sich ein bedeutender literarischer Kreis, dem Schnaase und Friedrich von Uechtritz ständig angehörten. Vermöge seiner verständnißvollen Leitung des Theaters wurden Sinn und Geschmack für die classischen Dramen von Shakespeare und Calderon erweckt. Felix Mendelssohn

[1]) So Karl Müller in der Gedächtnißrede auf Deger. Vergl. Akademische Feier zum Andenken an Ernst Deger, geb. 1809, gest. 1885. Düsseldorf 1885. Verlag von Aimé Henry. S. 13.

[2]) A. a. O. S. 14.

[3]) So Julius Hübner in dem Brief an die Akademie aus Anlaß der Semi-Säkularfeier vom 16. Oktober 1879. Vergl. Zur Geschichte der Düsseldorfer Kunstakademie. Abriß ihres letzten Jahrzehnts und Denkschrift zur Einweihung des Neubaus von Karl Woermann. Düsseldorf. L. Voß u. Cie. 1880. S. 31.

[4]) Schadow und seine Schule. Festrede, gesprochen von Prof. Dr. Julius Hübner bei Enthüllung des Schadow-Denkmals ꝛc. Bonn, Max Cohen und Sohn. 1869. S. 12.

Digitized by Google

rief ein bis dahin ungeahntes musikalisches Leben hervor, sein Paulus wurde in Düsseldorf am 22. Mai 1836 zu Pfingsten zum ersten Male gegeben.

Auch in religiöser Hinsicht fand der junge Maler viele Anregung. In der Bürgerschaft der noch kleinen Stadt, die damals noch in blühenden Gärten und fruchtbaren Feldern ruhte, herrschte ein guter, katholischer Geist. Hervorragende katholische Geistliche, besonders die sogenannten letzten Jesuiten[1]) und der gelehrte vielseitig thätige Pfarrer Dr. Binterim im nahen Bilk hatten den Herd der Frömmigkeit und Tugend treu gehütet. „Und der Hintergrund dieses reichen Lebens", wie Julius Hübner sagt, war „die heitre Frische des niederrheinischen Volkscharakters, die fortwährende Berührung mit den großen Culturnationen des Westens, mit Engländern und Franzosen, die Nähe des kunstsinnigen Belgiens und die uralte, tausendjährige Cultur des Rheinlandes, Cöln, das deutsche Rom, mit seiner erhabenen Kathedrale und den unzähligen Kirchen, der alte Rhein, . . . die Wundersagen dieses Stromes."[2])

Es kann darum nicht Wunder nehmen, wenn Andreas Müller, der in Düsseldorf zunächst unter die besondere Leitung C. Sohn's kam, sich dem romantischen Genre zuwandte. Sein erstes Oelbild hat als Gegenstand „Der Knab vom Berg" nach Uhland's Gedicht. Doch blieb Andreas Müller dieser Richtung nicht lange treu — schon in München hatte er einige Cartons biblischen Inhalts gezeichnet. Von dem allergrößten Einfluß auf den Entschluß, sich ganz der religiösen Kunst zu weihen, war ohne Zweifel der Umgang mit Ernst Deger. Dieser junge Künstler (geb. 13. April 1809 in Bockenem bei Hildesheim) war, angezogen von den Erstlingswerken der neuen Düsseldorfer Schule, die er 1829 in Berlin gesehen, nach Düsseldorf übergesiedelt. Dort war er bald der Liebling seiner Studiengenossen. Schadow aber wurde ihm ein väterlicher Freund. Er widmete sich mit besonderer Vorliebe der Ausbildung des begabten Jünglings, sympathisch berührt von dessen tiefsinniger, mit seinen eignen religiösen Grundsätzen und Ueberzeugungen durchaus übereinstimmenden Geistesrichtung. — Dieser Künstler, der bald eine Schaar von Gleichgesinnten um sich sammelte, war be-

[1]) Vergl. Die vier letzten Jesuiten Düsseldorfs. Vier Lebensbilder! Eine historische Skizze von Heinrich Thoelen S. J. Düsseldorf, Verlag von W. Deiters. 1891.

[2]) Schadow und seine Schule ꝛc. S. 15.

stimmt der Mittelpunkt der religiösen Düsseldorfer Malerschule zu werden.

Andreas war mitten in eifrigem Studium begriffen, als ihn der erste schwere Schlag in seinem Leben traf. Sein vortrefflicher Vater starb am 5. April 1835 im kräftigen Alter von erst 51 Jahren eines plötzlichen Todes. Andreas, von Natur ein feuriger, lebhafter Charakter, nahm sich mit der ganzen Liebe eines treuen Sohnes und Bruders der Geschicke der Seinigen an. „Ruhiger und gefaßter in den Willen Gottes", so heißt es in einem Briefe vom 12. April 1835 an die Mutter und die Geschwister[1]), „der da alles, was er thut, gewiß zu unsrer aller Besten lenket, wenn uns schwachen Menschen sein höchster Wille auch manchmal hart und unbegreiflich scheint, habe ich nun für unsere Zukunft und besonders für Dich, liebe Mutter, folgendes überlegt, was mir, wie ich glaube, vernünftig und den Verhältnissen angemessen scheint. Dein Entschluß, liebe Mutter, mit meinen lieben Schwestern nach der Ahr zu ziehen, scheint mir in jeder Hinsicht entsprechend. Entfernt von dem Orte, wo dich alles nur schmerzlich an unsern seligen Vater erinnern würde, wirst du besonders im Zusammenleben mit einem Manne, wie unser lieber Vetter Jakobus ist, gewiß bald die Ruhe und Zufriedenheit Deiner Seele wiederfinden und wieder einer ruhigen und für die Folge gewiß auch wieder heiteren Zukunft entgegensehen können. Außerdem bietet Dir, liebe Mutter, Ahrweiler manches dar, was das Leben von einer materiellen Seite aus betrachtet, Dir gewiß erleichtern wird, indem durch unser Haus, das sich mit wenigem sehr angenehm wohnlich machen läßt, ferner durch den Busch, der Holz liefern wird, und durch den Garten des Vetters, der jetzt doch größtentheils unbenutzt liegt, viele Lebensbedürfnisse befriedigt sind. Nimmst Du nun dazu, daß der Wein auch manchen Thaler einbringen wird und Du außerdem Deine Pension gewiß wohl mit der Erlaubniß bekommst, sie in Ahrweiler zu verzehren, so braucht Dir von dieser Seite betrachtet kein Kummer die Seele zu betrüben. Was unsern lieben Hans angeht, so ist derselbe jetzt ja versorgt und wird gewiß bei seinem Fleiß und seinen Kenntnissen bald mehr die Gunst des Schicksals genießen. Meiner Zukunft sehe ich mit Ruhe und den schönsten Hoffnungen entgegen, da sowohl Director Schadow als auch Hübener[2]) den wärmsten und

[1]) Unedirter Brief aus dem Nachlaß A. Müllers.

[2]) Müller schreibt stets Hübener nicht Hübner.

Digitized by Google

innigsten Antheil an diesem so unerwarteten als traurigen Schicksal genommen haben und mir von beiden die Versicherung wurde, daß bei meinem Fleiß und bei den Fortschritten, die ich gemacht hätte, meine Existenz sehr bald ganz gesichert sein würde. Außerdem hat mir Schadow die frohe Hoffnung gemacht, daß er mein Bild sowohl als auch die Farbenskizze dazu, wenn ich sie in dem Sinne vollendete, wie sie begonnen sei, gewiß verkaufen würde. Ich kann mit aufrichtigem Gesicht sagen, ich fühle die Kraft in mir, gewiß den Hoffnungen Schadows sowohl, wie Hübeners zu entsprechen. In betreff Constantins glaube ich gewiß, daß er mit Fleiß und Ausdauer es bald dahin bringen wird, ein selbstständiger und der Welt nützlicher Mensch zu werden. . . . Mein Plan mit Karl wäre nun folgender, der gewiß Eurer sämmtliche Billigung erhalten wird. Da vor der Hand die Mittel mangeln werden, ihn hierher nach Düsseldorf kommen zu lassen, so wäre mein Plan für ihn der, er ginge vorläufig mit Dir, liebe Mutter, nach der Ahr, wo er Dir gewiß in der ersten Zeit sehr nützlich sein wird. Seine Beschäftigung daselbst wäre alsdann fleißiges Studium nach der Natur, sowohl im Zeichnen als auch im Malen, wozu ich ihm sowohl mit den Mitteln als auch mit Rath und That an die Hand gehen werde. Er kann alsdann von Zeit zu Zeit zu mir nach Düsseldorf kommen, wo ihm durch Beschauung dessen, was hier gemacht wird sowohl, als auch durch den Rath Hübeners und Schadows die Mittel an die Hand gegeben, keinen Strich vergebens zu thun. Habe dann ich erst nur ein Bild verkauft, dann ist in mir die feste Ueberzeugung, daß bei möglichster Einschränkung ich im Stande sein werde, unser beiden Bedürfnisse zu befriedigen und ihn dann ganz zu mir hierher zu nehmen, wo er dann bald etwas tüchtiges zu leisten im Stande sein wird. . . ." Andreas verspricht dann der Mutter, daß er gleich nach Ostern nach Darmstadt kommen will, um den künstlerischen Nachlaß des Vaters zu ordnen, „da Hans und Constantin nicht genaue Kenntniß genug von den Geschäften und Werken unsers seligen Vaters haben und Karl noch zu jung ist." Auch will er, daß im Schlosse, wo die Sammlungen und die Amtsräume des Malers waren, alles liegen bleibe, „weil ich nicht möchte, daß auch nur die geringste Kleinigkeit wegkommen sollte, die dem Verstorbenen nicht angehört hätte." Herrn Geheimrath Schleiermacher bittet er dies vorzutragen. Schadow und Hübener billigten den ganzen vorgebrachten Plan. Die Reise nach Darmstadt will Andreas zu Fuß

machen; sie „wird deßhalb keine großen Kosten verursachen." Andreas' Vorschläge wurden ohne Ausnahme angenommen. Die vortreffliche Mutter, die übrigens protestantisch war, zog mit den beiden Töchtern nach Ahrweiler unter ein Dach mit dem ehrwürdigen Vikarius und Vetter Jakobus Fechemer. Ihren Wittwensitz, „das Doppelhaus, eine Herberge der Künstler", hat mein Vater Leopold Kaufmann in seinen Bildern aus dem Rheinlande in schönster Weise verewigt.[1]) „Das Haus zu Ahrweiler in der Niederhut, ganz nahe bei dem Niederhutsthore gelegen, war ein alterthümlicher Bau, der Wohngelasse für zwei Familien unter einem Dache vereinigte. Gemeinschaftlich waren die Hausthüre, die Flur, die Treppe, der geräumige Hof und das Kellerhaus.

Den kleineren Theil des Doppelhauses hatte bisher der Vicar Fechemer bewohnt; die bei weitem größere Zahl der Zimmer stand jetzt zur Verfügung der Wittwe Müller. Hätten zwei Familien mit Kindern das Haus bewohnt, dann wäre es nicht möglich gewesen, den Frieden zu erhalten; den guten alten geistlichen Herrn konnte aber nichts mehr erfreuen, als wenn es im Hause recht munter zuging. Die einfachen, meist alterthümlichen Möbel, zu denen in einzelnen Zimmern schöne Gemälde und Zeichnungen sich gesellten, gaben dem Ganzen einen gemüthlichen Charakter. Dabei herrschte in dem Hause der freundlichen und lebhaften Wittwe eine so ausgedehnte Gastfreiheit, wie man sie selten findet. Häufig waren alle Zimmer mit Gästen besetzt, wobei es auch vorkam, daß die jungen Leute ein Bett theilen mußten. . . . Im Herbste, wenn die Ferien der Akademie zu Düsseldorf begonnen hatten, war das alte Haus in der Niederhut in Wahrheit eine Herberge der Künstler. . . . So wurden auch eines Tages mit freudiger Aufregung Wilhelm v. Schadow, der hochverehrte Director der Akademie in Düsseldorf, und der damals schon berühmte Maler Ernst Deger bei einer Ahrpartie, die sie unternahmen, von ihren Schülern und Freunden empfangen und brachten einen Mittag an der Tafel der gastlichen Mutter der Künstlersöhne zu." Ganz prächtig waren die Ausflüge, die man von Ahrweiler aus in das romantische Ahrthal machte. „Der Wein, den man mitgebracht hatte, wurde in's kühle Brunnenwasser eingestellt; man brauchte sich nur zu bücken, um den edlen Waldmeister zu pflücken, der den feurigen Wein mit der Poesie des

[1]) Bilder aus dem Rheinland. Culturgeschichtliche Skizzen von Leopold Kaufmann. Köln. J. P. Bachem. 1884. S. 124—133.

Digitized by Google

Frühlings erfüllen sollte. Die Damen breiteten Tücher auf den Rasen aus, und bald lagerte in bunten Gruppen die Gesellschaft in der Runde um die kühle Quelle. Die Maler zogen ihre Liederbücher hervor, und schöner vierstimmiger Gesang wetteiferte mit lustigem Gezwitscher der Waldvögel, die zahlreich in dem dichten Buschwerk ihre Nester gebaut hatten. Das waren schöne Stunden, die hier unter Gesang, Spiel und Becherklang nur zu rasch verflogen; in den Herzen aller aber, die hier des Lebens Lust und Freude gekostet haben, werden sie noch lange Zeit wiederklingen." Die Familie Kaufmann in Bonn, die zur Verwandtschaft des Directors Müller gehörte, hielt mit der Wittwe des Vetter Hubert regen Verkehr. Die beiden Söhne Alexander und Leopold Kaufmann waren stets an der Ahr liebe Gäste, während das Haus der Familie Kaufmann in Bonn für Müller's stets offen stand. Hier war es auch, wo die jüngste Tochter des Director Müller, Friederike, nach ganz kurzem Krankenlager am Typhus starb, während Andreas schon in Italien weilte. Zwischen den Söhnen beider Familien knüpfte sich damals ein Band innigster Freundschaft, das bis zum Lebensende festhielt. Nur Leopold Kaufmann ist noch aus dem Freundeskreise am Leben.

Auch die Hoffnungen, die Andreas für seine Geschwister und sich ausgesprochen hatte, gingen in Erfüllung. Hans[1]) — der später bekannte Professor der Physik in Freiburg — hatte in Darmstadt eine Stelle als Hülfslehrer am Gymnasium und erhielt 1837 eine Lehrerstelle an der Realschule in Gießen. Constantin, der als begabter Kupferstecher in der Mitte der 40er Jahre jung starb, kam nach Düsseldorf. Eines seiner besten Blätter ist das nach dem Gemälde von Fr. Ittenbach (Mindae 1839 ad vivum pinxit) gefertigte Portrait des Erzbischofs Clemens August von Droste-Vischering. Ebenso vortrefflich ist sein schöner Kupferstich nach einer Zeichnung von E. Steinle, das Portrait von J. von Görres 1837. Die Erwartungen, welche Andreas sich wegen seines Bildes gemacht hatte, gingen in Erfüllung. „Der Knab vom Berg" war, wie schon bemerkt, der Gegenstand dieses ersten ausgeführten Oelbildes. Die große Begeisterung der jungen Malerwelt für die Gedichte Uhlands hatte den Anstoß für die Wahl dieses Stoffes gegeben. Schadow

[1]) Gedächtnißrede auf Johann Heinrich Jakob Müller ꝛc. von Dr. Emil Warburg o. ö. Professor der Physik, Freiburg i. Breisg. Univers. Buchd. 1877. S. 2.

hielt Wort. „Meine Schüler müssen Arbeit, müssen Brot haben, um leben und schaffen zu können. Die Blume, die nicht Sonnenschein und nicht Regen hat, muß verdorren und verschmachten" das war der Grundsatz des für seine Schüler väterlich besorgten Mannes.[1])

Das war nicht zum wenigsten der Zweck seiner Gründung des „Kunstvereins für Rheinland und Westfalen". Hören wir darüber Prof. von Rustige. „Der Kunstverein wurde von ihm ins Leben gerufen und wie segensreich dieser gewirkt und bis heute wirkt, ist bekannt. Als hochgebildeter, geistvoller und jedem Salon wohlanstehender Mann, von dem Ph. Veit meinte: er sei ein geborener Minister, fand er Zutritt in den höchsten einflußreichsten Kreisen, und diese wußte er bald für seine hochherzigen Pläne zu gewinnen. Die reichen gräflichen und sonstigen goldbeglückten Herrschaften Düsseldorfs mußten einen Theil ihrer Schätze auf den Altar der Kunst niederlegen und ihren Schlössern und Häusern künstlerischen Schmuck verleihen; Kirchen und Rathhäuser wurden hier mit Fresko-, dort mit Oelgemälden zu Kunsttempeln umgewandelt und nebenher florirte Staffeleimalerei üppig und ergiebig. Ganze Wagenladungen Bilder wanderten auf die Ausstellungen nach Berlin, Hamburg, Bremen u. s. w. . . . Geld und lustiger Muth strömte den jungen Künstlern zu. Denn die sich überall bildenden Kunstvereine wollten etwas von der berühmt gewordenen Akademie haben und auch Liebhaber suchten eine Ehre im Besitz eines Düsseldorfer Bildes. So oft eine fürstliche oder sonst distinguirte Herrschaft Düsseldorf besuchte, wurde die Akademie in Augenschein genommen und Schadow ließ sich die Ehre nicht nehmen, selbst der Führer zu sein. In der Regel wurde dann die Börse dieser Besucher erleichtert und dies oder jenes Bild an den Gönner gebracht." Das Bild Müller's wurde 1835 vom Kunstverein für Rheinland und Westfalen angekauft. Der unermüdlich fleißige junge Maler konnte durch die Vermittlung Schadow's 1836 ein weiteres Bild „Drei singende Engel" an den Herzog von Cambridge in Hannover verkaufen. 1837 wurde vom Kunstverein ein drittes Bild von ihm erworben „Ein lesender Mönch in einem Klosterhofe." Darum konnte Karl schon im Herbst 1835 nach Düsseldorf übersiedeln, wo er in die Sohn'sche Malerclasse eintrat.

Schadow sollte aber in das künstlerische Leben der beiden

[1]) v. Rustige, Düsseldorf und seine Kunstakademie vor 50 Jahren. Köln. Zeitung 1885, 26. December u. f. Aufsatz 4.

Digitized by Google

Brüder Müller noch viel tiefer eingreifen. Die alte Wallfahrtskirche St. Apollinaris bei Remagen am Rhein mit dem dazu gehörigen Gute wurde im Jahre 1836 von den Gebrüdern Boisserée an den Grafen Egon von Fürstenberg-Stammheim verkauft. Dieser, dem durch eine Erbschaft die Verpflichtung überkommen war, eine Kirche zu bauen und auszuschmücken, beschloß den Neubau der baufälligen Kirche, der dem damaligen Dombaumeister Zwirner in Köln übertragen wurde.

Schadow war es, der den Grafen veranlaßte, sich wegen der Ausmalung des Gotteshauses mit den jungen Malern Deger, Andreas und Karl Müller und Ittenbach in Verbindung zu setzen. Die Unterhandlungen hatten einen günstigen Erfolg. Obschon der eigentliche Contract erst im Mai 1839 unterzeichnet wurde, begab sich Deger schon im Herbst 1837 mit seiner jungen Gattin und mit Andreas Müller auf die Reise nach Italien.

II. Der römische Aufenthalt.

Es sind vergilbte Blätter, die vor mir liegen. Sorgfältig hat eine liebende Hand sie geordnet und in einem rothen, auch längst verblichenen Einband gesammelt. Mit überaus kleiner, kräftiger, schöner Schrift sind sie bis ins äußerste Eckchen hinein ausgefüllt. Es sind Briefe, die Andreas Müller im Lenz des Lebens von Rom aus an die geliebte Braut in die deutsche Heimath schrieb. Schon in Düsseldorf hatte Müler zu der tugendsamen und liebenswürdigen Tochter einer dortigen Familie eine wachsende Neigung gefaßt. Katharina Schweden hatte das Glück, in einem frommen Elternhause aufzuwachsen; zwei ihrer Brüder widmeten sich in der Folge dem Priesterstand, während zwei Schwestern ihr Leben Gott im Ordensstand aufopferten. Gerade dieser christliche Geist war es, der das tief fromme Gemüth des jungen Malers nicht zum wenigsten zu der Tochter dieses Hauses hinzog. Die Gewissenhaftigkeit des Künstlers aber war der Grund, weßhalb er das Geheimniß der aufsprossenden Liebe in seinem Herzen verbarg. Erst müsse der Contract mit dem Grafen gesichert sein, so dachte er, ehe er es wagen dürfe, das Geschick der Geliebten an das Seinige zu fesseln. Von Innsbruck aus schrieb er den ersten Brief an seine zukünftige Braut, denn seine Lebensstellung war durch den gesicherten

Contract mit dem Grafen nun begründet. Die folgenden Briefe — es sind 24 — umfassen die ganze Zeit seines ersten italienischen Aufenthaltes vom Herbst 1837 bis Frühjahr 1840.

Je mehr man sich in diese Briefe vertieft, um so reiner und lieblicher sprudelt aus den todten Buchstaben Geist und Leben: aus einer crystallhellen Quelle, aus einem hochgemutheten, kindlich-frommen Künstlerherzen. Es durchdringt diese Briefe eine hohe Auffassung über die wichtigsten Lebensfragen, besonders auch über das Wesen und die Aufgabe der christlichen Ehe. Einen Brautspiegel könnte man sie füglich nennen, ein wahres Muster und Vorbild für fromme Brautleute. Gewiß werden die Erinnerungen an Italien, die Karl von Hase[1]) in Briefen an die künftige Geliebte niederlegte, jeden Kenner dieses Landes durch ihre glänzenden Schilderungen entzücken — aber an Tiefe der religiösen Auffassung übertrifft der Düsseldorfer Künstler ohne Zweifel den Jenenser Theologen.

Außer den Briefen ist uns auch noch ein Rest eines römischen Tagebuches erhalten vom 22. September 1838 — 18. November d. J. und vom 1.—21. April 1839. Dies Tagebuch enthält zwei Abtheilungen.[2]) Die erste Abtheilung — ein glänzendes Zeugniß für das unablässige Streben Müllers nach innerer Vervollkommnung — ist eine tägliche Gewissensabrechnung über den Seelenzustand des Schreibers, während die zweite Abtheilung alles Andere bringt, „was mir an jedem Tage bemerkenswerth erschien." Wenn man diese Aufzeichnungen Müllers mit den vielfach veröffentlichten Selbstbekenntnissen großer Männer und Frauen vergleicht, so muß man sich an der frommen, unschuldigen Seele des 27jährigen Künstlers wahrhaft erbauen.

Nach Ausweis der Briefe und des Tagebuches war der römische Aufenthalt für Müller und seine Genossen von der größten Bedeutung. In doppelter Hinsicht sollte hier ihr Geistesleben Nahrung, Kraft und Weihe finden. Als gläubige Söhne der Kirche hatten sie den heiligen Boden der ewigen Roma betreten und Rom gab ihnen dafür die erhabensten und beseligendsten Eindrücke zurück. Als wohlvorbereitete lernbegierige Maler gingen sie nach Italien, um „christliche Künstler zu werden und sich und ihre Kunst ganz in

[1]) Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte von Karl von Hase. 2. Abdruck. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1891.

[2]) Für die freundliche Ueberlassung der römischen Briefe, des Tagebuches und zahlreicher anderer Briefe spreche ich auch an dieser Stelle den Kindern des sel. Andreas Müller meinen besten Dank aus.

Digitized by Google

den Dienst der Kirche zu stellen." Auch hierin haben sie das, was sie gesucht haben, gefunden.

Das Leben in Rom war für Andreas Müller und seinen gleichgesinnten Freund Deger ein strenges Leben der Pflichterfüllung. „Ernste junge Männer, durch und durch begeistert für das, was uns hier allein beruhigen und dort selig machen kann" — das ist die Charakteristik, die Schadow über sie in einem empfehlenden Briefe an seinen Freund Overbeck gab.[1]) „Täglich stehen wir gewöhnlich um 5 Uhr auf und gehen zur hl. Messe. Nach dem Frühstück wird bis 12 Uhr gearbeitet." Müller geht dann in eine Trattoria speisen, während Deger und seine Frau in ihrer Wohnung essen. Nach der Siesta wird gearbeitet, etwas spaziert, eine Kirche besucht. Abends gemeinsames Abendessen, „ein Butterbrod oder etwas Käse. So vergeht Tag für Tag, Woche um Woche"[2]). Andreas vereinigt sich alle 14 Tage mit seiner Braut geistiger Weise am Tische des Herrn in der hl. Communion. Die Briefe bringen uns die ausführlichsten Schilderungen der kirchlichen Feste. Unter den Cardinälen sind es besonders zwei, die unsere Künstler wegen ihrer hervorragenden Frömmigkeit besonders interessiren. Es ist der heiligmäßige Odescalchi, († 1841), der auch Leo XIII. zum Priester weihte und als Jesuit starb, und der Kapuziner-Cardinal Micara († 1847). Die Briefe haben über beide mancherlei interessante Details. Die Heiligsprechung am 26. Mai 1839 wird ausführlich erzählt. Den edlen Papst Gregor XVI. sehen die Freunde jedesmal mit wachsender Bewunderung. Voller Freude berichtet Andreas, wie der Papst ihn, der in der Kapelle Nikolaus V. im Vatikan beim Copieren der Fresken Fra Fiesole's beschäftigt war, vom Gerüste herunterrief, sich leutselig mit ihm unterhielt und den katholischen Sinn der Rheinländer lobte. Die Rheinländer waren damals durch das „Kölner Ereigniß" in einer erhöhten, religiösen Stimmung. Die Briefe zeigen, daß auch Andreas und sein Freund tief davon ergriffen waren. Voll Gottvertrauen und voll Liebe zur Kirche sind seine Aeußerungen über Clemens August. Mit Freude hört er von seiner Braut die Einzelheiten der Rückkehr des Pfarrers Binterim von der Festung Wesel in seine Gemeinde. Mit einigen Geistlichen führen die Maler einen trauten Verkehr, namentlich mit einem Pater Agostino am Lateran

[1]) Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen, geschildert von M. Howitt. Herausgegeben von Franz Binder. In zwei Bänden. Freiburg 1886. Herder. Bd. II. S. 131.

[2]) Nach den Briefen Müllers an die Braut.

und mit dem bekannten Pater Delacroix, dem langjährigen Rector des Germanikum's, dem Fr. Hettinger in „Welt und Kirche" und neuerdings Cardinal Steinhuber in seiner Geschichte des Germanikums ein Denkmal gesetzt haben.

Auch in die künstlerische Entwicklung der beiden Freunde gewähren uns das Tagebuch und die Briefe einen willkommenen Einblick. Die beiden Künstler sind in ihren Arbeiten wirklich unermüdlich. Es wird fortwährend berichtet von Copieren nach Bildern und Fresken, von Aktzeichnen auf der französischen Akademie, Gewandzeichnen bei Overbeck, Naturstudien in der Campagna, später auch von Studien für die Apollinariskirche. Die Ferien werden benutzt, um in Subiaco, Assissi, Perugia, Siena die ältern italienischen Meister besonders des Cinquecento zu studiren. Oft bricht bei dem Berichte dieser Ausflüge in die herrlichen Bergstädte Italiens bei Müller der Deutsche mit seinem tiefgewurzelten Heimathssinn mächtig hervor und er bekennt unter Klagen, daß alle Herrlichkeit und Schönheit Italiens ihm doch nie die geliebte deutsche Heimath ersetzen können. Er bittet dann jedesmal um recht genaue Nachrichten über alles in Düsseldorf, besonders auch über den geliebten Meister Schadow und den Inspector Wintergerst und die gleichgesinnten Freunde, unter denen die beiden Brüder und Ittenbach, A. Peltz, Raph. Schall, Reinick, Maaßen am häufigsten genannt werden.

An Overbeck, den Jugendgenossen Schadow's in Rom, schloß sich Müller und Deger freundschaftlich an. Sein Name wird gar oft genannt. „Den Nachmittag füllte wie jetzt gewöhnlich ein Spaziergang mit dem guten, lieben Meister Overbeck aus. Wie froh und glücklich bin ich doch, daß der gute Mann so theilnehmend gegen mich ist; was habe ich ihm nicht alles zu verdanken, wie lehrreich ist sein Gespräch, welche Tiefe der Seele spricht aus allen seinen Worten! Overbeck hat die Liebe, mich an jedem Sonntag an einen neuen mir zum Theil noch unbekannten Ort zu führen.[1])" Am 7. November 1838 schreibt Müller an seine Braut: „An Herrn Overbeck und Veit (gemeint ist Johannes Veit) habe ich sehr liebe Freunde gefunden. . . . Overbeck ist ein Künstler von solch außerordentlicher Größe, daß man seinesgleichen nicht leicht finden wird. In seinem Fache ist er, möchte ich wohl sagen, der bedeutendste, der jetzt lebt, und dabei der vortrefflichste Christ und Mensch." Unter

[1]) Tagebuch 23. Septemer 1838.

Digitized by Google

den vielen Aeußerungen Overbeck's, die sich Müller aufzeichnete, kann ich nur einige anführen. Bei der Betrachtung der Fresken des Pinturicchio (jetzt benannt als Nachahmer Pinturicchio's) in St. Pietro in Montorio (3te Kapelle links): „Overbecks Meinung ist, daß man nicht den Anspruch machen müsse, daß jedes Bild bis auf das kleinste durchstudirt und durchgearbeitet werden müsse. Warum, sagt er, soll man nicht auch auf ganz einfache Weise einmal seine Idee, wo es der Zweck erfordert oder die Mittel etwas vollendetes machen zu können, nicht ausreichen, gewissermaßen hinschreiben. Nur ist Hauptbedingniß, daß man im Innern zur klaren Anschauung dessen gekommen ist, was man machen soll, und daß man nicht mit freventlichem Leichtsinn in der Geschwindigkeit etwas auf die Leinwand hinmacht, was gar nicht einmal überlegt ist" (23. Sept. 1838). „Einfachheit ist die Seele jedes Kunstwerkes. Overbeck sagte, als Begleitung zur Architectur darf man nie Effectbilder malen wollen, das ist gegen den Zweck und schadet immer, denn es wird niemals mit der Architectur harmoniren."

Mit Overbeck besuchte Müller auch einstmals Joh. Veit und sah dort zwei Cartons des Phil. Veit für Bilder in der Villa Massimi. Er macht dabei eine Bemerkung, die den Schüler Schadow's verräth: „Wie ist das alles so schön gezeichnet, wie herrlich die schwebende Figur des Dante und der Beatrice und der vor ihm stehenden beiden heiligen Frauen. Dann der bei der Gruppe daneben stehende Einsiedler. Diese Figur ist auch im Bilde so wunderschön gemalt, aber man sieht doch recht gut, was Veit mit Naturstudien gemacht hat. Ich will zwar nicht sagen, daß alles, was er mit Naturstudien gemacht hat, besser sei, aber zu manchem hätte er doch vielleicht gut gethan sich auch etwas zu zeichnen. . . Overbeck bleibt für mich der Meister, bei ihm ist Schönheit, hohe Idealität mit einer gewissen natürlichen Richtigkeit auf das schönste vereinigt." Oefters finden wir noch Overbeck erwähnt. Durch Veits Vermittlung erhalten Deger und Müller „die Erlaubniß, im Vatikan in den Stanzen, bei den Tapeten und bei den Oelbildern zu zeichnen und zu copieren und für mich noch die Erlaubniß, eine Brücke in die Kapelle des Fiesole zu bringen, so kann ich nun noch die paar schönen Compositionen mit dem Leben des hl. Stephanus zeichnen" (2. Oct. 38). Durch Overbeck kamen die Düsseldorfer auch in Berührung mit vielen gleichgesinnten Künstlern, mit dem alten Convertiten von Rohden und dessen Sohn Franz, der jetzt noch als einer der letzten

Schüler Overbecks in Rom lebt und der mit Andreas und Karl Müller bis zum Tode die treueste Freundschaft hielt. Auch werden oft genannt, Schulze, von Oer, Ihlee, Olivier, die „beiden Malteser", Deschwanden, der 1839 mit Deger und A. Müller eine Ferienreise nach Subiaco und Umgebung machte. Die Freunde errichteten einen Componirverein. Die Beschreibung des zweijährigen Stiftungsfestes aus dem Jahre 1840 gebe ich besonders gerne, weil sie zeigt, daß die Düsseldorfer neben der Frömmigkeit auch den Frohsinn und den Humor bestehen ließen.

„Am Donnerstag haben wir das zweijährige Stiftungsfest unseres Componirvereins gefeiert. Einer unserer Freunde hatte zu diesem Zwecke seine Zimmer rein ausgeleert, und diese waren dann festlich geschmückt worden. Zu unsern Vereinsmitgliedern, welche 14 an der Zahl sind, waren noch geladen unser lieber Director Schadow, der sächsische Gesandte Plattner mit seinem Sohne, weiter der alte Rohden, Vater eines unserer Vereinsmitglieder, ein gewisser Dr. Hartmann, Dr. Scholten, der mit Karl und Ittenbach hierher gekommen ist, und der Carbonaro, welcher die Mandoline so wunderschön spielt. In dem festlich geschmückten Zimmer war nun die Tafel aufgeschlagen, darüber an der Wand ein Transparent mit der Inschrift: Die Liebe hat uns vereint. Große Tractamente gab es eben nicht, aber eine vortreffliche Schüssel Maccaroni mit Butter und Käse wurde nicht verachtet; auch die kleinen Credenzas, als Schinken, Wurst, Käse u. s. w. ließen wir uns vortrefflich schmecken, zum Schluß ein treffliches Garofilato (eine Art von Sauerbraten). Nach aufgehobener Tafel erschienen die Damen, denn Damen mit zur Tafel zu ziehen, war erstens kein Platz und zweitens eine Junggesellenwirthschaft auch nicht im Stande, das erforderliche zu leisten. Eine sehr liebenswürdige Dame hatten wir indessen doch bei Tische, da mehrere unsrer Vereinsmitglieder maskirt erschienen, wobei einer als Mädchen sehr liebenswürdig war, so lange der Backenbart unter der Haube versteckt blieb. Als die Damen nun erschienen, wurden im andern Zimmer allerlei Dinge zur Erheiterung getrieben, als gesungen, getanzt, musiciert ꝛc. Du wirst nun auch gerne wissen wollen, wer die Damen waren; nun weil ich so gutmüthig bin, so will ich Dir es sagen. Es waren Frau Deger, Frau von Zuttwich mit Tochter, Fräulein Rohden und Fräulein Pulini, die Braut eines unserer Freunde (des Philipp Veit). Sehr nett erzählte einer der Herrn, ein Tiroler, im Dialect seines Landes,

Digitized by Google

wie ein Tiroler Bauer nach Rom kommt. . . . Er hatte sich nämlich gedacht, wie der Tiroler, der eine Wallfahrt hierher machen will, gerade in die Zeit des Carnevals kommt. Als er nun zum Thore hereinkommt, sieht er gleich die ungeheure Menge von Wagen, zum Theil aufs sonderbarste geschmückt. Das nimmt ihn nun schon sehr Wunder und er steht und weiß nicht, was er dazu sagen soll; nun kommt er auf den Corso, sieht da die ungeheuere Menge von maskirten Menschen, und weil er meint, in Rom sei alles heilig, so denkt er auch diese maskirten Menschen seien lauter Heilige. Als er aber an einem Laden vorbeikommt, wo eine Menge von Masken hingen, wandelt ihn ein Grausen an, denn er denkt nicht anders, als das seien lauter abgeschnittene Gesichter. Nun meint er, am Ende seien wohl alle die auf dem Corso Herumwandelnden arme Seelen aus dem Fegfeuer, die zur Strafe alle diese verschiedenen Formen hätten annehmen müssen, und er geht darum innig betrübt über den Jammer in eine Kirche, wo er ein Vaterunser für diese armen Seelen betet. Die Art, wie er das so erzählte, war wirklich höchst komisch und hat uns allen sehr viel Spaß gemacht. Da hast Du nun eine kleine Beschreibung unserer Fastnachtbelustigungen. . . . Doch bald kommt die Zeit, wo mehrere von uns scheiden werden, viele dieser Freunde sieht man dann in diesem Leben vielleicht nicht wieder, aber die Erinnerung an solche frohverlebten Stunden erfreut einen dann durchs ganze Leben." [1])

Unter den Bekanntschaften, die Müller in Rom anknüpfte, verdient noch Erwähnung das Zusammenleben mit Kaulbach. Am 6. November 1838 berichtet er: „Kaulbach mit Frau und Kind ist unser Zimmernachbar geworden." Es war in der via del Tritone No. 9. Religiös und künstlerisch stand Kaulbach auf einem ganz anderen Standtpunkte als Deger und Müller. Müller berichtet über ihn vertraulich an seine Braut: „Er ist ein sehr geschickter Maler, berühmt, verdient erstaunlich viel, aber in seiner Seele ist nicht das Glück, die Ruhe, die nur dem werden kann, der sich ganz Gott aufopfert. . . . Kaulbach ist Protestant, oder wie ich eigentlich glaube, gar nichts, sein Abgott ist die Kunst." Die junge Frau Kaulbach mit dem Kinde, „dem schönsten Kinde, das ich kenne, dabei so artig und bescheiden", schloß sich bald eng an Frau Deger an und auch die Künstler sehen sich oft und kommen sich näher. Es entwickelte sich eine Freundschaft, die auch im spätern Leben

[1]) Brief an seine Braut vom 26. Februar 1840.

fortdauerte. Auf dem Apollinarisberg besuchte Kaulbach die römischen Hausgenossen und blieb bis ans Ende namentlich mit Deger in Verbindung.[1]) Mit Kaulbach feierten die Düsseldorfer 1838 gemeinsam Weihnachten. Sulpiz Boisserée, der damals mit seiner Frau auch in Rom weilte und auch in der via del Tritone No. 9 abgestiegen war, hat ausführlich darüber berichtet.[2]) Den tiefsten Grund zu der Hochachtung, mit welchem Männer ganz anderer Geistesrichtung zu Deger und seinen Genossen hinaufblickten, hat ein alter Düsseldorfer Studienfreund, der spätere Prof. von Rustige, ausgedrückt: „Reinste Gottesfurcht beseelte sie, Falsch und Heuchelei waren ihrem Herzen so fern, wie das Gute dem Bösen . . . selbst der Freidenker konnte sich erbauen, konnte sich Gedanken machen, welche er längst abgeschüttelt wähnte.“[3])

Die römische Zeit mit all' ihrer Herrlichkeit sollte aber auch ihr Leid bringen. Es war die schwere Krankheit Degers.

Am 5. November 1839 schreibt Müller an seine Braut: „Ich erwähnte nichts von der Krankheit Degers, da er mich ausdrücklich darum gebeten hatte, nichts davon zu schreiben. Er glaubte, es würde mit einer leichten Unpäßlichkeit vorübergehen . . . Deger muß eine lange, schmerzhafte Krankheit durchmachen, die noch immer, nach 24 Tagen nicht geendet ist. . . . Es erfüllt einen mit hoher Freude und Bewunderung, wenn man einen Kranken sieht, der so ist wie Deger. Diese Ruhe, diese Ergebung in den Willen Gottes, kein Laut der Klage, er preist Gott in seinen Schmerzen und spricht: wie er will, das ist auch mein Wille. Es ist rührend, mit welcher Freude Auguste ihren lieben Ernst pflegt, nichts ist ihr zu schwer, keine Mühe, keine Arbeit zu groß, Tag und Nacht ist sie unermüdlich. . . . Arbeiten kann ich nur wenig, meine Gemüthsstimmung ist zu unruhig, aber das macht auch gar nichts, ist mir doch ein hoher Trost an dem Krankenbette Degers geworden, ich habe viel gelernt.“ Am 7ten fährt der Schreiber fort: „Bittere Thränen möchte ich weinen, ich hatte so frohe Hoffnungen . . . o schmerzliche Täuschung. Um unsrer Liebe willen halte es noch für Dich, was ich Dir jetzt mittheile. . . . Heute sagte mir der Arzt — es hat mich schon viele Thränen gekostet — es stehe sehr bedenklich um unsern guten

[1]) Vergl. W. von Kaulbach von H. Müller 1. Bd. Berlin, Fontane 1889. S. 363—366.

[2]) Sulpiz Boisserée 1. Bd. Stuttgart, Cotta 1862. S. 767.

[3]) Düsseldorf und seine Kunstakademie vor 50 Jahren von Z. von Rustige. 26. Dez. 1885 u. f. Köln. Ztg. Aufs. Nr. 7.

Digitized by Google

Deger. Der Arzt glaubt, es sei seine Krankheit die Lungenschwindsucht; er hat wenig Hoffnung, daß Deger wieder vom Krankenbette aufstehen würde. O! wenn Gott ihn wegnehmen sollte, so wird der Himmel um einen Engel reicher. Was es mir aber kostet, was ich an Deger verliere, das weiß Gott nur allein."

Am 11. November lauten die Nachrichten wenig günstig: „Es sind nun wiederum einige Tage zwischen Furcht und Hoffnung vorübergegangen, der arme Deger leidet unendlich, es erfüllt mich mit dem tiefsten Schmerze, wenn ich ihn so leiden sehe, er ist so abgefallen, daß man ihn fast nicht mehr wiedererkennt." Am 12. wird berichtet: „Eben war Pater de la Croix bei mir, um zu hören, wie es unserem guten Deger gehe. Du glaubst gar nicht, welchen innigen Antheil so viele Menschen an dem Schicksale Degers nehmen und mit welcher Achtung und Bewunderung alles von ihm spricht. Wer sich doch auch so hoch in der christlichen Vollkommenheit bringen könnte, wie es Deger gethan!" Am 17. November aber wird eine Besserung berichtet: „Seit wenig Tagen hat sich Degers Krankheitszustand merklich geändert, das Fieber hat ihn verlassen, der Husten ist milder geworden." Am 24. wird berichtet, daß der Zustand Degers andauernd sich bessert. „Es geht täglich besser mit ihm, zwar ist er noch äußerst schwach, aber die Krankheit ist doch vorüber."

Als Schadow mit Karl Müller und Ittenbach am 22. December eintrafen, fanden sie Deger fast wiederhergestellt. An der Weihnachtsfeier, die Schadow für seine Schüler veranstaltete, konnte Andreas wegen Unwohlsein leider nicht theilnehmen. Die Briefe enthalten nun eine lebhafte Schilderung über den Verkehr mit dem väterlichen Freund und Gönner, alle warten gespannt auf das Urtheil, welches er über die Vorstudien zur Apollinariskirche abgeben soll. Deger und Andreas wurden beide von ihrem Meister sehr belobt. Der letzte Brief Müller's ist vom 10. April 1840. Am 13. Juni desselben Jahres führte er seine geliebte Braut an den Altar. Es war in der Maxkirche zu Düsseldorf. Mit der jungen Frau kehrte Müller dann nach Rom zurück. Dort wurde ihm auch das erste Kind geboren.

III. Die Apollinariskirche bei Remagen.

Bis 1842 blieben Deger und Andreas, in eifrige Studien vertieft, in Italien. Im Herbst dieses Jahres kehrten sie zur Heimath zurück und begannen 1843 ihre Arbeiten an der Apollinariskirche,

die sich bis 1851 hinzogen, während Ittenbach und Karl Müller erst zwei Jahre später Italien verließen. Das Wort, das einstens Deger von Rom aus (30. April 1839) an sie geschrieben hatte, hielt sie noch fest: „Ueberwinden Sie muthig jedes scheinbare Hinderniß, sonst sind Sie unmöglich im Stande, für unser hohes Werk im wahren Geiste mitzuwirken. Italien wird Sie neu gebären, man glaubt es nicht zuvor, wie noth es uns christlichen Künstlern thut; erst hier wird uns das hohe Geheimniß aufgeschlossen, erst hier lernt man fühlen, was die Ausschmückung einer Kirche auf sich hat.“ [1]) Sie hatten zudem den großen Vortheil, daß Deger und Andreas Müller sich bereits in die ungewohnte Technik der Freskomalerei vollständig eingelebt hatten. Es begann nun für die vier Freunde eine Zeit des glücklichsten Wirkens auf dem Apollinarisberg. Die jugendfrische Schilderung, die Karl Müller am Abend seines Lebens davon gab, vermag sie uns zu veranschaulichen: „Gar traulich und die Arbeit fördernd war es, wenn wir über Tag auf dem Gerüste, jeder an einer andern Stelle der Kirche, seine frisch gekälkte Wand bemalten und wir dazu vierstimmig Palestrina'sche Weisen sangen, die dann in den hohen Gewölben verhallend uns lebhaft wieder in das kirchliche Leben Roms zurückversetzten. Gar erquickend war es alsdann am Abend unter ernsten und heiteren Gesprächen in der herrlichen landschaftlichen Umgebung umherzustreifen. Es fehlte uns auch niemals an belebender geistiger Anregung, welche uns der häufige Besuch lieber Freunde und vieler hervorragender Männer jener Zeit immer aufs Neue zuführte.“ [2]) Deger und Andreas hatten ihre Frauen mitgebracht. Man wohnte im alten Burghaus. Der Winter wurde in Düsseldorf verbracht.

Ueber das Werk der vier Meister darf ich mich kurz fassen, in kunstverständigen Kreisen ist das Urtheil darüber einig geworden. Was man hier und da gegen das Bauwerk als solches vorgebracht hat, ist, wenn es berechtigt ist, doch nur ein Vorwurf, der den Architecten, nicht aber die Maler treffen würde. Die Ausmalung der gegebenen Flächen ist in vollendeter Weise gelungen. In neuerer Zeit ist in Freskomalerei wohl selten ähnliches geleistet worden. Was schon Wiegmann schrieb, das ist in allen neueren Geschichten der Malerei nur wiederholt worden: „Die unparteiische Kritik hat

[1]) Unedirter Brief Deger's, dessen Benutzung ich der Güte des Herrn Professor Dr. Finke in Münster verdanke.

[2]) Akademische Feier ꝛc. S. 21.

Digitized by Google

es anerkannt, daß die genannten Gemälde mit zu den erhabensten und vollendetsten gehören, die auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst seit Jahrhunderten entstanden sind, und die Düsseldorfer Schule darf auf dieselben mit Stolz hinweisen als auf die schönsten Blüthen ihrer erhabensten Richtung“[1]) und Reber sagt: „Die schönen Rheinufer hatten ein wahres Schatzkästlein neuer religiösen Kunst, die Düsseldorfer Schule aber in diesem Gebiete den ersten Rang unter den deutschen Kunststätten gewonnen.“[2]) Auch P. Stephan Beissel in seinen Aufsätzen über moderne religiöse Malerei erblickt in den Bildern der Apollinariskirche „den Höhepunkt der Düsseldorfer Schule“ und rühmt an ihnen „tiefen Inhalt, sorgsame Ausführung, richtige Zeichnung und freundliche Farbengebung.“[3]) Hübner endlich steht nicht an zu erklären, die „hier ausgeführten Freskobilder gehörten zu dem Größten, was moderne monumentale Kunst geschaffen.“[4])

Die Vertheilung der Bilder der Apollinariskirche vollzieht sich so: Deger malte (nach der Reihenfolge der Entstehung): Die Kreuzigung Christi, ein Bild ebenso von gewaltigem Umfang wie von großartiger Composition und in der Farbe glühend. Darunter vier kleinere Bilder: Christus am Oelberg, die Geißelung, die Dornenkrönung und die Kreuzschleppung. In der Apsis den Heiland als Weltrichter mit Maria und Johannes dem Täufer. Die Auferstehung, die statuarischen Bilder der Mutter Gottes und des hl. Joseph, die zu Lieblingsbildern des katholischen Volkes wurden, und die Geburt Christi. Karl Müller, dessen Bilder sich durch Zartheit, Farbenschönheit und eine fast ans Staffeleibild reichende Vollendung des Details auszeichnen, malte die Anbetung des Lammes, die Krönung Mariens, die Verkündigung, die Vermählung Mariens, den Besuch bei Elisabeth, die Geburt Mariens, ein perspectivisches Meisterstück, und die durch zarte, keusche Anmuth unübertreffliche Gruppe der vorbildlichen Frauen des alten Testamentes. Franz Ittenbach, der sich auch später ganz vorzüglich im statuarischen Heiligenbildniß

[1]) Die Königl. Kunstakademie zu Düsseldorf. Ihre Geschichte. Einrichtung ꝛc. Von R. Wiegmann, Professor u. Secretär der Königl. Kunst-Akademie zu Düsseldorf. Düsseldorf 1856. Buddeus. S. 137.

[2]) Geschichte der neuern deutschen Kunst von Dr. Franz Reber, Director der Königl. Gemälde-Gallerie und Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum in München. Stuttgart 1876. Meyer u. Zeller. S. 397.

[3]) St. Beissel, Der Entwicklungsgang der neuern religiösen Malerei in Deutschland. Stimmen aus Maria Laach 1892. Bd. 42, S. 51 ff., 158 ff.

[4]) Schadow u. s. Schule ꝛc. S. 21.

hervorthat, malte: Maria als Kind die Tempelstufen ersteigend, Joachim und Anna an der goldenen Pforte zu Jerusalem, den auferstandenen Heiland, der als Gärtner Maria Magdalena erscheint, die Schlüsselübertragung an Petrus, Tod und Begräbniß Mariens, Christus, im Tempel lehrend, Aufopferung im Tempel, endlich um den Altar 6 Bilder, die vier Evangelisten, St. Petrus und Apollinaris.

Was insbesondere den Antheil Andreas Müllers an der Apollinariskirche betrifft, so erwarb er sich zunächst durch die hauptsächlich von ihm entwickelte Technik der Wandmalerei mit gekochtem Oel, in welcher die sämmtlichen Gemälde ausgeführt sind, sowie durch die ornamentalen Malereien, welche der Kirche einen großen Theil ihres harmonischen Eindrucks verleihen, das Recht auf dauernde Anerkennung. In dieser Staffirmalerei hat er eine Fülle geschmackvollster Ornamente, originell und zugleich dem Stil des Baues und der Gemälde angepaßt, geschaffen. Auch muß, wie zahlreiche Briefe bekunden, die höchst durchdachte und geistreiche Raumvertheilung und die Auswahl des Stoffes für die Gemälde, die eine gründliche theologische Vorbildung und eine genaue Kenntniß der kirchlichen Malertraditionen verrathen, nicht zum wenigsten Andreas Müller gutgeschrieben werden. Er hatte den Plan mit Deger und Overbeck in Rom durchdacht, entworfen und ihn dann den beiden Genossen in der Heimath zugesandt. Letztere, welche schon vorher ihre Gedanken ausgesprochen hatten, holten noch Schadows Rath ein und erklärten sich bald einverstanden. Bei den bildlichen Darstellungen war Andreas die Aufgabe zugefallen, die Beziehungen der Kirche zu ihrem Patron künstlerisch darzustellen. Auf vier großen Wandflächen stellte er das Leben des hl. Apollinaris dar. Es sind Scenen voll Geist und Leben. Reichthum der Composition, Plastik der Figuren, die das eifrigste Studium nach dem Modell verrathen, entwickelter Sinn für landschaftliche und architectonische Hintergründe offenbaren uns die Schule, in der Andreas gelernt, die großen mittelalterlichen italienischen Meister, namentlich Pinturicchio, an den besonders die „Erweckung der Tochter des Stadthauptmanns von Ravenna" erinnert. Das erste große Fresko zeigt uns die Weihe des hl. Apollinaris zum Bischof von Ravenna. Das zweite ist die erwähnte Erweckung des Kindes. Das dritte zeigt uns eine andere Wunderthat des Heiligen. Durch sein Gebet stürzt das verehrte Götzenbild Jupiter's zusammen, ein äußerst dramatisch aufgefaßtes Meisterstück, ein Lieblingsbild der die Kirche besuchenden

Digitized by Google

frommen Pilger vom Lande. Den Schluß bilden Tod und Glorification des hl. Apollinaris. Meines Erachtens hat man öfters sehr mit Unrecht diesen herrlichen Darstellungen nicht die volle Beachtung geschenkt, die ihnen gebührt. Dann fertigte Andreas noch eine Reihe von Bildern der Familienheiligen des Fürstenbergischen Hauses, liebliche Gestalten, die durch Stich vervielfältigt und sehr verbreitet sind. Ueber der Orgelbühne schuf er die idealen Gestalten der hl. Cäcilia und des königlichen Sängers David.

IV. Die Düsseldorfer religiöse Malerschule.

Wolfgang Müller[1]) hat aus eigner Anschauung die Vertreter dieser Schule uns geschildert: „Zurückgezogen von dem rauschenden Leben ihrer weltlichen Genossen, die sich auf Bällen und Festen, bei Tanz, Spiel, Komödie und Mummenschanz herumtummelten, hat diese Schaar gleichsam eine verborgene Kirche gebildet und in wahrer Frömmigkeit nur den Ideen gehuldigt, welche ihr nicht nur für die Kunst, sondern auch für das Leben als die ersten und nothwendigsten erschienen. Bei ihnen war kein Liebäugeln mit der Macht, kein Blinzeln nach äußerer Pracht zu finden." Was Geheimrath Dr. Jordan im Anschluß an die Gedächtnißrede Karl Müller's über Deger sagte: „Wohl jeder habe mit Rührung vernommen, welch' vollendeter Mensch Deger gewesen, der eine Tugendgröße besessen, die man heutigen Tages fast für Sage halten möchte",[2]) das wird derjenige, der den großen Meistern dieser Schule im Leben näher gekommen ist, unbedingt mehr oder weniger auf Alle ausdehnen. Frei von jeder krankhaften Gefühlsrichtung standen sie in unerschütterlicher Gläubigkeit auf dem felsenfesten Boden der katholischen Kirche, deren Lehren sie in ihrem Leben und in ihrer Kunst in vollkommener Weise zur Richtschnur nahmen.

Darum, und darin liegt das erste Merkmal dieser Schule, ist auch ihre Kunst, wie schon Wiegmann es mit klaren Worten ausdrückt „eine specifisch katholische."[3]) Auch Reber in seiner Geschichte der neuern deutschen Kunst hat es durchgefühlt, daß es der „vorreformatorische Geist" war, den diese Männer in eine unsern

[1]) Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, R. Weigel 1854 S. 45.

[2]) Akademische Feier ꝛc. S. 28.

[3]). Die Königl. Kunst-Akademie zu Düsseldorf. Ihre Geschichte, Einrichtung ꝛc. S. 164.

Kunstanforderungen entsprechende Form gießen wollten. Und er glaubt, daß es ihnen gelungen sei.[1]) Ebenso betont Rosenberg in seiner Geschichte der modernen Kunst, daß der Unterschied dieser Meister und der neuern Gebhardt'schen Richtung „nicht bloß ein Gegensatz verschiedener Kunstanschauungen, sondern auch des Bekenntnisses ist." An ihre Stelle „ist in dem Realisten Eduard von Gebhardt zugleich ein Maler der Reformation, des Protestantismus, getreten."[2])

Was die stilistische Seite dieser Schule betrifft, so bewegen sich ihre Schöpfungen auf dem traditionellen Gebiet kirchlich sanctionirter Vorstellungen. Sie glaubten freilich nicht, die christliche Kunst bestehe in einer mechanischen Reproduction hergebrachter Typen, aber ebensowenig wurden sie Anhänger des Realismus in der christlichen Kunst, der jeden Typus ignorieren zu dürfen glaubt. In Italien, das für die großen Meister der Apollinariskirche die Lehrschule des Stiles wurde, versenkten sie sich vor allem in die Poesie und den tiefen Sinn der zahlreichen noch erhaltenen Werke des Cinquecento, ohne freilich deshalb das Studium der Katakomben und Mosaiken, aber ebenso auch der Blüthe der Renaissance zu vernachlässigen.

Was aber die formelle Seite ihrer Werke angeht, so war Schadow für sie von der größten Bedeutung. Vernehmen wir darüber Karl Müller[3]): „Zu seinen römischen Gesinnungsgenossen befand sich Schadow insofern in einem gewissen Gegensatz, als er, der von ihnen gehegten Meinung gegenüber, nur der große Stil in der Form der Darstellung sei, unter einer gewissen Beseitigung des natürlich Wahren, nächst dem Gedanken, das allein würdige Ziel künstlerischen Strebens, die Ueberzeugung vertrat, daß vielmehr gerade das eingehende Studium der Natur und das Streben nach erreichbarer Naturwahrheit in Form und Farbe vor Mißverständniß und Verirrung in Bezug auf Stil bewahre und die unerläßlichen Mittel an die Hand gebe, den Gedanken in wahrhaft künstlerischer Weise zum vollendeten Ausdruck zu bringen." Das stets betonte und geübte Studium der Natur, das Aktzeichnen eingeschlossen, bildet den Punkt, in dem sich die Düsseldorfer Schule, Schadow folgend,

[1]) S. 394 und 395.

[2]) Vergl. die Aufsätze von Stephan Beissel, Der Entwicklungsgang der neuern religiösen Malerei in Deutschland. Stimmen aus Maria-Laach 1892 Bd. 42 S. 164 f.

[3]) Akademische Feier ꝛc. S. 12.

Digitized by Google

von den sogenannten Nazarenern wesentlich unterscheidet.[1]) Mit Recht weist darum Leopold Kaufmann es als einen Irrthum zurück, wenn neuerdings die Düsseldorfer mit dem Namen „Nazarener" bezeichnet werden.[2]) Vielleicht ist der Irrthum auf die Aeußerung Wolfgang Müller's über den Deger'schen Kreis zurückführen: „Ich glaube diese Richtung am besten zu bezeichnen, wenn ich sie die nazarenische nenne".[3]) Der tieffromme Sinn der Düsseldorfer Maler hat sie in ihrer Liebe zur Natur vor jedem rein äußern Formbehagen, vor jedem Uebermaß bewahrt. Nur das Edle, für ihre erhabenen Zwecke Verwendbare entnahmen sie der Natur und mieden sorgfältig nicht nur das Gemeine, sondern auch das sinnlich Schöne, wo es ihrem zarten Empfinden von dem giftigen Hauch der Sünde berührt schien.

So haben diese Künstler redlich gestrebt, vor falschem Archaismus und vor unwahrer aszetischer Schwächlichkeit, aber auch vor dem Unterwerfen unter den modernen Zeitgeist und vor rein äußerlichem Formbehagen sich zu bewahren. Sie wollten zwischen den beiden Extremen, zwischen dem „Steine des Anstoßes" und dem „Felsen des Aergernisses", von denen Schröers in seinem beachtenswerthen Aufsatz in der „Zeitschrift für christliche Kunst" spricht, hindurchgehen auf der Straße, die zum Heiligthume der wahren kirchlichen Kunst hinführt.[4]) Aber auch auf diesem Wege wollten sie selbständig sein, sowohl den Nazarenern, wie auch den ältern Schülern Schadow's gegenüber, indem sie aus beiden Richtungen das Beste und Edelste in sich zu vereinigen suchten. Sie haben getrachtet, eine neue eigne Form herzustellen,[5]) die den

[1]) Vergl. den höchst merkwürdigen Brief Schadow's an Overbeck 25. Juli 1831 in: Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen ꝛc. Bd. I. S. 545. Wer sich näher über diese Frage orientieren will, der lese das geistvolle Buch des schon alternden Schadow: Der moderne Vasari. Erinnerungen aus dem Künstlerleben von Dr. Wilh. von Schadow. Berlin, Verlag von W. Hertz 1854. Zu unserer Frage besonders S. 81, 83, 108, 177 und 188.

[2]) Prof. Carl Müller von L. Kaufmann. Bonn, Henry S. 2.

[3]) A. a. O. S. 46.

[4]) Vergl. Schnütgen, Zeitschrift für chr. Kunst 1895 S. 155 ff. den Aufsatz von Schroers: „Die kirchliche Kunst in der Gegenwart und ihre nächste Aufgabe."

[5]) Daß ihnen dies gelungen, wird auch anerkannt von Prof. Dr. von Oettingen in der Gedächtnißrede auf Karl Müller. Düsseldorf 1893, Bagel. Seite 16.

„vorreformatorischen Geist" kirchlich traditioneller Kunst zum möglichst vollendeten, naturwahren Ausdruck im Kunstgebild bringen sollte. Sie haben innerhalb der religiösen Kunst einen eignen Stil, den „Düsseldorfer Stil" geschaffen. Ob sie das höchste Ziel ihres Streben erreicht haben, darüber mag die Nachwelt richten.

V. Die Thätigkeit als Professor an der Düsseldorfer Akademie.

Die Maler der Apollinariskirche hatten das große Glück ihr Leben lang in gemeinsamer Arbeit und Freundschaft in vollster Harmonie auf allen Gebieten vereint zu bleiben. Düsseldorf war der Ort ihres Wirkens und Schaffens. Andreas, der durch Patent vom 2. Januar 1855 das Prädicat Professor erhalten hatte, wurde in demselben Jahre nach der Pensionirung des Professor Mosler zum Zeichenlehrer der Elementarklasse, zum Conservator der Kunstsammlungen und zum Lehrer der Kunstgeschichte ernannt. Er verpflichtete sich dadurch, folgende Obliegenheiten zu übernehmen: „Mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, sowie der bei der Anstalt gebräuchlichen Vacanzen den täglichen Unterricht von 11—12 Uhr in der Elementarklasse; das Stellen und Corrigieren der Winter-Modells in der unter den Professoren der Akademie gebräuchlichen Wochentour; die Anwesenheit in dem Kupferstich- und Handzeichnungs-Cabinet zu den zu bestimmenden Tagen der Woche von 12—1 Uhr, behufs der Vorzeigung der Kunstsammlung an die Besucher desselben; die kunstgeschichtlichen Vorträge in zwei in der Woche zu haltenden Stunden für die Zöglinge der Academie; das Ordnen respective in Ordnung halten, der Kupferstiche, Handzeichnungen ꝛc., welche sich im Besitze der Anstalt befinden und welche im Laufe der Zeit neu hinzukommen werden."[1])

Durch diese Ernennung wurde Andreas dauernd mit der Entwickelung der Düsseldorfer Akademie auf das innigste verbunden. In jahrelanger, unermüdlicher Arbeit hat er in diesen verschiedenen Aemtern zu allgemeinster Befriedigung gearbeitet — oft fast überlastet. „Erst am 7. März 1873 wurde Professor Lauenstein, der noch 1869 Schüler Degers war, als Hülfsarbeiter für die Elementarklasse, in welcher er schon lange als solcher gearbeitet hatte, angestellt. Bedeutete schon diese Ernennung zum Theil eine Entlastung

[1]) Nach einer handschriftlichen Aufzeichnung Andr. Müller's vom 17. Januar 1855.

Digitized by Google

des mit Arbeiten und Aemtern überhäuften sehr verdienten Prof. Andreas Müller, so war das in noch höherem Maaße bei der Creirung eines eigenen Lehrstuhls für Kunstwissenschaften der Fall. Andreas Müller's außerordentlich reiche kunstgeschichtliche Kenntnisse waren seit Jahren in den Vorlesungen über Kunstgeschichte... der Akademie zu Gute gekommen. Aber als Conservator aller Sammlungen, außer der Gips-Sammlung, und als Leiter der Elementarklasse war er zu beschäftigt, um die Entbindung von dieser Verpflichtung nicht wünschen zu wollen."[1]) Am 22. April 1873 trat für kurze Zeit Roßmann das Amt als Professor der Kunstwissenschaften an, dem schon am 14. April 1874 Dr. Karl Woermann folgte. Als die Zahl der Schüler noch immer wuchs, schritt man 1877 dazu, eine Parallelklasse zur Elementarklasse zu schaffen, die man unter die Leitung Crola's stellte.

Müller's selbstloser, edler Charakter, seine Pflichttreue und seine Liebe zur Akademie ist bei dem schrecklichen Brand in der Nacht von 19—20. März 1872 auf das Glänzendste an den Tag getreten. Eine unparteiische Zeugin dafür ist die Kölnische Zeitung. Sie berichtet am 22. März 1872 im 2. Blatt: „Ganz besonders verdient Professor Andreas Müller das höchste Lob. Als Verwahrer der Sammlungen mußte er diesen besonders seine Fürsorge widmen und war deshalb in der traurigen Lage, sein eignes Atelier mit dem unschätzbaren Inhalt vernachlässigen zu müssen, das sonst vielleicht noch hätte gerettet werden können. Mit Hülfe einer Anzahl von jungen Malern, deren Tapferkeit höchlichst gepriesen wird, ist es gelungen, die Kupferstichsammlung mit wenigen leichten Verlusten zu retten, ebenso die noch werthvollere Sammlung der Handzeichnungen alter Meister und die kunsthistorische Sammlung von Aquarellkopien italienischer Meister von Ramboux.... Trotz Dampf und Rauch wurde die Rettungsarbeit fortgesetzt, bis das Feuer Decken und Wände ergriff und Niemand mehr widerstehen konnte." Der Schaden, den der selbstlose Künstler erlitten, war nur zu groß. „Aus dem Atelier von Andreas Müller ist ein werthvolles Werk, das bekannte gemalte Crucifix gerettet, dagegen mußte ein großes Altarbild, welches der Meister seit vielen Jahren in Arbeit und beinahe vollendet hatte, auf der Flucht durch die Gänge zurückgelassen werden und ist zu Grunde gegangen. Ein noch

[1]) Zur Geschichte der Düsseldorfer Kunstakademie ꝛc. von Karl Woermann. Düsseldorf, Voß. 1880 S. 16.

schwererer Verlust hat denselben Meister betroffen, indem alle seine Mappen mit einer unschätzbaren und unvergleichlichen Collection von Copien und Durchzeichnungen mittelalterlicher Ornamente, die er in vielen Jahren und auf seinen Reisen in Italien und Deutschland gesammelt hatte, zurückgelassen und vernichtet wurden." Im Archiv der Akademie befindet sich ein ausführlicher Bericht über den Brand, den Müller 1873 zu den Akten gab.

Während der ganzen Zeit seiner Thätigkeit an der Akademie hatte Andreas Müller seine Musestunden benutzt, um productiv künstlerisch thätig zu sein..

Unter den vielen größern und kleinern Gemälden, welche er geschaffen, seien nur hervorgehoben: ein Altarbild, die Mutter Gottes und Heilige darstellend, für die Pfarrkirche in Lank im Auftrag der Gräfin Czerklaes verfertigt; eine lebensgroße hl. Barbara, 1867 im Auftrag des Fürstbischofs Dr. Förster von Breslau gemalt. Zwei seiner bedeutendsten Bilder sind ohne Zweifel die beiden Altarbilder für die Kirche in Zyfflich an der holländischen Grenze, beide durch Kupferstich und Photographie allgemein bekannt, nämlich das Rosenkranz- und das Josephbild, gleich ausgezeichnet durch den dramatischen Aufbau der Composition, wie durch liebevolle Durcharbeitung aller Details. Das Josephbild, dessen erste Ausführung der Brand vernichtete, hat Andreas nach dem Brand zum zweiten Male gemalt und 1877 vollendet.

Leider habe ich die beiden bedeutendsten Tafelbilder Müller's im Original nicht gesehen und kann daher über die Farbengebung nicht urtheilen. Die etwas eingehendere Schilderung dieser Bilder stützt sich für das Rosenkranzbild auf den Kupferstich von F. Seifert, für das Josephbild auf eine große von Hanfstängl in München hergestellte Photographie nach dem im Besitz der Erben Müller's befindlichen Originalcarton.

Bei dem Rosenkranzbilde erblicken wir zunächst auf der untern Fläche eine liebliche Gruppe. Mitten in einer Wiese, der zart ausgearbeitete Blumen entsprießen, steht eine steinerne Bank, auf der Maria, die Himmelskönigin, thront, die Krone auf dem Haupte. Den Hintergrund bildet eine blühende Rosenhecke, in deren Zweige Vögel sitzen. Rechts von Maria kniet der hl. Dominikus in faltenreichem Gewand, mit Entzücken und Erstaunen nimmt er aus der Hand des Jesuskindes, das auf dem Schooße der Mutter steht, einen Kranz von Rosen. Drei Engel — herrliche, jugendliche

Digitized by Google

Gestalten, haben auf Kissen drei Rosenkränze gebracht. Einer kniet mit einem Blicke der Verwunderung auf die neue Begebenheit neben Dominikus, während die beiden andern Engel die Gegenseite der Gruppe schließen. Die Himmelskönigin hat eben ihre Hand ausgestreckt, um von dem Kissen der knieenden Engel den zweiten Rosenkranz zu nehmen, den sie dem Kinde darreichen will. Es ist eine Gruppe von großer Schönheit, voll Ernst, Kraft, Würde und Frömmigkeit, und gemahnt uns unwillkürlich an das Urtheil des alten Kugler über die Düsseldorfer christliche Malerschule gegenüber der Münchener religiösen Kunst: „Doch hat ihre Kunst, sagt er, ihren eigenthümlichen Stil, milder, empfindungsvoller und zugleich coloristischer, wir möchten mit Einem Worte sagen, altkölnischer als jene.“[1])

Ueber dieser Scene erhebt sich — etwa die zwei übrigen Drittheile der Bildfläche füllend, eine figurenreiche Vision. Wir schauen ein Himmelsbild. In den vier Ecken des Himmels sind die vier Symbole der Evangelisten auf Wolken thronend, voll Kraft und Würde. Die Vision selbst ist ein Rundbild. In einem Rahmen von Ranken und Rosen ruht in Mitten ein Medaillon: die Krönung Mariens. Auf dem Himmelsthron sitzt der Heiland, eine Gestalt von Schönheit und Heiligkeit, auf dem Haupte die Krone, in der Linken das Scepter, die Rechte ist erhoben, um auf das Haupt der demüthigen Magd des Herrn, die mit gefalteten Händen dakniet, die Krone niederzulassen. Eine Gruppe musicirender Engel umgibt den Thron, im Hintergrund schwebt der heilige Geist, umgeben von einer liebreizenden Engelschaar. Um dieses Medaillon legen sich 14 kleine Rundbilder, die 14 noch übrigen Geheimnisse des Rosenkranzes darstellend. Auf kleinem Raum hat hier der Künstler durchstudierte, scharfgezeichnete, charakteristische Gruppen geschaffen, die eine jede in sich ein kleines Kunstwerk bilden.

Das Josephbild ist als Pendant des Rosenkranzbildes gedacht. Auch hier nimmt den untern Raum eine Rosenlaube ein. An den beiden Seiten der Laube hängen an Stangen Teppiche in halber Höhe herab, die Behandlung der Hecke ist durchsichtiger. Die Mitte der Laube, die im Rosenkranzbild auf gleicher Höhe mit den Seiten bleibt, erhebt sich hier zu einer thronartigen Höhe. Die Wiese ist gleichfalls mit köstlichem Pflanzwerk belebt und im Geranke der Laube sind zarte Vöglein. Auf einer Holz-

[1]) Kugler, Geschichte der Malerei. 3. Aufl. Leipzig 1867. 3. Bd. S. 268.

bank in der Mitte sitzt Maria als jungfräuliche keusche Braut des hl. Joseph, die Finger ihrer rechten Hand liegen zum Theil in einem Buche, das auf ihrem Schooße ist, während sie mit dem linken Arm das Jesuskind umfängt, das neben ihr auf der Bank steht und sein liebliches Köpfchen an die Mutter schmiegt, dessen Hals es umfaßt hat. In der Linken trägt das Kind eine blühende Lilie, die es dem hl. Joseph reicht, der auf einem Knie vor ihm sich niedergelassen hat. Sein ehrwürdiges, ernstes und doch schönes Angesicht richtet sich zu Maria, ihre Blicke scheinen sich zu begegnen. Vor St. Joseph liegen die Sinnbilder seines doppelten Patronats, der Handwerker und der Reisenden: Axt, Säge, Pilgerstab, Kürbisflasche, Reisehut; in seinem linken Arm ruht das Winkelmaaß. Ein Engel kniet versunken im Gebet hinter ihm, während rechts die Gruppe durch zwei Engel geschlossen wird, einer voll Hingebung die Arme über die Brust kreuzend, der andere bedeutungsvoll ein Spruchband zeigend: „Selig die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Diese Engel sind Gestalten von solch' edler Kraft und vergeistigter Schönheit, daß sie an die besten Werke der alten Italiener erinnern.

Der Aufbau des Ganzen gestaltet sich anders als im Rosenkranzbild. Das Rankwerk der Laube steigt auf und formt in Mitten eine Rundung, die von drei kleinen Medaillons umgeben ist. In den vier Ecken des Oberbildes aber läuft es in vier größern Medaillons aus. Der leere Raum zwischen Mittelbild und Eckmedaillons wird belebt durch sechs rechtwinkelige Pässe, zwei mit Schriftbändern, zwei mit Distel- und Passionsblumenornamenten. In dem Rundbild der Mitte ist der selige Tod des hl. Joseph dargestellt. Er liegt da auf dem Sterbebett, Schmerz und Ergebung auf den durchfurchten Zügen; seine Hände sind voll Innigkeit gefaltet: er betet. Der Heiland, zur Linken des Bettes sitzend, hält mit der Rechten den hl. Joseph umfangen, seine Linke ist ausgestreckt wie einladend nach dem Himmel. Maria kniet, dem Beschauer zu einem Drittheil zugekehrt, vor dem Bette mit gefalteten Händen; sie ist gefaßt in Gottes Willen. Sie will mir als die wenigst gelungene Figur dieses Bildes erscheinen. Auf Befehl des Heilandes sind die Engel schon herbeigeeilt, um sich zu erbauen an dem Tode des Gerechten, andere Engel ober dem Heiland erwarten mit Palmzweigen in den Händen seine Seele, sie bilden aufsteigend eine Art von Himmelsleiter, an deren Ende das

Digitized by Google

himmlische Licht leuchtet. Es ist eine durch und durch fromm empfundene Darstellung. Die vier Eckmedaillons zeigen die Vermählung Marien's mit Joseph, ein Bild von classischer Schönheit, die Geburt Jesu, Flucht nach Aegypten, Gang der hl. Familie zum Tempel. In beiden letztern Bildern zeigt Müller wieder seinen entwickelten Sinn für das landschaftlich Schöne. Die drei kleinen Medaillons stellen dar: Der hl. Joseph wird von Engel gemahnt, Maria zu sich zu nehmen; Maria und Joseph an den Pforten Bethlehems abgewiesen, und die Mahnung nach Aegypten zu fliehen. Das Ganze ist eine Composition voll Großartigkeit, Tiefe des religiösen Empfindens und Naturwahrheit des Ausdrucks. Möchte sie in Reproductionen wie das Rosenkranzbild mehr und mehr in recht vielen Familien Eingang finden als Gegenstand der Erbauung und als wahres Kunstwerk!

Sehr tief empfunden ist das Reliquiarium, im Auftrage des Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg gefertigt, welches in Kreuzform das Leiden Christi darstellt und das, später in größerm Maaßstab ausgeführt, jetzt im Besitz der National-Gallerie zu Berlin und auch durch den Kupferstich vervielfältigt ist. Ueberall waren diese Bilder willkommen, wo gläubige Gemüther nach dem bildlichen Ausdruck ihrer Andacht in den durch die Kirche gesetzten Formen verlangten. Denn Niemand, der mit dieser Forderung an sie herantritt, wendet sich enttäuscht ab. Jedes der Gemälde Müller's bietet einen Schatz katholischer, inniger Empfindung, die er mit mittelalterlicher Reinheit, aber doch zugleich mit der Frische einer jüngern Zeit in Anmuth und süße Keuschheit kleidet. Mit der sich versenkenden Liebe der mittelalterlichen Meister sind die hehren Gestalten, die Müller darstellt, umgeben von mannigfaltigen belebenden Motiven an zierlichem Pflanzenwerk und zutraulich kleinem Gethier. Wäre Müller nicht in seinen nächsten Berufsarbeiten an der Akademie so sehr beschäftigt gewesen, so würde die Nachwelt sich noch an mehr Gaben seiner Staffelei erfreuen dürfen.

Als Vorsteher der Sammlungen trat Müller mit Erfolg auch einmal schriftstellerisch hervor. Im Jahre 1860 erschien als Resultat einer Entdeckung die Schrift: „Ein Kupferstich von Rafael in der Sammlung der Königl. Kunst-Akademie zu Düsseldorf, beschrieben von dem Conservator dieser Sammlung, Andreas Müller, Historienmaler und Königl. Professor. Düsseldorf, Buddäus 1860." In dieser Schrift versuchte Müller nachzuweisen, daß

Rafael, was bisher unbekannt war, auch als Kupferstecher sich versucht habe. (Inzwischen ist nur in Madrid ein zweiter Abdruck ermittelt worden). Von vielen Seiten gingen dem scharfsinnigen Forscher Anerkennungen zu, die Oesterreichische Goldene Medaille, die Ehrenmitgliedschaft der Akademien von Amsterdam und Lissabon. Viele beglückwünschende Schreiben von allerhöchster Seite sind noch vorhanden, Napoleon III. sandte eine prachtvolle goldene Tabackdose, das N und Krone in Brillanten.

Zweimal kam Andreas durch seine reichen Kenntnisse mit kunstsinnigen Fürsten in nähere Berührung. Der Fürst Karl Anton von Hohenzollern berief ihn in den 60er Jahren zur Ordnung seiner werthvollen Kunstsammlung. Müller completirte im Auftrag des Fürsten namentlich dessen Kupferstichsammlung in erster Linie durch die fast vollständige Ergänzung der Dürer'schen Kupferstiche und Holzschnitte. Auch die decorative Ausschmückung des Kunstsaales des Fürstlichen Schlosses zu Sigmaringen wurde Müller übertragen, der auf diesem Gebiete besondere Begabung und Kenntniß besaß.[1]) Derselbe wählte einen fortlaufenden, ornamentalen, friesartigen Wandschmuck, in welchem als Brustbilder eine große Anzahl hervorragender Künstler des Mittelalters angebracht sind. Diese Malereien wurden von Prof. Müller, seinem begabten Sohne Franz und von Lauenstein in Oelwachsfarbe ausgeführt. Wegen seiner Professur konnte Müller nur die Ferienzeit dazu verwenden.

Ende der 70er Jahre trat der Fürst Adolf von Schaumburg-Lippe mit Müller in Verbindung. Hier concentrierte sich zunächst die Thätigkeit Müllers auf die Restauration der vielen werthvollen alten Bilder. Seine Tüchtigkeit in diesem Fache hatte Professor Müller bereits gezeigt bei Wiederherstellung des berühmten Rubensbildes der akademischen Gallerie, welches durch den Akademiebrand Schaden gelitten hatte. Die Restauration der Schloßkapelle in Bückeburg konnte er nur mehr beginnen und mußte diese Arbeit, durch Krankheit verhindert, seinem Sohne Franz abtreten.

[1]) Näheres in Lübke's Aufsatz: „Die fürstlichen Sammlungen in Sigmaringen" in: Bunte Blätter aus Schwaben. Berlin und Stuttgart, Spemann 1885 S. 120 ff. Lübke lobt insbesondere auch die von Müller restaurierten Bilder: „Die von Andreas Müller ausgeführten Herstellungen lassen die diesem Künstler eigne gewissenhafte Behutsamkeit nirgends vermissen."

Digitized by Google

VI. Das Ende.

Im Jahre 1881 wurde Müller plötzlich aus seiner vielseitigen Thätigkeit herausgerissen. Infolge einer heftigen Gemüthsbewegung traf ihn ein Schlaganfall, der ihn der freien Bewegung seiner Glieder und der Sprache beraubte. Unsäglich schwer hat er in demüthiger Unterwerfung unter Gottes Willen gelitten. Sein lebhafter, sprühender Geist blieb thätig, er aber war stumm und auch die Hand hatte nicht mehr die Kraft, den Griffel zu führen, um seine künstlerischen Ideen darzustellen. Oft ist er in Thränen ausgebrochen, wenn er vor alten Entwürfen sinnend saß, ohne sich ausdrücken zu können. 1883 wurde seine treue, von ihm heiß geliebte Gattin zu Grab getragen. Er aber umfaßte mit einer größeren Innigkeit das Kreuz seines Heilandes. Der öftere Empfang der hh. Sakramente war sein Trost und seine Stärke. Fast neun Jahre lang hat der Dulder so gelitten, treu gehütet von der zärtlichen Liebe seiner Kinder. Am 29. März 1890 Nachts 3 Uhr hatte er ausgekämpft.

„Mit ihm ist heimgegangen ein getreuer Diener seines Gottes, ein tiefgläubiger Sohn der katholischen Kirche, ein liebevoller Gatte und Vater, ein barmherziger Freund der Armen, ein gottbegeisterter Künstler, ein Altmeister der christlichen Malerei, dessen Genius einzig der Verherrlichung des Heiligthums geweiht war.“[1])

[1]) So P. Ewald Fahle O. S. Fr., der langjährige Freund und Beichtvater Müller's, auf dem Todtenzettel.

Digitized by Google

FEB 15 1912

Digitized by Google

Digitized by Google